






87 —

[illegible]
1885.

Abhandlungen.

GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

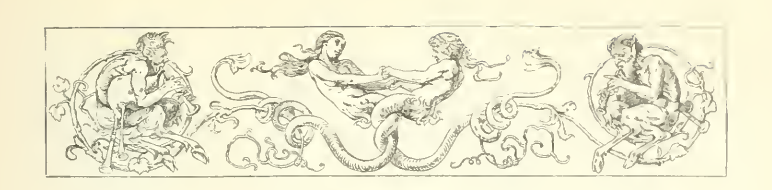
DR. LUDWIG GEIGER.

ERSTER BAND.



FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RUTTEN & LOENING.
1880.

Druck von August Osterrieth, Frankfurt a/M.



Vorwort.



Am 28. August 1879, an Goethe's 130. Geburtstage versandte ich an viele mir persönlich oder ihren Leistungen nach bekannte Goetheforscher und Literarhistoriker ein Rundschreiben, in welchem ich sie zur Mitarbeit an einem von mir herauszugebenden Goethe-Jahrbuch aufforderte. Die Hauptsätze jenes Rundschreibens lauteten folgendermassen:

»Dieses Jahrbuch hat die Aufgabe, ein Repertorium der Goethe-Literatur zu werden, welches das bisher sehr zerstreute und nicht leicht zugängliche Material dem Gebildeten in einer leicht zugänglichen Sammlung vereinigt darbieten und welches alle diejenigen, welche der Erforschung, Erklärung und Verbreitung von Goethe's Werken ihre Thätigkeit widmen, zu einer gemeinsamen Arbeit verbinden soll.

Um diesen Zweck zu erfüllen, wird das Jahrbuch in 4 Abtheilungen zerfallen müssen. Es wird

1. *Ungedrucktes Material* bringen: Briefe und Aktenstücke, welche von Goethe geschrieben oder an ihn gerichtet sind, Dokumente, welche auf ihn, seine Freunde und Feinde, die Kreise, in denen er sich bewegt, die Personen, die er

beeinflusst hat, Bezug haben. Die Verzettelung gerade dieses Materials in Monographieen, Zeitschriften und Sammelwerken ist überaus störend; die Schaffung eines Centralorgans würde einen solchen Uebelstand nicht mit einem Male aufheben, aber sie würde die Nützlichkeit der Centralisation zeigen und dieselbe langsam vorbereiten.

2. *Abhandlungen, Vorträge, Aufsätze,* in denen allgemeine auf Goethe bezügliche Fragen erörtert, über den Stand der Goethe-Forschung Bericht erstattet und namentlich dem grössern gebildeten Publikum, das noch immer an eine oberflächliche Art der Literaturbehandlung gewöhnt ist, durch formvollendete und inhaltsreiche Aufsätze die Möglichkeit gewährt werden soll, in das Getriebe der ernsten Arbeit hineinzublicken.

3. *Kritische Untersuchungen,* Forschungen über Textfragen, über Entstehung und Zusammenhang Goethe'scher Werke, Beiträge zur Erklärung derselben, Nachforschungen über einzelne Lebensereignisse des Dichters und der ihm nahestehenden Persönlichkeiten.

4. *Bibliographie,* d. h. ein genaues Verzeichniss aller in dem vom Jahrbuch umfassten Zeitraum erschienenen Aufsätze, Abhandlungen und Bücher, ein Verzeichniss, das aber nicht blos das Erschienene aufzählt, sondern je nach der Bedeutung desselben den Inhalt bespricht. So würden z. B. die während des Jahres zum ersten Male veröffentlichten Briefe nicht einfach genannt, sondern in chronologischer Ordnung, in regestenartiger Bearbeitung mitgetheilt werden.

Unter dem Titel: *Miscellen* könnten endlich verschiedenartige Notizen, die in keiner der früheren Abtheilungen ihren Platz fanden, vereinigt werden.«

Dieses Schreiben fand die günstigste Aufnahme. Wenige Wochen nach seiner Versendung war ich in der

glücklichen Lage, von fast allen Seiten zustimmende Erklärungen — nur Wenige hielten es nicht der Mühe werth zu antworten — und Anerbietungen von Beiträgen zu besitzen, welche das Zustandekommen des Jahrbuchs vollkommen sicherten. Freilich liefen manche Beiträge später ein, als ich erwartet hatte, so dass der Druck erst Ende Januar beginnen und die Ausgabe des Buches nicht an Goethe's Todestag, wie ursprünglich beabsichtigt war, erfolgen konnte. Doch soll der 22. März für das Erscheinen der folgenden Bände als Termin strict eingehalten werden. Der späte Beginn des Unternehmens war aber nicht blos für rechtzeitige Beschaffung der Beiträge, sondern auch für die Vervollständigung der Bibliographie ungünstig; es war unmöglich, Zeitungen aus früheren Wochen und Monaten zu erlangen, welche Briefe und Abhandlungen von und über Goethe gebracht hatten. Gar Manches wird mir daher entgangen sein. Zur Erreichung möglichster Vollständigkeit muss ich die Unterstützung der Fachgenossen und Verleger in Anspruch nehmen und ich richte auch an dieser Stelle an Alle die ergebene Bitte, der Verlagshandlung oder mir Zeitungen, Zeitschriften und neue Bücher, welche Neues von und über Goethe enthalten, einzusenden.

Trotz dieser Mängel, deren ich mir wohl bewusst bin, darf ich den vorliegenden ersten Band des Goethe-Jahrbuchs mit frohem Vertrauen dem Publikum übergeben. Es ziemt dem Herausgeber einer derartigen Sammlung nicht, sein Werk zu loben und die einzelnen Beiträge zu rühmen, aber es bleibt mir eine höchst angenehme Pflicht, den neunundzwanzig Genossen, welche grössere oder kleinere Beiträge für diesen Band eingesendet haben, auf's Herzlichste zu danken. Nicht minder lebhafter Dank sei aber auch den verehrten Männern dargebracht, welche, für die kommenden Bände ihre Mitarbeit in Aussicht stellend, diesmal nur mit warmen Worten ihre Theilnahme an dem

Unternehmen bezeugt haben. Möge die thatkräftige Unterstützung aller derer, welche sich der Goethe-Forschung weihen, den folgenden Bänden dieses Jahrbuchs nicht fehlen und den Herausgeber in den Stand setzen, das Werk würdig zu machen des Heros, dessen Erkenntniss und Verständniss es zu befördern sucht.

Berlin, 22. März 1880.

Ludwig Geiger.



Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Forschungen.

III. Neue Mittheilungen.



1. Bettina von Arnim.

von

Herman Grimm.



Bettina ist den 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren. Sie verheirathete sich mit Achim von Arnim 1811 in Berlin. Ihr »Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde« erschien 1835. Ihr Todestag ist der 20. Januar 1859.

Ihrem Briefwechsel mit Goethe geht der mit ihrem Bruder Clemens Brentano und der mit der Stiftsdame Caroline von Günderrode vorauf. In den drei Büchern ist die Geschichte der Kindheit und Jugend Bettina's enthalten. Aus diesen Zeiten erzählte sie am liebsten und lebendigsten. Ihre Mutter war Maximiliane von La Roche, die Goethe so reizend beschreibt, wie sie auf der Grenze der Kindheit noch in ihrer Mutter Hause ihm zuerst entgegentrat, und die ihm als junge Frau in Frankfurt dann so theuer war. Maximilianens Gestalt lieferte die letzten Züge für Werthers Lotte, und ihr Mann, Bettina's Vater, die letzten Accente zum unbehaglichen Albert des Romanes. Sie war Brentano's zweite Frau, der nach ihrem

frühen Tode selbst bald starb. Viele Brüder und Schwestern, alle durch Schönheit und Geist ausgezeichnet und in der Besonderheit ihres Wesens sich selber am meisten verständlich, bildeten eng aneinandergekettet, nun eine grosse Familie, in deren Kreis Alles was ihnen durch Verwandtschaft oder Freundschaft näher trat, hineingezogen wurde. Das alte Familienhaus, der Goldne Kopf in der Sandgasse in Frankfurt, blieb die Centralstätte dieser republicanischen Gemeinschaft, innerhalb deren Bettina's Natur sich ungezwungen entfaltete.

Bettina's und ihrer Geschwister Element war das »persönliche Erlebnis«. Der Moment erfüllt sie ganz, und zugleich der Drang die Dinge niederzuschreiben. Bettina's Briefe sind eine fortlaufende Chronik. Nicht anders die ihres Bruders Clemens, der in noch höherem Maasse als sie das Zufällige des täglichen Lebens erfasste und gestaltete. Lebenskraft und unverwüstliche Frische begünstigten diese Sehnsucht, die Welt von immer neuen Seiten kennen zu lernen. Bettina war nie krank, nie, bis auf die allerletzten Lebensjahre, auch nur leidend, nicht einmal besser oder schlechter aufgelegt, was doch sonst das allgemeine Loos ist. Es lag etwas Siegreiches in ihr. Völliges Vertrauen beseelte sie dass Alles auf gutem Wege sei. Verkehr mit Menschen und lebhaftes Betreiben einer bedeutenden Angelegenheit waren ihr unentbehrlich. Ueberall fühlte sie sich zu Hause. Von Kind auf war sie daran gewöhnt, unterwegs zu sein. Wir finden sie am Main, am Rhein, in Baiern, Oestreich, Thüringen, immer an jedem Orte von Freunden oder Verwandten umgeben.

Diesen Zustand ihres Mädchenlebens hat Bettina ihr Lebelang als den eigentlich realen angesehen. Die Zukunft musste ihr offen stehen wenn ihr wohl sein sollte. Das öffentliche Dasein, in das ihre Jugend fiel, begünstigte die Weltanschauung. Die alten Formen brachen

in Deutschland zusammen. Frische Talente tauchten überall auf, ohne durch Parteien gedämpft oder in Beschlag genommen und von der eigenthümlichen Bahn abgelenkt zu werden. Jeder ging ruhig die eigenen Wege damals, nur das grosse Ziel war ihnen allen gemeinsam. Dichtung, Philologie, Naturwissenschaften, Philosophie und Politik bildeten das allgemeine Meer, auf dem jeder seinen Curs suchte, jeder aber die Segel der Uebrigen doch stets im Auge hatte. Lauter jugendliche Kräfte, ohne Rückblick auf das Vergangne, vielmehr in der ungeheuren Erwartung stets befangen was der nächste Tag denn bringen werde. Jetzt, wo ich meines Vaters und Onkels Jugendbriefe lese, empfinde ich recht, wie damals alle Vergangenheit verschwunden schien und alles Heil nur im Zukünftigen lag. Bettina's Loos war, den Besten unter denen die so dachten und in diesem Geiste arbeiteten, ganz nahe zu stehen bei Einigen bis in die Werkstätten ihres Geistes einzudringen. Goethe's und Beethovens Briefe an sie, deren ächte Form wir nun ja kennen, zeigen wie ernsthaft beide Männer Bettina nahmen. Ernst war die Signatur jener Zeiten. Bettina besass die Kraft, die Gedanken der Epoche in sich aufzunehmen und durch unablässiges Studium nach vielen Richtungen in sich zu entwickeln. Den Abschluss ihres jugendlichen Strebens bildete ihr Verkehr mit Goethe, für den sie wohl vorbereitet war.

Nach Berlin gelangte sie mit Savigny, der an die neue Universität berufen worden war. Savigny's Frau war Bettina's Schwester. Auch Clemens Brentano ging dorthin. Er war sieben Jahre älter als Bettina und gleich ihr seit langen Jahren schon mit Achim von Arnim eng befreundet. Unter den Briefen Arnims an meinen Vater und Onkel (deren Herausgabe ich vorbereite) ist sicherlich der der schönste, in dem seine Hochzeit mit Bettina geschildert wird. Wenn mein Vater von Arnim sprach, schlug er

1*

einen eigenen feierlichen Ton an. Es war als trete Arnim ihm innen vor die Augen. Arnim und Goethe waren seine höchsten Erinnerungen. Grosse Talente die zu früh sterben haben etwas Heiliges. Auch in Arnims Natur lag das Siegreiche, Freudige, Unbelastete das Bettina eigen war, nur in anderer Ausprägung. Bettina hatte südliches Naturel, dunkles Haar und dunkle Augen, sie ging los auf die Dinge und suchte sie sich zu Willen zu formen; Arnim war mehr eine nordische Natur und eher zurückhaltend. Er war für das Landleben geschaffen. Er war der ächte preussische Edelmann. Wo er eingetreten sei, hörte ich erzählen, da sei es gewesen, als trete ein guter Geist ein. Eine gewisse Atmosphäre von Vornehmheit und Freudigkeit habe ihn umgeben, die sich den Andern mitgetheilt. Er war schön, gefällig, und frei und kühn und einfach in seiner Seele. Sein Styl hat alle diese Eigenschaften. Kein grösserer Contrast, als der zwischen ihm und Clemens Brentano in ihrer Correspondenz hervortritt. Arnims Namen umgiebt auch in der Litteraturgeschichte ein eigener Glanz, aber seine Werke sind wenig bekannt und das Beste darin zu wenig von dem weniger gelungenen unterschieden.

Als Bettina so nach Norddeutschland kam, bereiteten sich die Kämpfe gegen Napoleon erst vor und das Leben hatte auch in Berlin etwas Erregtes. Die Kämpfe traten dann ein und wurden siegreich durchgeführt. Auch der Siegesjubel aber verrauschte endlich und nun wurde es still und stiller in Deutschland. Von den unendlichen Hoffnungen die man Jahre lang gehegt hatte und deren sichere Erfüllung die Freiheitskriege zu bestätigen schienen, war nichts geblieben. 1820 schon sprach Goethe von dem Gefühle der »absoluten Werthlosigkeit der Gegenwart«. Bettina fing nun erst an, sich völlig im neuen Leben einzuwohnen. Ihre Kinder umgaben sie und lange Zeiten brachte sie mit ihnen in der Einsamkeit des märkischen Landlebens

zu. Sie erzählte wenig aus diesen stillen Jahren. In sie fällt als das Wichtigste der Verkehr mit Schleiermacher, der ihre Söhne confirmirte und mit dem sie inhaltreiche Briefe gewechselt hat, die noch ungedruckt daliegen.

Bettina war gerade zu der Zeit ihrer Verheirathung mit Goethe auseinandergekommen. Sie war mit Arnim nach Weimar gegangen und hatte es dort scharf gegen Goethe's Frau verfehlt. Ich habe noch Briefe von Arnim's Hand an Riemer, in denen er wenigstens eine Zusammenkunft mit Goethe zu erreichen strebte. Dieser aber zog sich zurück. Die alte Intimität war aufgehoben und Bettina und Arnim empfanden den Verlust schmerzlich. Zu natürlich, dass beider Gedanken immer wieder zu Goethe zurückkehrten. Anfang der zwanziger Jahre wurde in Frankfurt der Gedanke gefasst, Goethe in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen. In Boisseree's Briefen, sowie in Rauchs Leben von Eggers sind viele Details darüber zu lesen. Auf den letzten Seiten des »Tagebuches« (das den dritten Theil des Briefwechsels mit einem Kinde bildet) erzählt Bettina, wie jetzt die Zeichnung des Goethe-Monumentes entstand, welche sie selber dann Goethe nach Weimar brachte. Sie wollte zeigen, wie er ihr von Anfang an erschienen sei. Durch Jahre zog sich die Sache hin, für die Arnim mit demselben Eifer wie sie selbst eintrat. Arnim starb 1831 und im folgenden Jahre Goethe. Der Kanzler von Müller sandte Bettina ihre Briefe aus Goethe's Nachlasse wieder zu. Der Gedanke kam über sie, Goethe in ihrer Weise das Monument nun zu errichten, das man in Marmor nicht hatte ausführen wollen. Ihre Zeichnung sollte das erste Blatt des Briefwechsels mit einem Kinde bilden, dem Titel gegenüber auf dem sich die Widmung »Seinem Denkmale« findet. Doppelt vereinsamt fand Bettina in der Arbeit an diesem Buche die Thätigkeit, deren sie bedurfte. Ueber den alten Briefen erwachten die fernen Jugendzeiten in

ihrer Seele. Was sie Goethe hatte schreiben und sagen wollen ohne es ausgesprochen zu haben, und zugleich, was er selber, ihren Gedanken nach, hätte schreiben können, sollte nachträglich nun gesagt werden. Die Früchte sollten reifer und süsser an den Zweigen hängen als früher und die Zweige nun sich herabneigen um sie pflücken zu lassen. Aus dieser Stimmung heraus entstand dieses einzige Buch, von dem Meusebach am Schlusse seiner Recension mit Recht sagte, es werde Mühe haben sich der Unsterblichkeit zu entreissen.

Bei jedem Menschen, wenn er an seine Jugend denkt, sitzt die Phantasie am Webstuhl wie Penelope, immer die alten Fäden wieder aus dem Gewebe ziehend um ein neues daraus zu weben. Auch die exacteste Erinnerung, wenn sie die Dinge zusammenfasst, wird die Fäden zu einem Gewebe verbinden und etwas wie ein Kunstwerk zu Stande bringen. Goethe hat das Nothwendige und Natürliche dieses Processes in Dichtung und Wahrheit anerkannt.

Bedenken wir die Art des Antheils den Bettina gerade an diesem Werke gehabt hat. Sie erzählte Goethe das Märchen seiner frühesten Kindheit, wie seine Mutter es ihr erzählt, zugleich aber doch wie sie selber es dann wieder gestaltet hatte, und Goethe, der das wohl wusste, war begierig auf diese Briefe, und wenn wir vergleichen wie er sie benutzte, sehen wir wie Bettina vielleicht den Ton zuerst angeschlagen hat, in dem er selber dann von sich zu erzählen anhub. Aus dem gleichen Gefühl, das Erlebte zu dem erst zu gestalten, was es hätte sein sollen, hat Bettina zu schreiben begonnen. Nie wurde von ihr in Abrede gestellt, wie sehr sie das Buch, in dem sie ihre Correspondenz mit Goethe zum Träger der Geschichte ihrer Jugend machte, nur als ein Kunstwerk ansehe. Sie sprach unbefangen von dem was sie zugesetzt hätte und dass sie Goethe niemals leidenschaftlich geliebt habe. (Man lese

darüber den von Dr. Wendeler kürzlich edirten Briefwechsel Meusebachs mit meinem Vater und Onkel, ein Buch, das über Bettina in umfangreichem Maasse neues Material bringt, sowie die Vorrede Dr. von Loepers zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel Sophiens von La Roche mit Goethe.)

Ziehen wir nun aber in Betracht, was die ächten Briefe Goethe's an Bettina, (welche Loeper, soweit sie zu erlangen waren, mit denen an Sophie von La Roche zum Abdrucke gebracht hat) enthalten. »Deine Briefe«, schreibt Goethe an Bettina im Mai 1810, ehe er nach Karlsbad ging, »wandern mit mir und sollen mir dort Dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht, denn eigentlich kann man Dir nichts geben, weil Du Dir alles entweder schaffst oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein«. Der Brief war mit einem kleinen Amor versiegelt. Weder von Goethe noch von Bettina wurde damals dieses Symbol ernstlich genommen; gerade so betrachtet aber: wieviel fast väterlich zu nennende Liebe liegt in Goethe's Worten nicht, und wie viel Gleichstellendes! Wir haben heute ein umfangreiches Material an Briefen zur Vergleichung dessen was Goethe überhaupt brieflich gesagt hat: wem gegenüber, seit den Zeiten der Frau von Stein, gesteht Goethe »dass er nichts geben könne«? Er erkannte den innern Reichthum Bettina's an und verlieh ihr das Recht, sich ihm auf's innigste verwandt zu fühlen. Mehr nicht. Die Leidenschaft die Bettina's Briefe erfüllt, spielte nicht zwischen dem wirklichen Goethe und ihr wie sie sich einst begegnet waren, sondern zwischen dem Goethe den sie in ihrem »Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde« neu aufbaute, und ihr selber auch in nachträglicher neuer Schöpfung.

Wir wissen, wie Goethe beim Dichten des Werther in Gefühle sich versetzte Lotten gegenüber, die er längst nicht mehr hegte, vielleicht nie in solcher Stärke

gehegt hatte. Er dichtete was hätte sein können. Seine Phantasie brauchte damals etwa ein Jahr um so weit zu kommen, Bettina hatte über zwanzig Jahre diese Dinge mit sich herumgetragen, die sich endlich nun auszusprechen Gelegenheit darbot. Ihr war in viel höherem Maasse als Goethe verliehen, das Erlebte zum Mythus umzuformen. So stark besass sie diese Gabe, dass mitten im Erleben drin die Begebenheiten oft dichterische Gestalt in ihr annehmen. Schon in ihrer Grossmutter Sophie von La Roche hatte das gelegen. Diese aber erduldet mehr was ihr begegnet, Bettina fasst das Leben mit kühnerer Machtvollkommenheit. Geben wir zu, dass der Clemens des »Frühlingskranzes«, dass ihre Günderrode, dass ihre Frau Rath und ihr Goethe Schöpfungen der Phantasie seien: mit welcher Kraft, und Licht und Schatten sind diese Figuren nicht von ihr modellirt worden! Wir erfahren endlich nun aus Wendelers Buche, der Meusebachs Bericht darüber mittheilt, auf welche misverstandene mündliche Aeusserung Goethe's hin Bettina sich mit Suleika identificirte. Ihr Verfahren ist nur zum Theil kühner hier als das Goethe's selber, über den Marianne von Willemer bei mir klagte, er habe ein Element von Leidenschaft in die an sie gerichteten Gedichte des Divan nachträglich hineingebracht, das ihrem beiderseitigen Verkehr fremd gewesen sei.

Bettina stand im fünfzigsten Jahr als ihr Buch erschien. Sie war seit Jahren nun schon die auf ihrer grossen Familie beruhende, in Berlin völlig eingewurzelte Frau, von ihren Kindern und einer glänzenden Freundschaft und Verwandtschaft umgeben. Ihr neuer Ruhm kam wie ein Frühlingsregen, über Nacht auf sie herab. Die Begeisterung die sie erregte, ging weit über Deutschland hinaus. Wie von selbst verstand sich nun, dass diese Arbeit nur die erste sei, und erwartet wurde was nachfolgen würde. Die »Günderrode« fand schon eine feste Gemeinde. Dieses

Buch war eben erschienen als mein Vater und Onkel 1841 nach Berlin berufen wurden.

Sie gehörten beide zu Bettina's ältesten Freunden. Ich selbst hatte Bettina von Kind auf als eine ganz nahe Verwandte höherer Ordnung angesehen, eine Art Doppelgängerin meiner Mutter, wie ich meinen Onkel Jacob, der stets bei uns gelebt hatte, als den Doppelgänger meines Vaters ansah. Ohne Bettina's energisches Dazuthun (man vergleiche auch hierfür die von Wendeler abgedruckten Briefe Bettina's) wären wir wahrscheinlich nie nach Berlin gelangt. Ich betrachtete ihr Haus als eine Filiale des unsrigen und habe sie von 1841 bis zu ihrem Tode, soweit nicht Reisen dazwischen traten, täglich gesehen. Ich würde nie aussprechen können, wieviel ich ihr verdanke oder den Reichthum dessen aufzuzählen vermögen was ich in ihrem Hause erlebt und gelernt habe.

Die vierziger Jahre waren die letzte Blüthe des persönlichen Verkehres, auf dem das öffentliche Leben bis zur Umwälzung von 48, und auch dann immer noch eine Reihe Jahre weiter, in Berlin beruhte. Die ängstlich herrschende Censur machte es unmöglich, in Zeitungen die Dinge ebenbürtig zu behandeln die alle Welt bewegten. Bettina hat nie mit Zeitungen zu thun gehabt; was sie schrieb erschien als Buch. Sie durfte das Vorrecht beanspruchen, manches zu sagen was Anderen verwehrt war. Bettina und Alexander von Humboldt waren die vornehmsten Vertreter dieser privaten Oeffentlichkeit. Man glaubte, sie wüssten mehr von Dingen die sich vorbereiteten, und es ständen ihnen Wege offen die Anderen verschlossen waren. Wer etwas erringen wollte, freie Bahn verlangte, sich verkannt fühlte, wandte sich an sie. Viele Sendungen dieses Inhalts habe ich Jahr aus Jahr ein bei ihr einlaufen sehen. Bettina und Humboldt besassen die Gabe, in unbedeutenderen Naturen ein plötzlich aufleuchtendes

Feuer anzufachen und sie über ihr gewöhnliches Niveau hinauszuheben.

Von Jugend auf hatte Bettina sich als den natürlichen Anwalt derer betrachtet, die unglücklich waren. Ihre Briefe sind voll davon. Verlassene, traurige Menschen hatten magnetische Kraft ihr gegenüber und sie gab stets mit vollen Händen. Dem Triebe, den Unterdrückten beizustehen, entsprangen die politischen Ideen, die in ihren spätern Jahren bei ihr immer stärker hervortraten. Sie kehrte auch darin zu den Gedanken ihrer Jugendzeit zurück. Sie hatte als Kind die französische Revolution beinahe noch miterlebt, welche in den vierziger Jahren bei uns als die Schöpfungsepoche der modernen Freiheit gefeiert wurde. Mit Ehrfurcht betrachtete man wieder diese Kämpfe und ersehnte einen Mirabeau für Deutschland. Das was heute Politik genannt wird, interessirte Bettina nur wenig. Der Schwerpunkt ihres Buches, dessen Titel die Zueignung »Dies Buch gehört dem König« bildete, und dessen Erscheinen das grösste Aufsehen machte, lag in nichts, das sich irgendwie in Paragraphen hätte bringen lassen.

Im Jahre einunddreissig, als die Cholera zuerst in Berlin erschien, hatte Bettina sich unerschrocken der Nothleidenden und Kranken angenommen. Von daher datirte ihre Fühlung mit dem »Volke«. Von den Berliner Arbeitern ausgehend, die nichts zu arbeiten und zu essen hatten, gelangte sie zu dem Gedanken, die ganze Nation, ohne politischen eignen Willen damals, als krank und hülfsbedürftig anzusehen. Es waren die Zeiten in denen Deutschland so gern mit Hamlet verglichen wurde. Ihre Vorschläge zu helfen bildete Bettina aus diesen Gesichtspunkten heraus. Heute ist das Buch nur noch ein Zeugniss für ihren edlen Willen und für die durchdringende Verwirrung der Begriffe, die der Mangel gesunden öffentlichen Lebens bei uns erzeugt hatte. Dies

Werk war ihr letztes welches Aufsehen erregte. Mit dem Jahre 1848 war Bettina's Laufbahn in dieser Richtung geschlossen. Ihre »Gespräche mit Dämonen« (1852) fanden kaum noch ein Publikum. Das Schöne für Bettina's letzte Jahre war, dass dieser Umschwung weder plötzlich eintrat, noch dass er sie verletzte oder überhaupt nur sich als eine Entbehrung bei ihr fühlbar machte.

Viele energische Naturen, die ein höheres Alter erreichen, sehen wir endlich neuen Zuständen und Generationen gegenüber, die sie nicht mehr verstehen. Sie vereinsamen und ziehen sich mit Bitterkeit in die Betrachtung des Vergangenen zurück. Bettina ist dies erspart geblieben. Ihr Geist war so reich, ihre Interessen umfassten so viel, dass ihr genug Domänen blieben auf die sie sich zurückziehen konnte. Bis zuletzt hat sie hoffnungsvoll und begierig neuen Ereignissen und Erlebnissen entgegengesehen. Sie hatte immer zu schreiben. Neben ihren eignen Werken nahm die Herausgabe der Werke Arnims sie in Anspruch. Wenn mir ihr Bild recht lebhaft aufsteigt, erblicke ich sie still an ihrem Schreibtische sitzend. Jeder Buchstabe ihrer Handschrift war deutlich, ausgeschrieben und energisch. Sie schrieb unaufhörlich wieder ab was ihr nicht gefiel, bis es die Leichtigkeit des Styles empfing, als sei es flüchtig nur so hingeschrieben worden. Ihr Styl in den raschgeschriebenen Briefen ist von viel schwererem Gefüge als der in ihren Büchern. Sie las ununterbrochen, neuere Litteratur wie ältere Classiker. Goethe, Shakespeare und die griechischen Tragiker las sie am liebsten. Das Buch dessen Styl sie am meisten bewunderte, war Hölderlins Hyperion. Von Jugend auf hegte sie eine Vorliebe für Hölderlin. Als die neue Ausgabe seiner Werke von Schwab erschien, wurde diese Liebe neu lebendig. Sie nahm uns das Buch fort und gab es nicht wieder her. Ein Buch lag stets auf ihrem Tische in dem sie oft las und das ich

noch bei Niemand anders sah: Klingers »Betrachtungen und Gedanken«.

In früheren Jahren zeichnete Bettina viel und gewann so das scharfe Auge für die bildende Kunst, in deren Beurtheilung sie ganz sicher war. In der späteren Zeit hatte das musikalische Interesse neben dem Schreiben das Uebergewicht. Beethoven stand ihr am höchsten. Von ihren eigenen Compositionen, die heute wohl Niemand mehr kennt, rührte mich immer am tiefsten die der Worte Fausts: »O schaudre nicht«; in Joachims Violinconcert findet sich eines ihrer Motive.

Es erscheint mir selber seltsam, dass sich aus den unendlichen Erlebnissen in Bettinens Nähe kaum ein einziges darbietet, das sich rund erzählen liesse um zu zeigen wie man mit ihr lebte. Ich habe gefunden, dass es unmöglich war, denen die sie nicht kannten, eine Idee ihrer Persönlichkeit zu geben. Wie soll man die Macht eines Menschen beschreiben, jeden Moment inhaltreich zu machen den man mit ihm zubringt? Die Anziehungskraft, der Niemand widerstand? Die Gabe, vor allen Dingen, die Gefühle jüngerer Leute zu begreifen und auf sie einzuwirken? Sie brachte Licht in die Menschen und machte sie froh und zutraulich. Die welche Bettina noch gekannt haben, würden so wenig wie ich darstellen können worin das lag was sie beseelte, und werden dennoch auch heute noch, gleich mir, dies Element in seiner ganzen Stärke nachempfinden. Man müsste von dem Reichthum an Bildern reden, die ihr beim Sprechen zuströmten, von ihrer Kunst, neue Seiten der Dinge aufzufinden, und von ähnlichem, das doch immer nur Nebensache wäre. Ich habe gefunden, dass bei Naturen ersten Ranges darin der letzte Grund ihrer belebenden Anziehungskraft liegt, dass sie den Werth des Daseins stärker empfinden, dass sie die Wichtigkeit der grossen Gedanken, für die die Menschheit da ist, immer vor Augen haben

und selbst in den der Erholung gewidmeten Momenten still daran weiterarbeiten. Das Höchste ist doch, sich an diesen Gedanken, sei es auch nur im geringen Maasse, aber ernsthaft immerhin betheiligt zu wissen. Und dazu scheint man zu gelangen im Verkehr mit solchen Naturen.

Eine Erinnerung kehrt mir besonders oft wieder.

Anfang der fünfziger Jahre war Bettina mit den Ihrigen auf der Rückkehr von einer längeren Reise nach Weimar gelangt und ich ging ihr dahin entgegen. Es war im October. Ich fand sie im Elefanten am Markte, dem alten classischen Wirthshause, dessen ersten Stock sie inne hatte. Ich weiss noch wie ich Abends beim Dunkelwerden in ihr Zimmer trat, in dem noch kein Licht brannte. Es waren allerlei Leute darin, mit denen ich bekannt gemacht wurde ohne sie zu sehen. Dann wurde Musik gemacht. Ich hörte damals zum erstenmale eine Violinsonate Beethovens zum Clavier. Ich sass still in meiner Ecke. Das Gefühl des Wiedersehens derer zu denen ich mich rechnen durfte, und die leise einschleichende, entzückende Musik bildeten ein Element das mich wie in eine neue Welt versetzte. Weimar war immer noch die Residenz Goethe's und sein Schatten schien dort noch umherzugehen.

Am andern Morgen um 6 Uhr klopfte Bettina an meine Thür. Wir gingen durch den Park, die Ilm entlang. Die bewegten, gelben Blätter der Pappeln waren in den Spitzen nur von der Sonne beschienen, unten lagen sie noch in feuchtem Schatten. Wir kamen auf den schmalen Wegen bis zu Goethe's Gartenhaus. Alles einsam. Die kleinen dunklen Läden des Hauses geschlossen, auch die Gartenthüre fest zu. Neben ihr aber war die Hecke durchbrochen und wir drängten uns so in den Garten hinein. Auf den Wegen lag dichtes Laub, gelbes, rothes, braunes, oder gesprenkelt die Farben durcheinander. Unendliche Zeit schien Niemand

hier gewesen zu sein, denn die Zweige der Bäume waren tief über die Wege hinübergewachsen. Hinter dem Hause stand eine halbzerbrochene Bank. Hier setzten wir uns. Der Boden war mit aufrecht gestellten kleinen Flusskieseln gepflastert, zwischen denen Moos aufquoll. Bettina erzählte mir, wie Goethe ihr hier einmal erzählt habe, dass er manchmal die Nacht hier im Freien zugebracht, und wenn er aufgewacht sei hätten die Sterne so schön durch die Zweige geschienen. Wir streiften dann durch das welke nasse Gras um das Haus herum, auf das die Sonne nun zu scheinen begann. Es wuchsen Wein und Rosen an Spalieren die weissen Kalkwände empor, hier und da hielt das Holzwerk nicht mehr und hing sammt dem Rankenwuchs daran frei herab als wolle es von der Wand abbrechen. Wir entdeckten neben abgeblühten Rosen da noch einige reife Trauben mit verfaulten Beeren zwischen den guten, die Niemand abpflücken zu wollen schien. Bettina nahm einige davon in ihr Taschentuch. Ich sehe die Zweige noch im Morgenlichte zittern, nach denen Bettina hinaufgriff um sie herabzuziehen und die Trauben zu erreichen.

Sie war damals nicht weit von siebzig Jahren, aber noch im Besitze ihrer vollen Kraft und Gewandtheit. Sie sprach von Goethe ohne im mindesten, wie ältere Leute meist thun, mit einem Schimmer von Wehmuth sich in die vergangene Zeit zurückzuversetzen. Die Gegenwart entzückte sie, die sie noch geniessen durfte.

Bettina sah noch in Weimar Steinhäusers colossale Ausführung ihres Goethe-Monumentes, das heute im Weimaraner Museum in wenig günstiger Weise aufgestellt, die Zeit erwartet wo es einen besseren Platz erhalten wird. Mit Wichmanns Hülfe war von ihr selbst die plastische Skizze ausgeführt worden. Unter so Vielem was zu Goethe's monumentaler Verherrlichung versucht worden ist, scheint mir Bettina's Entwurf allein die Verkörperung dessen zu

enthalten was Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens seiner Zeit war. Die völlige Ausführung des Werkes, für das die Gruppe Goethe's mit dem Genius an seinen Knieen, der in die Saiten seiner Leier greift, nur die krönende Spitze bilden sollte, nahm Bettina's Gedanken in ihren letzten Lebensjahren zumeist in Anspruch. Steinhäuser kam nach Berlin, wohnte bei ihr und von beiden zusammen wurde das Ganze aufgebaut. Im Gypsmodell stand das Denkmal im grossen Saale ihrer Wohnung »hinter den Zelten« (das Haus ist längst verschwunden) und sie hatte unaufhörlich daran zu bessern. Immer neue Pläne wurden geschmiedet, die Mittel dafür geschaffen. Nichts hörte Bettina lieber in den allerletzten Zeiten, als wenn ich ihr ausmalte, wie wir alle nach Rom reisen und die Ausführung des Monumentes dort überwachen wollten. Schwach und nicht mehr recht im Stande zu gehen, liess sie sich manchmal zu der Arbeit führen, hielt sich mit den Händen an dem Gerüste, auf dem das Modell aufgebaut war, und betrachtete es, langsam herumgehend, von allen Seiten.

Neben diesem Monumente stand ihr Sarg, ehe er nach Wiepersdorf geführt wurde. Die Ihrigen waren alle vorausgegangen um ihn dort in Empfang zu nehmen. Ich war ganz allein im grossen Saale. Es lag da ein Haufen Lorbeerkränze und lange Laubgewinde die ich um den Sarg nagelte.

Ich kann nicht sagen, dass ich mir bewusst sei, Bettina jetzt in dem was ich hier zu ihrer Erinnerung sage, nachträglich eine letzte Rede zu halten. Die Gesinnung wäre wohl natürlich, aber nach den über zwanzig Jahren, die seit ihrem Tode nun verstrichen sind, käme die nachträgliche Verherrlichung etwas spät. Auch ist nach einer Zeit des Nichtverstehens längst die wahre Schätzung ihrer Persönlichkeit wieder eingetreten, welche seit Loeper's kurzer Vita in der Deutschen Biographie wohl allgemein durchgedrungen ist. Wie alle Menschen hat Bettina

ihre Schwachen gehabt und es würde kein Grund vorliegen, darüber zu schweigen, wenn irgend Entscheidendes in ihrem Leben damit zusammenhinge. Allein die Darstellung ihres Wesens verlangt es nicht, meinem Urtheil nach. Alles was mir von Erinnerungen an sie aufsteigt, ist freudiger, freundlicher Natur. Immer sehe ich sie vor mir als mit ganz bedeutenden Dingen beschäftigt. Nicht einen Moment wüsste ich aufzufinden, wo ich sie kleinlich oder für den eignen Vortheil bemüht gesehen hätte. Sie gleicht Goethe darin in meinen Augen, bei dem auch jede Handlung von dem gleichen Lichte innerer Erleuchtung, die aus ihm herausströmend die Dinge um ihn her anstrahlte, beschienen war.

Nur von wenigen vornehmen Geistern hat das zu allen Zeiten gesagt werden können.

Berlin, Ostern 1880.

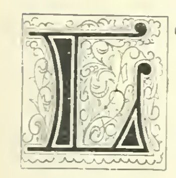




2. Goethe und Lessing.

von

Woldemar Freiherr von Biedermann.



Lessing und Goethe! Das sind zwei Namen aus der höchsten Aristokratie der deutschen Literatur. Die Männer, welche die Träger dieser Namen sind, gingen zwar sehr verschiedene Wege, aber die gesegneten Gefilde der Kunst bestellten beide zum eignen Ruhm, zur Freude ihres Volks, und hier, wo sie im gleichen Bereiche wirkten, war der Eine der bedeutendste Vorgänger des Andern, der Andere der bedeutendste Nachfolger des Erstern. Bei diesem gegenseitigen Verhältniss und bei der Bedeutung der Männer musste ersteres selbstverständlich oft Gegenstand der Besprechung werden, allein meines Wissens sind die einzelnen Thatsachen, welche über dieses Verhältniss bekannt sind, noch nicht mit der thunlichen Vollständigkeit verzeichnet worden, um daraus Folgerungen zu ziehen. Solche Folgerungen müssen aber um so grössern Werth haben, als sie nicht blos das Verhältniss des Einen zum Andern aufzuklären dienen werden, sondern auch zu wich-

tigen Aufschlüssen über jeden von Beiden benutzt werden können. Unter anderm liegt es nahe zur Beantwortung der oft aufgeworfenen Frage, ob Lessing ein Dichter in des Wortes vollster Bedeutung war, sowohl Goethe's Ansicht darüber zu erforschen, als auch Lessing's Urtheil über den Dichter Goethe zu vernehmen und so von der unbestrittnen Dichtereigenschaft des Einen auf die angezweifelte des Andern zu schliessen. Die nachfolgende Zusammenstellung dessen, was jeder der beiden vom andern und von seinen Werken hielt, hat vorzugsweise den Zweck, einen Beitrag zur Beantwortung jener Frage, soweit es auf diesem Weg geschehen kann, zu liefern.

Sehen wir zuerst, wie Goethe sich zu Lessing verhielt.

Ehe Lessing's kritische Arbeiten vom jugendlichen Goethe gewürdigt, ja nur beachtet werden konnten, mussten ihm die Bühnenstücke des erstern als glänzende, aus einer unerschlossnen Welt hereinstürzende Meteore am Himmel der Literatur seiner Zeit erscheinen. Durchbrachen sie doch in Deutschland zuerst den Bann, in welchem aus Missverstand aufgestellte Schranken die Bühnendichtung gehalten hatten, entzündeten sie doch insbesondere die Jugend, der der Sinn für Lebenswahrheit noch nicht durch Gewöhnung an die Unnatur einer übereinkömmlich für die Bühne erfundenen Welt verkümmert war. »Miss Sara Sampson« packte die Zeitgenossen und rüttelte sie aus dumpfer Hingebung an ihre dürftigen Bühnengenüsse auf, und es ist wenigstens ein Beweis für das hervorleuchtende Ansehen dieses Trauerspiels, dass Goethe schon als elfjähriger Knabe gegen die Vorwürfe seines Vaters, der dem Theaterbesuch des Sohnes abhold war, durch Hinweis auf die sittliche Absicht gerade der »Miss Sara Sampson« sich vertheidigte; denn Beispiele sittlicher Ziele konnte er noch aus zahlreichen anderen Bühnenstücken seiner Jugendzeit entnehmen. Indessen war dieses Stück nur das erste, wenn auch auf eine Reihe von

Jahren das einzige, mit welchem Lessing durch ein eignes Werk umgestaltend in das Bühnenwesen seiner Zeit eingriff; aber mit nicht geringerer Bewunderung wurde »Minna von Barnhelm« begrüsst. Als sie 1767 erschien, studirte Goethe in Leipzig, und sofort machte er sich daran, sie unter seiner Leitung und Mitwirkung im Schönkopf'schen Hause zur Aufführung zu bringen. Nicht genug! Er war auch schnell dabei, in Lessing's Fusstapfen zu treten: in den, gegen Ende der Leipziger Studienzeit gedichteten »Mitschuldigen« ist der neugierige Wirth die getreue Weiterführung des ebenfalls mit ungehöriger Neugier behafteten Wirthes in »Minna von Barnhelm«; das in diesem Stück nur episodisch behandelte Laster nahm Goethe als Grundlage für sein Lustspiel.

Sehr möglich ist es, dass Goethe auch einem Hinweise Lessing's auf die Volksbühne eine höchst bedeutende Anregung verdankte, nämlich zu »Faust«; denn es war im siebzehnten der von 1759 bis 1763 erschienenen »Briefe, die neueste Literatur betreffend«, dass Lessing darauf aufmerksam machte, wie im Puppenspiel vom Dr. Faust ein tieferer Sinn liege, als man beim ersten Anblick vermuthe. Dass Goethe schon in Leipzig an »Faust« dachte, beweist die Aeusserung Söller's in den »Mitschuldigen«, dass ihm grause wie dem von der Hölle bedrohten Dr. Faust.

Goethe erkannte deutlich die Kluft, welche Lessing von dem zu jener Zeit als Dichter hochgefeierten Gellert trennte und berief sich in einer wohl unzweifelhaft von ihm herrührenden Stelle einer Recension in den »Frankfurter gelehrten Anzeigen« von 1772 als Beweis, dass Gellert kein wahrer Dichter gewesen sei, auf den Umstand, dass derselbe in seinen Vorlesungen die Namen der damals anerkanntesten Dichter, darunter den Lessing's, nie angeführt habe.

In Leipzig ging aber Goethe'n auch die Bedeutung Lessing's als Kritiker auf und zwar zunächst die im Gebiete der Kunst. Damals erschien die »Hamburgische Dramaturgie« und Goethe las sie. Was er alles daraus genommen hat, nachzuweisen, möchte ein undankbares Geschäft sein; nur eines unmittelbaren Anstosses mag gedacht werden, den wenigstens muthmasslich sie gegeben hat. Es ist allerdings nicht bekannt, wann die mehrmaligen Vorstellungen des »Medon« von Clodius stattgefunden haben und nur ziemlich gewiss, dass deren 1767 gefallen sind. Sollte vielleicht diejenige Vorstellung, nach welcher Goethe das Stück durch einen Prolog des Hanswursts verspottete, kurz nach dem 30. Juni 1767 erfolgt sein? An diesem Tage erschien nämlich das achtzehnte Stück der »Dramaturgie«, worin Lessing sich des Harlekins annahm und seine Vertreibung von der Bühne durch Gottsched tadelte; die Vermuthung liegt nun nahe, dass Goethe daraus die Anregung empfing, den Hanswurst in seinem Prolog auftreten zu lassen. Wie sollte er sonst gerade damals auf diese verbannte und verachtete Bühnenfigur gekommen sein? Justus Möser's Vertheidigung des Harlekins liegt sechs Jahre hinter dieser Zeit zurück und es würde nicht leicht erklärlich sein, dass Goethe, wenn diese Schrift auf ihn gewirkt hätte, erst jetzt durch sie zur Wiederaufnahme des Lieblings der vorlessing'schen Bühne und der Puppenkomödie bewogen worden sei. Die Narren des Hans Sachs aber, an die man noch etwa denken möchte, sind zu pedantisch, als dass sie Goethe's Vorbild gewesen sein könnten. Aber Lessing's Ansehen ermuthigte ihn, ihm stimmte er bei, und mit grösster Wahrscheinlichkeit lässt sich daher auch noch Goethe's fernere Einführung des Hanswursts im »Jahrmarktsfest von Plundersweilern«, sowie in »Hanswursts Hochzeit«, worin er sogar Hauptperson ist, auf Lessing zurückführen.

Auch in eine andere kritische Schrift Lessing's vertiefte Goethe sich noch in Leipzig. Es traf sich gerade, dass er damals nach Klarheit in den Begriffen über Kunst rang und nirgends die gesuchte Belehrung finden konnte, als 1766 »Laokoon« die ganze gelehrte und kunstgebildete Welt tief aufregte. Hier wurden zuerst Fragen der Kunstwissenschaft durch erschöpfend gründliches, denkzuchtmässiges Eindringen in das innerste Wesen der Kunst im Allgemeinen und der einzelnen Künste im Besondern erörtert und — was dem angehenden Dichter so sehr notthat — von Spitzfindigkeit ebenso frei wie von stumpfer Nachbeterei erwiesen, was und wie Künstler darzustellen haben. Vollkommene, d. h. dem Urwesen der Dichtkunst entsprechende Dichtungen gleichsam durch Naturzwang hervorzubringen, wie wir es von Homer und den Homeriden voraussetzen, vermag heutzutage bei den unentfliehbaren Einwirkungen der in der Irre gehenden, sich verwirrend drängenden Culturverhältnisse auch kein geborner Dichter, und selbst Goethe wagte nicht mit dichterischen Erzeugnissen hervorzutreten, ohne sich über die Gesetze der Dichtkunst Rechenschaft gegeben zu haben. Dass er z. B. in »Hermann und Dorothea« jene Gesetze genau befolgen konnte, denen Homer unbewusst gehorchte, verdankte er jedenfalls Lessingen, der im »Laokoon« sie enthüllt hatte.

Dieses Werk Lessing's behielt aber auch sonst bleibenden Einfluss auf Goethe; es mag deshalb nur auf seine Schrift »Von deutscher Baukunst« (1772), auf seinen 1797 geschriebenen Aufsatz über die Laokoongruppe und auf die 1797 und 1798 entstandene Kunstnovelle »Der Sammler und die Seinigen« hingewiesen werden, worin allenthalben Goethe den von Lessing ebenfalls im »Laokoon« geführten Nachweis, dass Schönheit der oberste Grundsatz der hellenischen Kunst gewesen sei, des Weitern ausführte und belegte. An Zeichnungen Tischbein's, die Goethe

1801 in Göttingen sah, freute er sich zu gewahren, wie dieser Freund fortgeschritten sei nach der von Lessing im »Laokoon« gegebenen Lehre, dass der bildende Künstler *wie* Homer schaffen müsse, nicht aber dessen dichterische Schilderungen treu darstellen dürfe.

Indessen der Kritiker Lessing hatte den Dramatiker bei Goethe nicht verdrängt, vielmehr konnte dieser was er vom Kritiker gelernt, nunmehr gegen den Dramatiker selbst kehren. Zunächst wirkte der gewaltige Eindruck der »Miss Sara Sampson« noch ferner in ihm fort. Goethe wurde zu seinen dramatischen Dichtungen nicht blos dadurch angeregt und bestimmt, dass er sie als ein Gefäss ansah, in welches er die ihn bewegenden Ideen oder den Gehalt seiner Erlebnisse niederlegte, sondern es waren häufig auch formelle Anlässe, die seinen Schaffenstrieb in Thätigkeit setzten. Bald reizte ihn eine Kunstform, sie mit entsprechendem Inhalt zu beleben, wie z. B. die Favole boschereccie oder die Fiabe der Italiener, bald unternahm er es einen dankbaren Stoff in seiner Weise zu bearbeiten, weil ihm die Behandlung nicht genügte, die er von anderen erfahren hatte. Letzteres gilt insbesondere von »Faust«, von »Iphigenie«, von »Elpenor«, von »Der Zauberflöte zweitem Theil« und noch anderen, auf der Stufe des Entwurfs stehen gebliebenen Schauspielen. Derselbe Fall trat bei »Miss Sara Sampson« ein.

An diesem Trauerspiel musste Goethe seiner poetischen Natur und seiner ästhetischen Bildung nach unbedingt manches auszusetzen finden. Schon die Schürzung des Knotens ist dort voll Unwahrscheinlichkeit. Dass eine gemeine, habgierige Buhldirne, wie die Marwood dargestellt ist, nachdem sie ihren Zuhalter aufs gründlichste ausgesogen, er für sie alles Anziehende verloren hat, dennoch tödtliche Eifersucht gegen eine neue, uneigennützigere Geliebte des abgethanen Liebhabers empfinden

sollte — dass sodann Mellefont, der von dem Elend der verführten Sara, wie von der Schändlichkeit seines Verhaltens gegen sie lebhaft durchdrungen ist, dennoch vor dem einzigen Mittel, alles ins Gleiche zu bringen, blos aus überspannter Ehescheu zurückschreckt — das sind Unwahrscheinlichkeiten, die Lessing in seinen gekünstelt angelegten Bühnenstücken uns häufig hinzunehmen zumuthet, und über die wir nur durch die schlagfertige Dialektik seiner Personen hinweggetäuscht werden. Aber dem natürlichen Sinn und dem scharfen Blicke Goethe's konnte das Unhaltbare dieser zugespitzten Anlage nicht entgehen, wie es ferner seiner zarten Empfindung peinlich sein und als eine die Schönheit des dramatischen Kunstwerks aufhebende Grausamkeit erscheinen musste, die Folgen eines weiblichen Fehltritts in so einschneidender Weise zergliedert und blosgelegt zu sehen, wie sie Lessing in »Sara Sampson« geübt hatte. Im Gegentheil: das reiche, liebefähige und liebebedürftige Herz Goethe's, seine, der blos äusserlichen Fessel einer Verbindung zwischen Mann und Frau widerstrebende, nur in deren Innerlichkeit Gehalt suchende Gesinnung wurden durch die erbarmungslosen Consequenzen, welche Lessing in seinem Trauerspiele zog, verletzt, zum Widerspruch herausgefordert, und dazu bestimmt, im Gegensatz zur Geltung zu bringen, dass den Vergehen aus Liebe Vergebung zu Theil werden soll.

Und so stellte er »Stella« der »Sara Sampson« entgegen. Jene ist in der That ein Schauspiel der Liebe, wogegen das Verhältniss Mellefont's und der Marwood ein blos sinnliches ist und selbst Sara nicht Stella's sich selig selbstvergessende Liebe hegt; dadurch, dass sie Mellefont wiederholt an die Heirath mahnt, zeigt sie, dass sie ihre eigene Sicherstellung nicht so ganz ausser Augen setzt, wie die selbstlos sich hingebende Stella. Noch weniger wahrhaft ist Mellefont's Liebe zu Sara, da er — nicht wie Stella's

Ferdinand durch eine bereits geschlossene Ehe gebunden — lediglich aus nichtswürdiger Unentschlossenheit unterlässt, den schmählichen Zustand des Mädchens durch eheliche Verbindung zu enden. Bei Goethe entschuldigt die Macht der Liebe auf beiden Seiten die begangenen Fehltritte, über Lessing's Trauerspiel waltet die Stickluft eines Verbrecherdrama's.

Die Spuren der Anlehnung der »Stella« an »Miss Sara Sampson« sind auch in Einzelheiten bemerkbar. So lässt Goethe sein Schauspiel wie das Lessing'sche Trauerspiel in einem Wirthshaus beginnen, ja sogar — wenn man diese Kleinigkeit nicht für allzu geringfügig ansehen will — in beiden Stücken wundern sich die Wirthsleute über die frühe Ankunft der Reisenden. In beiden Stücken werden den Verführern durch Untergebene Vorwürfe über ihr Betragen gemacht, wenn auch die von einem gewöhnlichen Bedienten in plumpster, ja geradezu undenkbarer Weise an Mellefont gerichteten, in Goethe's Stück durch einen gebildeten Gutsverwalter in ganz schicklicher Weise gegen Ferdinand vorgebracht werden. Die Sprache in »Stella« ist schlicht wie in »Sara Sampson«, nur noch etwas nachlässiger, was bei dem versöhnlichen Schluss nach der ältern Fassung des Schauspiels »Stella« angängig war, aber freilich in dem jetzigen Trauerspiel »Stella« nicht recht stilgemäss ist. Es macht die Beibehaltung solcher Vorgänge der »Sara Sampson« fast den Eindruck, als sei Goethe darauf ausgegangen, beim Anfang der »Stella« gewissermassen bei den Zuschauern den Schein zu erwecken, als sollte »Sara Sampson« auf der Bühne vorgestellt werden, dann aber dem Spiel die Wendung zu geben, welche seiner Anschauung entsprach. Den Conflict verschärfte Goethe zwar, oder, richtiger gesagt, er stellte ihn erst her, machte ihn erst begreiflich dadurch, dass er nicht blos zwei gleichberechtigte Frauenzimmer sich um einen Mann streiten lässt; aber an

Stelle der quälenden Zerstörung durch eine unverständliche Leidenschaft setzte er eine Lösung, die — was auch vom socialen Standpunkt aus dagegen zu sagen sein mag — vom idealen Standpunkt der Liebe aus befriedigen musste. Er gestaltete hier den gegebenen Bühnenstoff ähnlich um, wie drei Jahre später den der »Iphigenie«, worin er ebenfalls an Stelle der gröberen Schlussmotive der antiken Tragödie die reine Menschlichkeit zum Siege führte. Was Goethe sonst noch von eignen Anschauungen und Erlebnissen in »Stella« verwebte, gehört nicht hierher.

Wenn Goethe in diesem Schauspiel Kritik durch eine That, sozusagen durch eine Gegendichtung übte, so liess er es auch anderwärts an eigentlichen kritischen Kundgebungen über Lessing's Productionsweise und seine einzelnen Bühnenwerke nicht fehlen, meistens allerdings erst in späteren Jahren.

Ueber »Minna von Barnhelm« äusserte Goethe: in den beiden ersten Acten habe Lessing ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei; vom dritten an gerathe jedoch die Handlung in's Stocken und das Stück sinke überhaupt; man sehe, Lessing habe Lust an den Charakteren selbst gewonnen, spiele nun mit ihnen und male sie in einzelnen Scenen aus, die als solche allerdings recht schön seien: im Tellheim habe er die Ansichten seiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre, in der Minna seinen eigenen Verstand zum Ausdruck gebracht. Auf der Höhe, zu welcher das Stück durch seine unvergleichliche Exposition erhoben worden, habe es sich kaum erhalten können. Ausserdem rühmte Goethe: dieses Stück habe als das erste aus dem Leben gegriffene von rein zeitgemässem Inhalt eine nie zu berechnende Wirkung gethan und den Blick in eine höhere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich bis dahin die Dichtung allein bewegte, glücklich eröffnet, obschon die erbärmlichen

Zeitverhältnisse ihm keinen bessern vaterländischen Stoff geboten hätten, als die Händel zwischen Sachsen und Preussen.

Ueber »Emilia Galotti« sich auszulassen, hatte Goethe schon früh Gelegenheit, als Herder über »Götz von Berlichingen« das Urtheil gesprochen hatte, es sei »alles nur gedacht«. Er schrieb jenem darauf: »Das ärgert mich genug. »Emilia Galotti« ist auch nur gedacht und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebensowenig. Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, dass ich hoffen könnte: wenn Schönheit und Grösse sich mehr in Dein Gefühl webt, wirst Du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne dass Du's weisst warum«! Wenn Goethe in »Wilhelm Meister's Lehrjahren« durch die Schauspielergesellschaft, der sich Wilhelm angeschlossen hatte, »Emilia Galotti« aufführen lässt, so hat er damit über das Stück selbst kein Urtheil abgeben, sondern nur davon Gelegenheit nehmen wollen, theils über Darstellung vornehmer Leute auf der Bühne belehrende Bemerkungen zu machen, theils aber und hauptsächlich, um daraus das Motiv zu Aurelien's Tod — wobei er das Ende der Charlotte Ackermann vor Auge hatte — zu entnehmen. Nachmals, 1812, meinte Goethe gegen Riemer: der Grundfehler in dem Stücke sei, dass nirgends ausgesprochen werde, Emilie liebe den Prinzen, dies aber vorausgesetzt werden müsse; denn nur so könne man begreifen, warum ihr Vater sie umbringe. Die Liebe sei nur angedeutet in der Art, wie Emilie den Prinzen anhöre und nachher in's Zimmer stürze; denn wenn sie ihn nicht liebte, hätte sie ihn ablaufen lassen. Deutlicher, aber ungeschickt sei ihre

Liebe kundgegeben in der Furcht vor des Kanzlers Hause; denn ausserdem sei sie entweder eine Gans, sich davor zu fürchten, oder ein Luderchen. Wenn sie aber den Prinzen liebe, müsse sie sogar den Tod fordern, wenn sie anders jenes Haus nicht meiden konnte. Uebrigens — bemerkte Goethe ferner — stecke das Stück voll Verstand, Weisheit und Blicke in die Welt und spreche überhaupt eine ungeheure Cultur aus, gegen welche die damalige Zeit schon wieder zu einer barbarischen geworden sei. Das Stück müsse zu jeder Zeit als neu erscheinen; es sei, abgesehen von Kleinigkeiten, vortrefflich *gemacht*. Im allgemeinen hob Goethe hervor, dass Lessing in »Emilia Galotti« zuerst daran gegangen sei, die unsittlichen Zustände in höheren Lebenskreisen auf der Bühne blosszustellen.

Bei weitem strenger und zum Theil mit dem von Riemer referirten Urtheil in Widerspruch war dagegen das von Goethe 1830 in einen Brief an Zelter niedergelegte, dem er nach einer Aufführung von »Emilia Galotti« schrieb: er habe Zeugniss eines unerschütterlichen Muthes gegeben, dass er einen solchen vorüberspukenden Gespensterzug habe mit Fassung anschauen können. Das Stück sei zwar seiner Zeit wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weissischen Wasserfluth emporgestiegen, um die kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen, und er nebst seinen Zeitgenossen seien Lessingen deshalb viel schuldig geworden, allein auf der neuern Stufe der Cultur könne es nicht mehr wirksam sein und habe man nur Respect wie vor einer Mumie, die von alter, hoher Würde des Aufbewahrten Zeugniss gebe.

Von »Nathan der Weise« war Goethe, wie Knebel 1780 Friedrich Jacobi'n mittheilte, ordentlich prosternirt und ward nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Einen nachhaltigen Einfluss übte er namentlich durch

seinen fünffüssig-jambischen Vers auf Goethe aus. Obschon bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dieser italienisch-englische Bühnenvers in mehreren Dramen angewandt worden war, so blieben dieselben doch immer in der Minderheit; nach dem Verlassen des Alexandriners bevorzugte man die Prosa, naturgemäss aus dem Zwange lästiger Fesseln zur Ungebundenheit übergehend, bevor man zu massvoller Freiheit sich wandte. In Prosa schrieb nicht nur Lessing selbst in den meisten Stücken bis zu seinem letzten Schauspiel, sondern auch Goethe, frühere vereinzelte Versuche abgerechnet, seine ernsteren Stücke und ebenso Schiller seine Jugendwerke. In »Nathan« hatte aber Lessing ein so mustergültiges Vorbild für den dramatischen Vers gegeben, dass Schiller wie Goethe sich der Nachfolge nicht zu entziehen vermochten und letztrer mehrere seiner Dramen in Italien umarbeitete, damit sie in dieser Hinsicht höheren Forderungen genügten. Wenn er aber schon im August 1781 zufolge seines Tagebuches »Nathan« und »Tasso« gegeneinander las, so mag dies — da der damalige »Tasso« keinesfalls in Versen geschrieben war — ebensowohl zur Ausbildung nach Lessing's dramatischer, edler und doch natürlicher Sprache, wie zur Prüfung des Aufbaues der Handlung geschehen sein; denn es ist nicht wahrscheinlich, dass jener ältere »Tasso« in Bezug auf die Fabel Ähnlichkeiten mit »Nathan« aufzuweisen haben sollte, welche zu Vergleichungen Anlass gegeben und etwa Goethe vermocht hätten, den Plan so zu ändern, wie wir »Tasso« kennen.

Goethe war es, der den vorher nur vereinzelt zur Aufführung gekommenen »Nathan« unter Schiller's Beihülfe der Bühne bleibend zuführte. Bei den Vorübungen hierzu schärfte Goethe den Darstellern ein, sich in diesem Schauspiel, in dem der Verstand allein spreche, vorzugsweise klarer, auseinandersetzender Recitation zu befleissigen.

Am 28. November 1801 wurde das Stück zuerst in Weimar aufgeführt und dann bis zu Goethe's Rücktritt von der Bühnenleitung noch vierzehnmal, zuletzt am 14. Juni 1816. Die weimarer Bearbeitung wurde von mehreren auswärtigen Bühnen erbeten und dadurch Anlass, den »Nathan« überhaupt in Deutschland der Bühne zu erhalten.

Goethe hob selbst hervor, dass er selten Stücke Lessings zur Aufführung gebracht habe. Ausser »Nathan« waren es nur — aber auch diese gegen Schiller's Ansicht — »Emilia Galotti« vom 1. April 1793 bis 7. September 1816 zwölfmal und »Minna von Barnhelm« vom 9. Mai 1793 bis 30. Dezember 1815 fünfzehnmal. Diese 42 Vorstellungen erscheinen allerdings wenig gegen die 410 Aufführungen Kotzebue'scher Stücke unter Goethe's Direction; doch gestaltet sich das Verhältniss insofern zu Lessing's Gunsten, als jene 410 Darstellungen sich auf 69 Stücke vertheilen, also durchschnittlich noch nicht eins sechsmal darankam.

Abgesehen aber von den bisher aufgezählten Urtheilen über einzelne Werke Lessing's, erkannte Goethe früher und später dessen Bedeutung an und legte seine Hochschätzung desselben häufig an den Tag. So schrieb er 1769 an Oeser, als dieser ihm einen Irrthum Lessing's in Bezug auf das Verfahren der Alten beim Steinschneiden nachgewiesen hatte: »Lessing! Lessing! Wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen! Schreiben mag ich nicht wider ihn; er ist ein Eroberer und wird in Herrn Herder's Wäldchen garstig Holz machen, wenn er drüber kommt. Er ist ein Phänomen von Geist, und im Grunde sind diese Erscheinungen in Deutschland selten. Wer ihm nicht alles glauben will, der ist nicht gezwungen, nur widerlegt ihn nicht! Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort anthun können; kein kleinerer Geist wird einen grössern überwinden«.

Im Mai 1774 schreibt Goethe in einem Brief an einen ungenannten Freund — wol Eschenburg oder Langer —: »Wenn Ihr Lessingen seht, so sagt ihm, dass ich auf ihn gerechnet hätte und ich pflegte mich an meinen Leuten nicht zu betrügen«. Vermuthungen, worin Goethe auf Lessing gerechnet haben könnte, mögen auf sich beruhn, da sie sehr in der Irre gehn dürften. Eine ähnliche Dunkelheit enthält Goethe's Aeusserung, als er den Vorsatz, Lessing zu besuchen gefasst und gleich darauf die Nachricht von dessen Ableben erhalten hatte. Er schrieb da: dieser Tod setze ihn sehr zurück, da er viel Freude an Lessing und viel Hoffnung auf ihn gehabt habe; man verliere sehr viel an ihm und mehr, als man glaube. — Bezogen sich vielleicht die Hoffnungen — die füglich nicht auf Lessing selbst, der ja schon fertig war, gehen konnten — auf den Gewinn, den Goethe aus persönlicher Verbindung mit demselben sich zuzueignen gedachte?

Im August 1780 sprach Goethe gegen Leisewitz mit grösster Achtung von Lessing, insbesondere wegen des »Nathan« und wegen seiner theologischen Controversen.

In höherm Alter hob Goethe wiederholt den bedeutenden Einfluss hervor, den Lessing auf ihn selbst wie auf die deutsche Literatur und die allgemeine Bildung überhaupt gehabt habe. Er erkannte als wesentliche Ursache hiervon den Charakter Lessing's und meinte 1825: ein solcher thue der Zeit noth; so kluge und so gebildete Menschen gebe es schon, aber keinen solchen festhaltenden Charakter. Lessing habe sogar wagen dürfen, seine persönliche Würde — wie er im Gegensatz zu Klopstock und Gleim gern gethan — wegzuwerfen, weil er sich getraut habe, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können; er habe sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben gefallen, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht gebraucht habe

und deshalb sei er als Secretär zum General Tauenzien in's Feld gegangen.

Hinsichtlich der geistigen Begabung stellte Goethe denselben Justus Möser'n gegenüber, von dem er sagte, dass er werth war, ein Zeitgenosse Lessing's zu sein und dass Möser der tüchtige Menschenverstand selbst, wie Lessing der Repräsentant des kritischen Geistes gewesen sei. Eben aber der Höhe seines Geistes und der Schärfe seines Verstandes wegen habe Lessing auf die Bildung der mittleren Stände weniger gewirkt als Wieland und Herder; nur ein grosser Verstand könne von ihm lernen, während er dem Halbvermögen gefährlich werde.

Lessing's vielseitige Thätigkeit war Ursache, dass Goethe häufig Gelegenheit fand, auf ihn Bezug zu nehmen. So, wenn er von der Literatur in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sprechend, Lessingen — jedoch irrigerweise — schuld gab, zuerst durch seine Streitigkeiten den Ton gegenseitiger Achtung, mit der die Schriftsteller sich begegnet wären, verdrängt zu haben; alsdann, wenn er Lessing's Fabeldichtungen aus dem Umstand erklärt, dass die schweizerische Dichterschule die Fabel für das höchste Erzeugniss der Dichtkunst hingestellt hatte; ferner, wenn er, den Uebergang von der ältern weitschweifigen Schreibweise zu gedrängter besprechend, bemerkt, Lessing sei durch Reflexion zu letztrer geführt, nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in »Minna von Barnhelm« und lakonisch in »Emilia Galotti« geworden, in »Nathan« aber zu der heitern Naivetät zurückgekehrt, die ihn so wohl kleide; endlich, wenn er mehrmals auf Lessing's Hinneigung zum Spinozism zu sprechen kommt, über den derselbe sich mit Bezug auf Goethe's »Prometheus« geäussert hatte.

Goethe's öftere gelegentliche Erwähnungen Lessing's bezeugen aber auch, dass er ihn immer wie ein hell

strahlendes Gestirn unwillkührlich im Auge behielt. Dahin ist zu zählen, dass er 1783 in einem Brief an Jacobi es der Mühe werth hielt zu erwähnen, er habe sich mit Herder über Lessing unterhalten. Hiernächst, dass er, als er Böhlendorf's »Ugolino Gherardesca« in der Jenaischen Literaturzeitung besprochen hatte, nachträglich einen Brief Lessing's an Gerstenberg über dessen »Ugolino« in derselben Zeitschrift zum Abdruck brachte; alsdann, dass er in den Erläuterungen zu »Benvenuto Cellini« anführte, auch Lessing habe diese Biographie übersetzen wollen; weiter, dass er sich öfters mit Musterung der gesammelten Schriften Lessing's unterhielt und sie mit den seinigen verglich; ferner, dass er, in »Dichtung und Wahrheit« über Dankbarkeit und Undank sich verbreitend, auf Lessing's Aeusserungen hierüber sich beruft und in den »Maximen und Reflexionen« Nathan's Wort »Kein Mensch muss müssen« paraphrasirt; fernerweit, dass er gegen Kanzler von Müller scherzend hinwarf: »Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, dass die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls, als solche Bursche, wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen, muss es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen«; endlich, dass eine »Zahme Xenie« mit Bezug auf die Anfeindungen, welche Lessing des »Nathan« wegen zu erdulden hatte, schliesst:

> Sie haben Lessing das Ende verbittert,
> Mir sollen sie's nicht!

Lessing's Bild hatte sich Goethe aus Gleim's Freundschaftstempel entliehen und konnte sich lange nicht von ihm trennen. Er sagt darüber, es zeige »eine anziehende Gestalt. Ein volles behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn

schön und regelmässig gebaut; auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer sogleich einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bild erkennen«.

Nachdem wir hiermit Goethe's Aussprüche über Lessing durchgegangen haben, suchen wir nunmehr zusammen, was Lessing von Goethe hielt. Selbstverständlich sind Mittheilungen hieruber spärlicher.

»Götz von Berlichingen« war das erste Goethe'sche Werk, von dem wir wissen, dass Lessing es kennen lernte. Er las das Stück im Februar 1774 und sprach sich anfangs wenigstens nicht ungünstig darüber aus. Als es dann im Frühjahr 1774 in Berlin gut ausgestattet auf die Bühne gekommen war, schrieb Lessing seinem Bruder: »Dass »Götz von Berlichingen« grossen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlin's. Meil hat ohne Zweifel den grössten Theil daran; denn eine Stadt die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indess von diesem Stücke französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, dass der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet«.

Immer mehr aber nahm Lessing Stellung gegen dieses Schauspiel. Schon dass er des Giessener Schmid lobpreisende dramaturgische Abhandlung über »Götz von Berlichingen« im Brief an Eschenburg vom 26. October 1774 kurzweg als »Wischiwaschi« verurtheilt, muss eher als Meinungsäusserung gegen, als für das Stück selbst angesehen werden, aber noch deutlicher tritt er ihm im Brief an seinen Bruder vom 11. November 1774 entgegen, indem er, von Bühnenangelegenheiten sprechend, fortfährt: »Die letztern haben längst aufgehört, mich zu interessiren und nicht selten gereichen sie mir zu dem äussersten Ekel. Recht gut! sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das

theatralische Unwesen — denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten — ärgerlich zu werden und mit Goethe'n trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden«. Auch aus dem nächsten Jahr liegen uns Nachrichten über Lessing's fortdauernde Missstimmung gegen Goethe vor. Boie schreibt am 10. April 1775 an Merck: »Er [Lessing] soll mit Goethen's und Lenzen's theatralischen Freibeutereien und am meisten mit den Anmerkungen über's Theater, worin man so wenig Respect für seinen Aristoteles bezeugt, sehr unzufrieden sein, und die Leipziger sollen sehr jauchzen, einen solchen Alliirten zu haben«. (Zu erläutern ist wohl kaum nöthig, dass die »Anmerkungen über's Theater«, die im Anhang zu Mercier's »Neuem Versuch über die Schauspielkunst« von Goethe hinzugefügten sind.) Das Jauchzen der Leipziger fand allerdings statt. Weisse schrieb am 7. October 1775 an Uz: »Lessing war über Goethe's und Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht und schwur, das deutsche Drama zu rächen«. Diesen Schwur hat Lessing zwar nicht eingelöst, aber den Anfang dazu mag er gemacht haben; darauf deutet die von ihm niedergeschriebene Aphorisme: »Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit«? Vielleicht wollte aber Lessing den »Götz von Berlichingen« nicht allein abthun; denn um dieselbe Zeit lauerte er Goethe'n schon wieder seines »Faust« wegen auf und meinte: wenn den Faust sonst der Teufel hole, so wolle *er* Goethe's »Faust« holen. Dessen Erscheinen erlebte er jedoch nicht.

Auch auf »Götter, Helden und Wieland« sah Lessing scheel. Zwar seinen Bruder frug er am 30. April 1774 einfach, ob er die Farce gelesen habe; aber Jacobi'n setzte er auseinander, dass Goethe viel weiter als Wieland vom

Verstehen des Euripides entfernt sei; seine Ideen darüber seien »der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug«. Aus Goethe's Vorliebe für Possen schloss er, Goethe werde, wenn er zu Verstande komme, noch ein ganz gewöhnlicher Mensch werden!

Ebenso konnte sich Lessing zwar dem ersten tiefen Eindruck von »Werther's Leiden« nicht entziehen, aber das Mäkeln demungeachtet nicht unterlassen. »Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben«, schreibt er an Eschenburg. »Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber geniessen können. — Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, dass es noch eine andre Art Schlussrede haben müsste? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe; denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für eine moralische nehmen und glauben, dass der *gut* gewesen sein müsse, der unsre Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht. . . . Glauben Sie wol, dass je ein römischer Jüngling sich *so* und *darum* das Leben genommen? Gewiss nicht! . . . Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniss so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiss. Also, lieber Goethe: noch ein Capitelchen zum Schlusse! Und je cynischer, desto besser«!

Noch mehrere Monate darnach war Lessing, wie Weisse Garven mittheilte, höchst aufgebracht über die »Leiden des jungen Werther«, indem er versicherte, der Charakter Jerusalems sei darin gänzlich verfehlt. Weisse fügt hinzu:

»kurz, ich merke, er wird ihm einmal jähling auf den Nacken springen; doch da es Goethe'n nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wol wehren«. Diesen Sprung auf den Nacken hat Lessing auch vorbereitet: nachdem er sein ursprüngliches Vorhaben, »Wertherische Briefe« zu schreiben, aufgegeben, kam er wenigstens bis zum Aufschreiben des Anfangs vom Entwurf eines Drama's »Werther der Bessere«, das in die neueren Ausgaben von Lessing's Werken aufgenommen ist,[1]) zu dessen Wiederabdruck aber hier genügender Grund nicht vorliegt.

Noch 1780 konnte Lessing — wie Jacobi an Heinse meldete — Wielanden nicht verzeihen, dass er in begeistertem Lob über Goethe geschrieben hatte.

Im Sommer 1780 theilte auch Fritz Jacobi Lessingen Goethe's Monolog des Prometheus in der Handschrift mit, indem er ihm sagte: »Sie haben so manches Aergerniss gegeben, so mögen Sie auch einmal eins nehmen«! Lessing las es und sprach: »Ich habe kein Aergerniss genommen, ich habe das schon lange aus erster Hand.« Jacobi missverstand ihn und fragt: »Sie kennen das Gedicht«? worauf Lessing erwiederte: »Das Gedicht hab' ich nie gelesen, aber ich find' es gut«. Jacobi noch immer Lessing's Meinung verkennend, äusserte wieder: »In seiner Art ich auch, sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt«. Nunmehr erklärte sich Lessing deutlicher: »Ich mein' es anders! Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigner Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht geniessen. Ἓν κὰγ πᾶν! Ich weiss nichts anders! Dahin geht auch dies Gedicht. Und ich muss bekennen, es gefällt mir sehr«!

[1]) Hempel'sche Ausgabe, Th. XI, Abth. 2, S. 768 f.

Erwähnt mag noch werden, dass Lessing Leisewitzens »Julius von Tarent« für ein Werk Goethe's gehalten und, über das Irrige dieser Annahme belehrt, ausgerufen haben soll: »Desto besser! Dann haben wir zwei Männer, die so etwas machen können«!

Ziehen wir nun die Ergebnisse aus den bisher aufgeführten, aufeinander bezüglichen Aussprüchen Goethe's und Lessing's, so drängt auf Seite des letztern sich die Wahrnehmung auf, dass er, wenn er auch vom ersten Eindruck der Dichtungen Goethe's überwältigt, freudige Theilnahme verrathen hat, sich dieser dennoch nicht hingibt, sondern sich alsbald feindlich entgegenstellt. Den Beifall, den »Götz von Berlichingen« auf der Bühne gefunden hat, lässt er nicht zur Ehre des Dichters gelten; bei der Anwendung der Stelle aus Hudibras — von den Stricken aus Sand — verstärkt er den absprechenden Vergleich noch leidenschaftlich durch das gehässige »ausschreit« (»das Ding für ein Drama ausschreit»); von allen Seiten her vernimmt man, dass er sich über Goethe's Schauspiel in heftigem Tadel ergoss, nirgends, dass er etwas daran gelobt. Gegen »Werther's Leiden« führt Lessing, er der scharfsinnige Kunstrichter, den ganz kritiklosen Grund ins Feld: der Charakter Werther's entspreche dem des jungen Jerusalem nicht. Als ob das überhaupt in Frage komme! Sein Urtheil über Werther's Charakter erscheint mehr bitter als sachlich, indem er ihn »verächtlich« nennt. Lessing beginnt dann eine Posse gegen den Roman zu entwerfen, die ein saubres Seitenstück zu den »Freuden des jungen Werther« von Nicolai geworden sein würde. Der Farce »Götter, Helden und Wieland« wirft Lessing vor, viel weniger Verständniss des Euripides zu bekunden, als Wieland's »Alceste«, was er nur thun konnte, weil er nicht ehrlich genug war zu beachten, dass Goethe in diesem Stück nicht den Hercules des Euripides redend einführt, sondern aus-

drücklich in dem Stücke selbst aussprechen lässt, dass auch Euripides den Heroen zu modern auffasse. Lessing brachte es ferner über sich, seinen gesunden Sinn zu verleugnen, als er sich zu der Voraussagung herbeiliess, der Dichter des »Götz« und des »Werther« werde noch ein ganz gewöhnlicher Mensch werden — und warum? weil er auch ein paar Possen geschrieben, Possen zum Theil in der Weise jenes Hanswursts, für dessen Wiederaufnahme er, Lessing selbst, sich so angelegentlich verwendet hatte. Ja, letztrer entblödete sich nicht anzukündigen, dass er gleich einem Teufel Goethe's »Faust« holen wolle, den »Faust«, von welchem er noch keine Zeile kannte, von dem aber alle, denen Goethe Bruchstücke daraus mitgetheilt hatte, nur mit Bewunderung sprachen. Von Unbefangenheit war also hier nicht mehr die Spur, ja es zeugt sogar von Hass, wenn Lessing auf Wieland zürnt, dass er Goethe's Lob überschwänglich verkündet.

Forscht man nach Erklärung von Lessing's sonderbarem Verhalten, so könnte man es zunächst in dem eingebornen Widerspruchsgeist und seiner Lust am Streiten vermuthen, wobei man anzunehmen hätte, dass er nur Goethe's »Hörner« zu sehr gescheut habe, um mit ihm anzubinden; aber auch weniger allgemein aufgefasst, lässt sich ein Grund finden, der geeignet scheint, Lessing's Zorn zu verstehen. Hatte er doch kostbare Kräfte daran gewandt, die dramaturgischen Lehren des Aristoteles — die unverfälschten, nicht französirten — in ihrer Berechtigung nachzuweisen und zur Geltung zu bringen, und da erscheint nun ein übermüthiger Jüngling, der im ersten kecken Anlauf im »Götz von Berlichingen«, dem ganz Deutschland zujauchzte, die Zerfahrenheit und Regellosigkeit eben überwundner roher Bühnenzustände zurück zu führen, und Lessing's Mühen zu nichte zu machen droht. Dazu kam, dass Lessing Männer zu Freunden hatte, seichte Schriftsteller, deren Natur so

ganz im Gegensatz zu Goethe stand, dass sie Lessing's Missmuth gegen den geistsprühenden Wildfang zu schüren sich gedrängt fühlten, namentlich Weisse und Nicolai, letztrer der Urwidersacher Goethe's. Ob sich jedoch Lessing's geradezu leidenschaftlich zu nennende Erbitterung hierdurch genügend erklärt, ist zweifelhaft, wenigstens benahm Goethe sich in ähnlicher Lage anders: von Schiller's, im zügellosen Geiste des schon abgethan geglaubten Sturmes und Dranges erfolgten Auftreten in seinem Zartsinn tief verletzt, überdies von Schiller durch ungerechtfertigtes Tadeln und durch beleidigende Schmähungen persönlich angegriffen, begnügte Goethe sich, jenen schweigend bei Seite liegen zu lassen, wogegen er später dem Bittenden mit rückhaltsloser Freundlichkeit entgegenkam.

Bei Lessing's so ganz anderem Verhalten gegen Goethe scheint es daher, als müsse man seiner Leidenschaftlichkeit entsprechend auch nach einer Leidenschaft erregenden Ursache suchen und zwar — worauf auch schon Zelter in einem Brief an Goethe deutet — in Lessing's Neid gegen den jungen Menschen, der spielend ihn des Ruhms, der erste Bühnenschriftsteller der Deutschen zu sein, zu berauben in Begriff stand. Höchst auffallend ist es jedenfalls auch, dass Lessing's Missstimmung nicht versöhnt wurde durch die dichterischen Schönheiten von Goethe's Werken. Man kann nicht umhin, dies nur dadurch sich begreiflich zu machen, dass man annimmt, Lessing sei überhaupt nicht genügend empfänglich für solche gewesen — ein Mangel, der sich sehr wohl mit der Befähigung vereinigt denken lässt, den Begriff dichterischer Schönheit zu zergliedern. In alle dem was von Lessing's Urtheilen über Goethe bekannt ist, findet sich — auch soweit er nicht tadelt — nur ein einziges Mal die Anerkennung poetischer Schönheit, und zwar bezüglich des »Werther«, aber kein Wort, welches Bewunderung der Dichtergrösse Goethe's im all-

gemeinen ausdrückte. Lessing gibt zwar zu, dass »Götz« nicht nach den dramaturgischen Regeln der Franzosen beurtheilt werden dürfe, aber diese kühle Bemerkung enthält keine Sylbe zum Lobe dessen was Goethe ausserhalb der französischen Dramenform im »Götz« geleistet hatte. »Werther's Leiden« nennt Lessing zwar ein »warmes Product« in der ersten unwillkührlichen Erwärmung durch die unwiderstehliche Gewalt des Romans, aber er hat so wenig Verständniss für die tief poetische Entwickelung von Werther's Gemüthsanlage, die diesen mit Nothwendigkeit zum Selbstmord drängte, dass er aus polizeilicher Fürsorge nach einer cynischen Schlussrede verlangte und dass er die Nichtübereinstimmung mit dem Charakter Jerusalem's rügte. Endlich: wie er Goethe's »Prometheus« kennen lernte, wird er nicht ergriffen von der Grossartigkeit der Dichtung, lehnt sogar ab — wie Jacobi missverstanden hatte — dass sein Lob derselben als Lob der dichterischen Schönheit angesehen werde und hat lediglich Sinn für die spinozistischen Anschauungen, die darin zum Ausdruck gelangten und die ihm sehr gefielen.

Dieser Mangel an reiner Empfänglichkeit für das Poetische findet aber seine Erklärung wiederum nur darin, dass Lessing selbst ganz der Herrschaft des Verstandes unterworfen, dass er eben kein ächter Dichter war. Seinen eignen dahin gehenden, in richtiger Selbsterkenntniss abgegebenen Ausspruch haben manche nicht gelten lassen wollen: als ob Lessing zu den bescheidnen Lumpen, zu den zimperlich Verschämten gehört hätte, die durch geheuchelte Zurückhaltung preisenden Widerspruch herauslocken wollen! Als ob er nicht seinen wahren Werth vollkommen gefühlt und denselben gehörigen Orts zur Geltung zu bringen verstanden hätte!

Auch Goethe hielt Lessing nicht für einen Dichter, obwohl sonst seine Schätzung Lessing's die höchste, über-

haupt sein Verhalten gegen denselben das schönste, wohlthuendste ist. Mit wahrem Frommsinn verehrt er in Lessing den Bildner des Zeitalters, in dem er selbst herangewachsen, den grossen Geist, der durch seine Werke auch unmittelbar sein Lehrer gewesen war. Wenn schon seine schnell reifende Erkenntniss ihn bald in Widerspruch zu der Bewunderung von »Miss Sara Sampson« setzte, so äusserte sich derselbe doch in würdigster Weise, ohne hochmüthigen Seitenhieb auf den Verfasser des Urbilds von »Stella«, und obwohl er an »Minna von Barnhelm«, an »Emilia Galotti« auszustellen findet, er gibt den Tadel nicht kund, ohne vorher Worte aufrichtigster, ausserordentlichster Anerkennung ausgesprochen zu haben. Und jener Tadel ist frei von Ueberhebung oder gar Spott, und in Bezug auf Lessing's Persönlichkeit weiss er dessen Leichtsinn geistreich zu beschönigen.

Nichtsdestoweniger sprach aber Goethe die Eigenschaft eines Dichters Lessingen unmittelbar ab; denn obgleich er ihn Gellerten gegenüber noch als Dichter nannte, so gab er doch bei fortgeschrittner Bildung seine entgegengesetzte Ansicht dadurch kund, dass er nicht nur »Emilia Galotti« bald als »nur gedacht«, bald als »gemacht«, und in »Minna von Barnhelm« den Verstand als vorherrschend, sondern auch Lessing's trefflichstes Werk, »Nathan den Weisen«, als ein Stück bezeichnete, »in dem der Verstand allein spreche«. Durch diese Betonung der Verstandesthätigkeit beim Hervorbringen der genannten Bühnenstücke schliesst aber Goethe die eigentlich dichterische Thätigkeit um so entschiedner aus, als er durch sein ganzes Leben hindurch mehrfach ausdrücklich darauf hinweist, dass unbewusstes Schaffen den wahren Dichter kennzeichnet.

Es kam mir hier darauf an, nur durch Lessing selbst und durch Goethe den Nachweis zu führen, dass jener nicht als Dichter in des Wortes strenger Bedeutung zu

gelten habe; ich unterlasse nicht nur, diesen Nachweis auch aus der Kunstphilosophie herzuleiten, sondern auch ihn, sei es etwa durch eingehende Vergleichung von Bühnenstücken oder Liedern Goethe's und Lessing's, sei es durch sonstige Nebeneinanderstellungen, z. B. von Goethe's und Lessing's Tagebüchern der italienischen Reise, zu begründen.

Es ist mir schwer angegangen, durch das Dargelegte den Schein zu erwecken, als arbeite ich auf die, ohnedies ja ganz unmögliche Herabdrückung von Lessing's Bedeutung hin; ich habe es auf diesen, nur mir selbst schädlichen Schein ankommen lassen müssen, um einer nach meiner gegründeten Ueberzeugung irrgehenden Erhebung Lessing's auf eine Stelle, auf der er nicht zu halten ist, entgegenzutreten. Ebenso wie man Goethe's Werth beeinträchtigen würde, wollte man ihn hinsichtlich der Schärfe in kritischen Auseinandersetzungen mit Lessing vergleichen, schadet man Lessingen nur, indem man ihn mit ächten Dichtern vergleicht. Wir befinden uns hier in ähnlicher Lage wie bei Goethe und Schiller: wir Deutsche dürfen uns eben freuen, an der Spitze unserer Literatur mehrere Männer zu haben, die in allen Literaturen zu den höchsten zählen würden, und deren Vorzüge man dennoch versucht ist gegen einander abzuwägen. Man muss aber nicht Einen Alles sein lassen wollen.

Merkwürdig ist es, dass Goethe und Lessing sich nie persönlich getroffen, nicht einmal brieflich mit einander verkehrt haben. Nicht verwundern darf es, dass Lessing keinen Schritt hierzu that: Reisen ohne Lebenszweck zu unternehmen, war er nicht vermögend genug, und Briefe ohne dringende Veranlassung zu schreiben, war auch nicht seine Sache. Warum aber Goethe, nachdem er aus studentischer Renommage versäumt hatte, sich Lessingen in Leipzig zu nähern, auch damals ihn nicht aufsuchte,

als er bei seiner ersten Harzreise ihm so nahe kam, damals, wo er sogar Zeit fand, um eines Plessing willen einen Abstecher zu machen, er, der schon in seiner Jugend es als Glückseligkeit pries, mit den Besten seiner Zeit zu leben; warum wir ferner von seinem Vorsatz, Lessing's persönliche Bekanntschaft zu machen, erst erfahren, als dieser eben gestorben war — das darf Wunder nehmen. Freilich können wir für möglich halten, dass Goethe'n Aeusserungen des Missmuths, den Lessing gegen ihn hegte, hinterbracht worden waren; vermuthen dürfen wir sogar, dass Lessing die Begrüssung, die Goethe durch einen gemeinschaftlichen Freund an ihn richtete, unerwiedert liess, weil sich sonst doch wohl Spuren persönlicher Annäherung finden würden; aber das wissen wir, dass Lessing, der Schriftsteller, Goethe'n jedes Zeichen öffentlicher Anerkennung vorenthielt und hierdurch konnte Goethe allerdings verstimmt und seinerseitigem Entgegenkommen abgeneigt werden. Vielleicht ist aber die Ursache von Goethe's Zurückhaltung auch darin zu suchen, dass er sich Lessingen gegenüber noch immer, wie in Leipzig, untergeordnet und gedrückt fühlte — ähnlich wie er 1778 dem durch Thüringen reisenden Baron Grimm gegenüber tief empfand, dass er dem Manne nichts zu sagen habe, der von Paris nach Petersburg ging.

Dem sei nun wie ihm wolle! Wenn aber das Verhältniss zwischen Lessing und Goethe nicht wie eine unaufgelöste Dissonanz in der deutschen Literatur fortklingt, wir danken es Goethe dem Neidlosen, dem Guten.





3. Faust und Helena.

von

Felix Bobertag.

> Denn Ruf und Schicksal bestimmten die Unsterblichen
> Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
> Begleiter.
>
> Faust II. 3. 44 ff.

Es wird jeder, der sich auch nur einigermassen mit der seit etwa zwei Menschenaltern zu dem Umfange einer stattlichen Bibliothek angewachsenen Faustliteratur beschäftigt, die Bemerkung machen, dass früher die ästhetische und philosophische Behandlung des grössten Werkes unseres grössten Dichters vorwaltete, neuerdings dagegen eine philologische und literarhistorische Betrachtungsweise, welche zum Theil ganz neue Gesichtspunkte aufstellt, neue Ergebnisse gewinnt oder wenigstens verheisst, zur Geltung gelangt. Diese Thatsache springt um so mehr in die Augen, je mehr wir grade die besten und dankenswerthesten Beiträge zur Faustliteratur der letzten Jahre in's Auge fassen.

Diese Erscheinung darf keinesfalls als eine zufällige betrachtet werden. Einestheils wurde, wie jedermann weiss, das gesammte geistige Leben unseres Vaterlandes in der

Zeit, welche wir hier die frühere nennen, das heisst in den zwanziger bis vierziger Jahren unsers Jahrhunderts, in ausserordentlich hohem Grade von der speculativen Philosophie beeinflusst und geleitet. Dieser Einfluss hörte auf, an die Stelle der Philosophie traten exacte Forschungen, an die Stelle der Deduction trat die Induction. Historie, Philologie und Naturwissenschaft sagten sich immer entschiedener von allem Apriorismus los, ja es gerieth die Speculation in den umfangreichsten und am schwungvollsten betriebenen Wissensgebieten in grossen, vielleicht zum Theil unverdienten, Misscredit. Was Wunder, dass man nun ohne Philosophie, ohne Anwendung speculativer und dialektischer Methode auch in das tiefere Verständniss des Faust einzudringen versuchte und sich, sicher nicht ohne Recht, an die Thatsache hielt, dass ja Goethe selbst nichts weniger als ein aprioristischer Philosoph gewesen sei.

War diese an sich naturgemässe und historisch vermittelte Veränderung der Gesichtspunkte, von denen man Goethe's Schöpfung in's Auge fasste, insoweit nicht in dem Wesen dieser selbst begründet, so lag doch andrerseits ein Grund zu dem sich vollziehenden Umschwunge auch im Faust selber. Den ersten Jahrzehnten nach der Fertigstellung — einen Theil der Zeit während derselben mit eingerechnet — lag es ob, in das grossartige Dichtwerk überhaupt, so wie es vorlag, einzudringen, die darin sich drängende und fluthende Gestaltenmasse zu unterscheiden und in Zusammenhang zu setzen, die in ihm verborgenen Gedankenschätze nur erst auf irgend eine Weise sich anzueignen. Erst nachdem man sich hieran versucht — etwas curios fielen die Versuche freilich manchmal aus — erst als der Dichter und sein Werk mehr der Vergangenheit anzugehören schien, konnte man zu den Fragen: Woher? Wie? Warum das alles? gelangen, konnte man sich an eine Unterscheidung des Stoffes und der ihm von Goethe gegebenen Form

machen, der allmählichen und stückweise vor sich gehenden Arbeit des Dichters Aufmerksamkeit zuwenden, die Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile des langsam reifenden Werkes mit den verschiedenen Entwickelungsperioden seines Schöpfers in Beziehung setzen. Es liegt auf der Hand, dass für diese Aufgaben die historische und philologische Lösung, für jene die philosophische geeigneter erscheinen musste. Die langsam fortschreitende Veröffentlichung oder Zusammentragung des für den Literarhistoriker unentbehrlichen Materials in Briefen, anderweitigen Aufzeichnungen und zerstreuten Notizen in zeitgenössischen Werken kam hinzu.

Es heisst sich der besseren Einsicht unbillig und zum eigenen Nachtheile verschliessen, wenn man bestreiten will, dass der eben bezeichnete bedeutende Umschwung ein ebenso bedeutender Fortschritt sei. Mag in den neuesten streng historischen und philologischen Untersuchungen über Goethe's Faust noch immerhin manches sein, was sicherer und begründeter erscheinen würde, wenn die Forscher ihre Wahrnehmungen einige Zeit länger in ihrem Innern beherbergt hätten, ehe sie sie öffentlich darlegten, so beweisen doch die bedeutendsten unter diesen Arbeiten wie die von G. v. Loeper und W. Scherer jedem Unparteiischen, dass wir es ohne jeden Zweifel in den letzten Jahren im Verständnisse von Goethe's Faust in erfreulichster Weise weiter gebracht haben. Wohl hüte man sich auch, der mühsamen und oft trockenen Einzelforschung den Vorwurf zu machen, dass sie das grosse Werk in Kleinigkeiten zersplittere, dass sie seinen Genuss verkümmere, den poetischen Werth verdunkele. Für Leute, die nicht über das Einzelne scharf nachdenken oder wenigstens den scharfsinnigen Erörterungen anderer folgen können, ist wahrlich Goethe's Faust nicht geschrieben, und die Folgezeit wird lehren, dass die literarhistorische Forschung, weit

entfernt, den Gebildeten unserer Nation den wahren Genuss an Goethe's Faust zu trüben, vielmehr den Sinn des Einzelnen wie des Ganzen erschliesst, die Schönheiten des Inhalts wie der Form richtiger beurtheilen, das Wollen und Können unseres grössten Dichters nach Gebühr würdigen lehrt.

Wir können dies alles behaupten, ohne denjenigen, welche sich die frühesten Verdienste um Goethe's Faust erworben haben, den ihnen zukommenden Dank vorzuenthalten. Wir haben bereits anerkannt, dass die Verschiedenheit der Gesichtspunkte von vormals und jetzt natürlich und begründet ist. Was unmittelbares Eindringen, intuitives Sichversenken in die grosse Dichtung, was logisches Nachdenken zu Tage gefördert, mag von den Resultaten der exacten Forschung, sofern es berechtigt ist, seine Bestätigung erwarten, ein Verhältniss, das uns so natürlich und sachgemäss dünkt, dass wir darin vielleicht mit Recht einen Fingerzeig erblicken dürfen bei dem Versuche, etwas zum Verständniss einer der verwickeltsten und am tiefsten verhüllten Fragen beizusteuern, die wir an Goethe's Faust stellen können. Denn, wie Goethe die Beziehungen zwischen Faust und Helena aufgefasst und dargestellt, und was er damit gemeint, wagen wir im Folgenden zu erörtern.

Goethe lässt seinen Helden nacheinander mit zwei Frauen Liebesbündnisse schliessen, mit Gretchen und mit Helena. Er legt uns damit eine Vergleichung dieser beiden Frauengestalten und der Beziehungen Faust's zu ihnen nahe, eine Vergleichung, die allerdings nur das Ergebniss haben kann, dass nichts Ungleicheres zu denken ist als Gretchen und Helena, nichts sich weniger entspricht als Faust's Verhältniss zu der einen dem zu der andern. Man kann zwar eine Aehnlichkeit darin finden, dass Faust mit keiner von beiden verheirathet ist und dass er sich von beiden noch im Laufe des Stückes trennen muss. Allein

wir sind überzeugt, dass die erstere Wahrnehmung jedem Unbefangenen als eine gemachte und bedeutungslose erscheinen wird, selbst wenn man, um irgend welche Consequenz daran zu knüpfen, die vorgebliche Abneigung Goethe's gegen die Ehe damit in Beziehung setzte. Und was die zweite Aehnlichkeit betrifft, nun so ist sie eben an sich selbst zu unerheblich, als dass sie die Verschiedenheit, den Gegensatz wesentlich mildern könnte. Dieser Gegensatz findet sich aber nicht allein in Goethe's Darstellung selber, sondern schon in der Herkunft des von dem Dichter bearbeiteten Stoffes. Helena gehört der vor Goethe vorhandenen Faustsage an, Gretchen nicht, und nicht allein aus der Faustsage, sondern noch aus anderen und zwar die höchste Beachtung fordernden Quellen strömte Goethe'n reicher Stoff zur Gestaltung seiner Helena zu, während Gretchen seine Schöpfung ist.

Soweit liegt die Sache klar und unbestritten vor Augen. Nun aber steht bekanntlich in Frage, ob der Gegensatz der beiden Frauen, welche bei Goethe von Faust geliebt werden, nicht noch ein weiterer sei. Sind beide von einander nicht auch insofern verschieden, als Gretchen ein wirkliches Weib, Faust's Verhältniss zu ihr ein wirkliches Liebesverhältniss ist, Helena und Faust's Verhältniss zu ihr dagegen eine blosse Allegorie darstellt?

Dieser Frage steht jeder Versuch, in das Verständniss der Goethe'schen Helena einzudringen, von vornherein gegenüber. Ohne Zweifel liegt aber in diesem Problem selber, so schwierig es immer sein mag, ja, angenommen, es sei unlösbar, für uns ein Fingerzeig für die Art, wie seine Lösung versucht werden kann, oder vielmehr versucht werden muss. Wenn ich nicht darüber klar bin, was jemand mit dem, was er gesagt, gemeint hat, so muss ich, ehe ich einen Versuch mache, dieses zu erfahren, genau wissen, was er gesagt hat. Und ehe ich nicht eine

bestimmte Auffassung des Wortsinnes, ein Verständniss für den nächstliegenden Sinn und Zusammenhang einer Rede, Erzählung und Dichtung besitze, existirt die Frage nach einem tiefern Sinne gar nicht. Es nützt auch gar nichts, wenn ich, ohne diese Voraussetzung erfüllt zu haben, Definitionen und Deductionen der Begriffe des Symbolischen, Allegorischen, Bildlichen und so weiter aufstelle, sofern ich nicht etwa aus objectiven und unanfechtbaren Beweisstücken darlegen kann, dass der, dessen Gedanken ich ergründen will, jene Begriffe genau ebenso definirt und sich auch in seinen Schriften oder Reden genau und consequent danach gerichtet hat. Man mag das philologische Verstocktheit nennen, es ist und bleibt doch das Verfahren, bei dem sich alle Wissenschaften, die menschliche Gedanken aus menschlicher Rede ergründen müssen, immer sehr wohl befunden haben.

Die erste Erwähnung der Helena, allenfalls die Einführung — das erste Auftreten können wir kaum sagen — fällt in den ersten Theil und schon vor das Auftreten Gretchens, in die Hexenküchenscene.

Die Worte, mit welchen Faust diese Scene eröffnet, drücken sein Misstrauen dagegen aus, dass von Zauberei und Hexenwesen eine günstige Einwirkung auf seinen Zustand zu erwarten sei. Nicht die Hexe, sondern etwa die Natur, ein edler Geist wäre es, woher er einen Balsam zu seiner Heilung erhoffen möchte. Bekanntlich beseitigt Mephistopheles einen Theil dieser Gedanken durch die cynische Darstellung eines naturgemässen Lebens, welches natürlich in diesem Sinne Faust nicht ansteht. Aber das Misstrauen Faust's ist noch nicht gänzlich gehoben. »Ob Mephistopheles den Trank nicht selber brauen könne?« Wieder redet ihm der Dämon die Zweifel aus und sucht seine Aufmerksamkeit auf die groteske Umgebung zu lenken. Aber Faust findet die Thiere abgeschmackt und

nimmt kein Interesse an ihnen. Da fällt sein Blick in einen Spiegel, und zwar muss er nach der Bühnenanweisung vor Vers 2074 (Was seh' ich? etc.), unmittelbar nachdem er die Worte »So abgeschmackt, als ich nur Jemand sah« gesprochen, auf den Spiegel aufmerksam geworden sein, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt haben, denn die Worte jener Bühnenanweisung »diese Zeit über« können nur heissen: seitdem er zuletzt gesprochen.

Faust verleiht dem Eindrucke Worte, den das im Spiegel geschaute Bild eines überaus schönen Weibes auf ihn gemacht hat. Der Nebenumstand, dass das Bild nur von einer Stelle aus deutlich gesehen werden kann, ist eine gute Veranschaulichung seiner Eigenschaft als einer blossen optischen Erscheinung. Es ist als solche von der Stellung des auffassenden Auges abhängiger als ein wirklich in das Auge fallender wirklicher Gegenstand und auch als ein gemaltes oder gezeichnetes Bild. Goethe hat etwa an den Regenbogen gedacht.

Vielleicht noch beachtenswerther ist der nicht allzu leicht auffallende, weil negative, Umstand, dass Faust das Bild erblickt hat und durch dasselbe in das höchste Entzücken versetzt worden ist, bevor er den Trank erhalten. Der Sinn für weibliche Schönheit, die Fähigkeit, durch dieselbe begeistert, entzückt, ja zur höchsten Leidenschaft entflammt zu werden, ist Faust eigen auch ohne diejenigen Veränderungen seines Wesens oder Zustandes, welche der Trank hervorzurufen bestimmt ist. Die Gewalt der Wirkung des Bildes bezeugte nicht allein die erste Rede, in die er ausbricht, sondern auch die weiter unten folgenden:

»Weh mir! Ich werde schier verrückt.

und

»Mein Busen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geschwind!«

und Goethe hat durch die an beiden Stellen hinzugefügten Bühnenanweisungen wieder dafür gesorgt, dass wir Faust's Worte auf nichts als das Bild beziehen können.

Jetzt erscheint die Hexe, es erfolgt der überaus stilvolle Auftritt des Mephistopheles mit ihr. Sie fragt, was die Herren »schaffen«, Mephistopheles erklärt sein Anliegen, die phantastischen Vorbereitungen zum Genusse des Trankes gehen vor sich. Die Hexe winkt Fausten, näher zu treten. Faust kann nach den Worten, die er zu Mephistopheles spricht:

»Nun, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug,
Sind mir bekannt, verhasst genug«

nur langsam und unwillig diesem Winke Folge leistend gedacht werden. Mephistopheles redet ihm zu und »nöthigt« ihn, wie die Bühnenanweisung sagt, in den Kreis zu treten. Nachdem dies geschehen ist und die Hexe ihre unsinnigen Formeln herzudeclamiren begonnen hat, unterbricht Faust noch zweimal voll Unmuths die Ceremonie mit den Worten

»Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber«

und

»Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.«

Mephistopheles entgegnet beide Male, erst, wie schon vorhin, zuredend und begütigend, dann die Ceremonie beschleunigend, deren weitere Ausdehnung der ihre Rolle mit abgeschmackter Wichtigthuerei spielenden Hexe vielleicht erwünscht, Fausten jedoch sehr widerwärtig war.

Endlich hat Faust den Trank getrunken, die Hexe löst den Kreis auf, Faust tritt heraus, Mephistopheles

mahnt zum Aufbruche, die Hexe wünscht guten Erfolg, der Teufel verabschiedet sich von ihr verbindlich. Die Scene wird beschlossen durch ein kurzes Zwiegespräch des Teufels mit dem Doctor, ein Zwiegespräch, welches jedoch nach unserm Dafürhalten für das Eindringen in den Zusammenhang von Faust's Beziehungen zu Helena von der grössten Bedeutung ist.

Mephist. *(zu Faust):* Komm nur geschwind und lass dich führen!
Du musst nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeussres dringt.
Den edlen Müssiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergötzen,
Wie sich Kupido regt und hin und wieder springt.

Faust: Lass mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephist.: Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir sehn.
(Leise.) Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Es wird sich zeigen, dass eine bestimmte und wirklich alles der Erklärung bedürfende erklärende Auffassung dieser wenigen Verse nicht möglich ist, ohne dass wir zur Goethe'schen Helena und zu deren Bedeutung für den gesammten Faust eine entschiedene und möglichst bestimmte Stellung einnehmen.

Für das Verständniss des vielen Unverständigen, was uns in der Hexenküche entgegentritt, hat dieser Schluss zunächst die Bedeutung, dass er uns den Abschluss dessen vorführt, was Mephistopheles in der Hexenküche mit Faust

vornehmen wollte und bezweckte. Der Trank soll vermittelst tüchtiger Bewegung und Schweisses die ganze Constitution des Doctors durchdringen, damit der Trieb, den Kupido vorstellt, in ihm lebhaft erwache.

Faust will, ehe sie den Ort der Albernheit und Bestialität verlassen, noch einmal das Frauenbild im Spiegel betrachten. Der Dämon lässt es nicht zu. Und wie er immer, wenn er seinen Rath und Willen Faust aufzudrängen in der Lage ist, ein begründendes oder begütigendes Wort bei der Hand hat, so auch hier. Im Gegensatz zu dem blossen Spiegelbilde soll Faust jettz bald das Muster aller Frauen leibhaftig vor sich sehen. Dies verheisst er ihm, aber er setzt leise hinzu, dass der Doctor mit diesem Trank im Leibe in jedem Weibe Helena, das Muster aller Frauen, erblicken werde. Die Bühnenanweisung »leise« kann an sich die Bedeutung haben, dass die anderen Personen die Worte nicht hören sollen, und auch die, dass Faust sie nicht hören soll. Dass sie aber hier sich nur auf Faust beziehen kann, liegt auf der Hand. Wenn Mephistopheles die Worte leise zu Faust sagte, so wäre darin keine Spur von Grund und Sinn. Wozu in aller Welt soll denn das Lumpenpack, von dem sie eben Abschied genommen, die beiden letzten Verse der Scene weniger hören als die beiden vorhergehenden? Einen vortrefflichen Zusammenhang hingegen gewinnen wir, wenn wir die Worte leise gesagt sein lassen, damit sie Faust nicht höre. Die Worte des Mephistopheles

»Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor Dir sehn«

enthalten eine Lüge. Der Teufel ist weit entfernt, Fausten die Helena zuführen zu können, nur die durch den Trank erregte glühende Sinnlichkeit wird die Täuschung möglich machen, dass Faust in jedem Weibe eine so vollkommene

Schönheit, wie Helena war, die er im Spiegel geschaut, zu sehen glauben wird. Mephistopheles sagt die letzten beiden Verse also leise für sich und natürlich für die Leser oder Zuschauer, um diese darauf aufmerksam zu machen, was er durch die ganze Expedition in die Hexenküche mit Faust vorhatte. Es kann dies nichts anders sein, als Faust für das ihn seiner bessern Natur entfremdende, das Höhere in ihm verkümmernde Genuss- und Lasterleben, dem er ihn entgegenführt, vorzubereiten. Der Dämon calculirt nicht schlecht. In die Stricke der Wollust soll Faust fallen. Das sind die festesten Bande, welche eine feurige Natur an das Niedere zu ketten vermögen. Faust's Liebesverhältniss zu Gretchen beweist in seinem entsetzlichen Ausgange, dass Mephistopheles sich nicht irrte, wenn er durch Entfesselung der geschlechtlichen Sinnlichkeit seinen Gesellen zu erniedrigen, in Sünde, Schuld, Verzweiflung zu stürzen gedachte.

Es ist, dünkt uns, hier alles klar, soweit wir in der Hexenküche im Ganzen wie im Einzelnen Klarheit zu erwarten haben, nur eine Frage scheint aus dem Zusammenhange dieser Scene nicht mit Sicherheit auszumachen zu sein: War das Bild im Spiegel das der Helena? Wir möchten die Frage nichts weniger als mit einem glatten Nein beantworten, glauben vielmehr, dass diese Auffassung des hochverdienten Goetheerklärers Heinrich Düntzer einer Modification bedarf. Düntzer stützt sich auf eine Aeusserung Faust's im ersten Acte des zweiten Theils, wo Faust in Bezug auf die eben erschienene Helena sagt:

»Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne!«

Wenn nun Düntzer meint, diese Stelle beweise grade, dass man sich unter dem Weibe, welches Faust im Spiegel

sieht, nicht Helena zu denken habe, so ist allerdings zuzugeben, dass Faust hier einen Unterschied zwischen dem Spiegelbilde und der aus der Unterwelt heraufgestiegenen Helena ausspricht, aber es liegt in seinen. Worten nicht, dass das Bild eine andere Person als Helena vorstellte, sondern nur, dass es an Schönheit ihr nicht gleichkam. Und in dem Ausdrucke Schaumbild, bei dem sich freilich etwas durchaus Bestimmtes nicht denken lässt, dürfte doch der Gegensatz eines nicht in wünschenswerther Deutlichkeit erscheinenden Bildes zu der Wirklichkeit liegen. Muss nun schon zugegeben werden, dass ein solcher Gegensatz deutlicher hervortritt, wenn ein wirklicher Gegenstand mit dem ihn vorstellenden Bilde, als wenn er mit dem Bilde eines andern Gegenstandes verglichen wird, folglich hier der erstere Fall näher liegt, so erscheint jedenfalls unter solchen Umständen die Thatsache als eine schwerwiegende, dass Faust sich, obgleich viele Zeit und viele Begebenheiten zwischen der Scene im zweiten Act und der Hexenküche liegen, sofort jenes Weibes im Spiegel erinnert. Ohne dass Faust eine Aehnlichkeit leicht und schnell entdeckte, scheint uns dies beinahe unmöglich. Eine sehr schöne Person erinnert uns viel weniger an eine andere ihr ähnliche, welche ihr an Schönheit gleichkam, wohl aber an eine weniger schöne oder sogar hässliche, welche ihr ähnlich war.

Betrachten wir nun das in den soeben besprochenen Versen des zweiten Theils liegende Hinderniss als hinweggeräumt oder wenigstens als beinahe beseitigt, so dürfte bei völlig voraussetzungslosem und unbefangenem Lesen der letzten Verse der Hexenküchenscene doch wohl der Zusammenhang für die uns wahrscheinlicher dünkende Auffassung sprechen. Ganz genau ausgedrückt ist sie diese: Mephistopheles weiss, dass in dem Spiegel von Faust ein Abbild der Helena gesehen worden ist, und Faust erkennt

beim Anblick der wirklichen Helena, d. h. ihrer aus dem Reiche der Mutter geholten vollkommenen Gestalt die Aehnlichkeit mit jenem Abbilde. Und einige Beachtung verdient doch wohl auch die Analogie zwischen den Worten Faust's in der Galeriescene:

Das *Musterbild* der Männer wie der Frauen
In deutlichen Gestalten will er schauen

und dem Ausdrucke, den Mephistopheles in der Hexenküche braucht:

. . . Du sollst das *Muster* aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir seh'n.

Aber — so dürfte man wohl einwerfen — die griechische Heroine Helena gehört nicht in die Hexenküche, sie ist da ein durchaus heterogenes Element. Gewiss, antworten wir, sofern man nur die Helena der griechischen Mythologie, Dichtung und Kunst vor Augen hat, gehört Helena allerdings nicht in diese Umgebung, anders aber steht es mit der Helena der Faustsage, und wie kommt Mephistopheles, der an Helena keinen Geschmack findet, hier gerade auf sie? Die Abneigung Düntzers und anderer Erklärer dagegen, in dem Spiegelbilde wirklich Helena zu sehen, rührt wohl von der Annahme her, dass Helena nur eine symbolische oder allegorische Figur sei und nur das classisch, griechisch Schöne bedeute. Nicht als ob wir diese Annahme als eine verkehrte bezeichnen dürften, aber ihre Herbeiziehung zur Erklärung des Schlusses der Hexenküchenscene ist eine bedenkliche, da wir zuerst nach dem Zusammenhange dessen, was Goethe im Drama geschehen lässt, dann erst danach zu fragen haben, ob dies alles noch etwas anders bedeute, als es ist. Goethe war sich, wie aus dem Briefe an Wilhelm von Humboldt vom 22. October 1826 hervorgeht, der Herkunft seiner Helena, von der er sagt, sie stamme aus der Puppenspielüberlieferung,

wohl bewusst. An einer anderen Stelle, »Ueber Kunst und Alterthum«, 1827. Bd. VI. Heft 1, spricht er von seiner Pflicht, ein so bedeutendes Motiv, welches ihm die Tradition an die Hand gegeben, in seiner Ausführung nicht zu versäumen, er erkennt also eine gewisse Gebundenheit an die Helena der Faustsage an. Wie er die einander widerstrebenden Elemente, die dem Doctor Faust zu seinem Verderben von Mephistopheles zugeführte Succuba mit der griechischen Heroine, der Repräsentantin der Classicität, zu verschmelzen gewusst, davon wird noch die Rede sein müssen, das Angeführte diene nur dazu, nachzuweisen, dass er bei Composition der Hexenküchenscene die Helena der Faustsage im Sinne gehabt hat.

Nehmen wir dies nun an, so werden wir auf noch eine andere Erwägung geführt, die wenigstens als Vermuthung geäussert werden darf. Wir deuteten bereits an, vielleicht könne der Umstand, dass Faust das Bild im Spiegel vor dem Genusse des Trankes erblickt und bewundert, nicht ohne Wichtigkeit sein. War das Bild das der Helena, so würde die Wirkung des Trankes in einen Gegensatz zu der Wirkung des Bildes treten, indem der Trank Faust's Sinnlichkeit so sehr anfachte, dass er weniger wählerisch wurde, als er nach seinem eigenen und durch das Bild geweckten Sinne für weibliche Schönheit gewesen sein würde. Dass die rein thierische geschlechtliche Sinnlichkeit den Geschmack nicht verbessert, ist allbekannt, ja es ist eine von Vernünftigen nicht bestrittene Thatsache, dass grosse, ideale weibliche Schönheit das Thierische im Manne fesselt. Warum liess dann Mephistopheles den Doctor überhaupt erst die Helena im »Schaumbilde« sehen? wird man einwerfen. Wir denken uns die Sache so: Die von Mephistopheles beabsichtigte Entfessellung der Sinnlichkeit Faust's bedurfte eines Anknüpfungspunktes in seiner edlen Natur, um fester in

seinem Wesen zu haften, um nicht von der idealen Natur Faust's bald wieder ausgesondert zu werden, wie es etwa mit dem wüsten Bacchusdienste, in dessen Dunstkreis Mephistopheles seinen Gesellen vorher einführte, der Fall war. Dieser Anknüpfungspunkt ist Faust's Schönheitssinn. Das tückische Manöver des Dämons besteht darin, dass er durch den Trank eine Täuschung des edel gearteten Mannes und dadurch eine seiner edlen Natur höchst gefährliche Verknüpfung seines Schönheitssinnes mit der erregten Sinnlichkeit hervorruft.

Man kann vielleicht über unsern Versuch, in die Gedanken Goethe's tiefer einzudringen, lächeln. Mehr als einen unmassgeblichen Vorschlag wollen wir damit nicht gemacht haben, und solche sind denn doch wohl auch erlaubt. Mit Goethe's Psychologie scheint uns wenigstens unsere Auffassung sehr wohl im Einklange zu stehen, und was die Bedeutung und den Zusammenhang des Schlusses der Hexenküchenscene betrifft, so gewinnen die Worte des Mephistopheles dann ohne Zweifel sehr viel an scharfer und interessanter Bezüglichkeit, wenn wir uns denken dürfen, dass der Teufel Fausten das Bild der Helena deswegen nicht noch einmal will sehen lassen, um nicht die bestialisirende Wirkung des Trankes durch feste Einprägung des Schönheitskanons zu stören. Und was die weitere Entwickelung der Beziehungen zwischen Faust und Helena betrifft, so stimmt sie trefflich zu unseren »unvorgreiflichen Bedenken«, ohne dass wir ihr diesen zu Liebe irgend welche Gewalt anzuthun brauchen. Wir haben eben dies jetzt unmittelbar zu zeigen.

Helena begegnet uns nicht wieder, nicht einmal eine Erwähnung findet sich bis zu der bereits herbeigezogenen Galeriescene. Es darf wohl darauf hingedeutet werden, dass sie, wäre sie nichts als das teuflische Buhlweib, oder wäre sie dies auch nur hauptsächlich, deckte sich vollständig

die beabsichtigte Einwirkung ihres »Schaumbildes« mit dem, was der Trank wirken sollte, — dass sie dann schwerlich auf dem Blocksberg würde gefehlt haben. Aber — auch dies sei uns noch zu berühren gestattet — wenn sie auch bei Goethe etwas sehr viel anderes geworden als das Teufelsliebchen, als welches sie sich ihren Platz in der Faustsage erworben hat, so ist damit noch keineswegs die Nothwendigkeit gegeben, dass sie eine Allegorie des classisch, griechisch Schönen und weiter nichts sein müsse.

Der Kaiser will, wie Faust in der finstern Galerie seinem Gesellen mittheilt, Helena und Paris sehen. Mephistopheles ist sehr unzufrieden damit, dass Faust ihre Herbeischaffung versprochen. Das passt nicht in seinen Kram, es gehört nicht in sein Machtbereich. In analoger Weise, wie er den Trank wohl zu machen *wüsste,* aber nicht machen *kann,* weiss er auf Faust's Drängen wohl zu sagen, wie man Helena erlangen könne, er selber aber kann es nicht ausführen.

Dass Mephistopheles hier die Ausführung Fausten selbst überlassen muss, macht die Sache für ihn viel schlimmer, es ist eine moralische Niederlage, ja die Fahrt Faust's zu den Müttern bezeichnet einen Wendepunkt in dem Verhältniss der beiden Hauptpersonen zu einander. Die Aussichten des Mephistopheles, Faust von seinem Urquell abzuziehen, werden allmählich immer geringer, es ist eine stetige Stufenfolge von dem unwilligen, seine Ueberlegenheit in einiger Gefahr sehenden Mephistopheles in der Galeriescene bis zu dem beschämt und verzweifelt dastehenden in der vorletzten Scene, der zu sich selbst sagt:

Du bist getäuscht in Deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht Dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich missgehandelt . . . .

Wir können die verschiedenen Stufen bezeichnen: Voll Unmuths packt der Dämon am Ende des ersten Acts seinen Gesellen auf, unsicher geworden tritt er im zweiten die Leitung an den Homunculus ab, im dritten erscheint er als Phorkyas, um der ihm tief verhassten Helena ihren Urlaub aus der Unterwelt möglichst zu verbittern, obwohl er contractlich gehalten ist, zu ihrer Vereinigung mit Faust beizutragen, im fünften zeigt er gegen Faust selber die von der ihm ahnenden Verzweiflung hervorgerufene schadenfrohe Tücke. Doch greifen wir nicht vor, da wir den Spuren Helena's im Einzelnen zu folgen haben und somit zunächst noch einiges in der Galeriescene unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die Worte des Mephistopheles:

»Mit Hexenfexen, mit Gespenstgespinnsten,
Kielkröpf'gen Zwergen steh' ich gleich zu Diensten;
Doch Teufelsliebchen, wenn auch nicht zu schelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten«

dürften den Commentar zu der oben angeführten Stelle aus »Kunst und Alterthum« darstellen. Verwendet hat Goethe allerdings seiner Verpflichtung gemäss das ihm an die Hand gegebene bedeutsame Motiv, aber hier tritt deutlich hervor, was er verändert. Faust's Geliebte ist Helena bei Goethe geblieben, auch durch Vermittelung seines Dämons — wenn gleich dies nur zum Theil — hat er sie erlangt, aber sie ist hier nicht mehr die teuflische Succuba, sondern die Heroine Helena, Zeus Tochter selber. Was Goethe sich unter Teufelsliebchen vorstellt, zeigt Lilith und »die Schöne« auf dem Blocksberg, und weil Helena eben etwas ganz anderes ist, fehlt sie hier an dem Centrum des Teufels und Hexenwesens, wo man sie doch aus dem Grunde erwarten könnte, dass sie das

stärkste Mittel wäre, Faust zu zerstreuen, ihn Gretchen und die Schuld, mit der er sich beladen, vergessen zu lassen.

Faust muss, um die Gestalt Helena's herbeizuschaffen, die Fahrt zu den Müttern antreten, welche auch insofern mit Helena zusammengehören, als sie von Goethe der griechischen Mythologie entnommen sind. Mephistopheles selbst ist im Ungewissen über den Ausgang von Faust's Wagniss, eine Ungewissheit, die ihm nicht allein deswegen peinlich ist, weil er sich in seiner Rolle als Wunderdoctor nicht recht gefällt, sondern auch, weil er Faust und mit ihm die Frucht langer Bemühungen verlieren könnte.

Aber es glückt dem Doctor, ja es glückt ihm, vom Standpunkte des Dämons aus gesehen, mehr als genug. Nachdem Paris erschienen, tritt Helena hervor. Mephistopheles giebt seine Antipathie zu erkennen. Der Astrolog bekennt sich unfähig, ihrer Schönheit gerecht zu werden, er tritt das Wort an Faust ab, der aber, sogleich aus der Rolle des darstellenden Tausendkünstlers in die des leidenschaftlich und persönlich Theilnehmenden fallend, dem Eindrucke. welchen Helena auf ihn macht, Sprache verleiht. So sehr Helena's hier erscheinendes Bild das Schaumbild im Spiegel der Hexe überragt, so sehr übersteigt Faust's Leidenschaft jetzt seine damalige Aufregung. Noch einmal geht die von Mephistopheles befürchtete Störung vorüber, als aber Paris Helena entführt, explodirt Faust's Tollheit, und die Katastrophe erfolgt.

Für Mephistopheles ist die Sache, wie die letzten Verse des ersten Acts

»Da habt Ihr's nun! Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden«

sagen, höchst fatal. Es zeigte sich, dass in Helena eine Macht heraufbeschworen ist, welche einen den Plänen des

Teufels nachtheiligen Einfluss auf Faust ausüben muss und noch weiterhin dauernd ausüben wird.

»Hier lieg, Unseliger, verführt
Zu schwer gelöstem Liebesbande!
Wen Helena paralysirt,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande«,

sagt Mephistopheles, die Stimmung, in der er den ersten Act beschlossen, fortführend, zu Anfang des zweiten. Dass Faust eine Art Recht auf Helena gewonnen, spricht Mephistopheles allerdings nicht aus, aber niemand konnte eben dies deutlicher und unangenehmer als er bei den Worten Faust's empfinden

»Was Raub! bin ich für nichts an dieser Stelle?
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand?
Er führte mich durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten her zum festen Stand.
Hier fass' ich Fuss! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das grosse, sich bereiten.
So fern sie war, wie kann sie näher sein!
Ich rette sie, und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter, müsst's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.«

Wenn man nach diesem allen die erste Hälfte des zweiten Acts liest, so kann auf den ersten Blick das Handeln des Mephistopheles ohne rechten Zusammenhang, ja unzweckmässig erscheinen. Man könnte ihn von seinem Standpunkte aus tadeln, dass er durch die Fahrt nach den pharsalischen Feldern doch selbst die Hand zur weitern Fortführung der für ihn so gefährlichen Beziehungen Faust's zu Helena bietet. Diese Einwürfe wären jedoch ungegründet. Faust ist, das weiss Mephistopheles in seiner ganzen Trag-

weite zu schätzen, von Helene paralysirt, es ist mit ihm vor der Hand nichts anzufangen, es »ist nichts los mit ihm«, so lange er unter diesem Banne steht. Aber es ist auch unmöglich, ihn, den Willensstarken, Leidenschaftlichen, Tollkühnen von diesem Banne zu befreien. Er wird zu nichts zu bewegen sein, worin er nicht ein Mittel sieht, sich Helena zu nähern. Wenn Mephistopheles dies alles schon nach seiner Kenntniss von Faust's Natur errathen kann, so wird es ihm durch den des Doctors Traum in Worte fassenden Homunculus noch bestätigt. Faust träumt von der Erzeugung seiner Halbgöttin, Leda mit dem Schwan zeigt sich seiner Phantasie. Homunculus hat Recht, dass vor allen Dingen Faust aus der jetzigen Umgebung fortgebracht werden müsse in eine, die ihm mehr zusagen wird, auf den classischen Boden Griechenlands. Dem Dämon ist der Vorschlag nicht angenehm, das Gebiet, welches er betreten soll, ist ihm fremd, allein er hat kein Mittel, Faust wieder zu sich zu bringen, und so willigt er mit sauersüssem Gesicht und sich halb und halb mit der Aussicht auf die Bekanntschaft der thessalischen Hexen tröstend in die Fahrt.

Die sonderbare Reisegesellschaft, der Teufel, das Flaschenmenschlein und der paralysirte deutsche Gelehrte, kommen an das Ziel ihrer Reise. Faust berührt den Boden, er erwacht, seine ersten Worte sind: Wo ist sie? Noch einmal wiederholt er die Frage, um sich zu sagen, dass er jetzt wenigstens auf dem Boden stehe, den sie betreten, und dadurch schon neue Kräfte, nach ihr zu streben, erlangt habe. Er verlässt den Schauplatz, tritt dann an die Sphinxe mit der Frage nach Helena heran, sie weisen ihn an Chiron, worauf er sich wieder entfernt. Am Ufer des Peneios wiederholen sich ihm, jetzt als ein günstiges Omen auf ihn wirkend, die Erscheinungen, die er im Traume gesehen. Da erscheint auch schon Chiron,

der nicht rasten will und Faust aufsitzen heisst. Faust nähert sich mit Erkundigungen nach mythologischen Gestalten der Helena. Chiron's classischer Preis ihrer Schönheit und die Nachricht, dass sie einst an derselben Stelle wie er jetzt gesessen, entzückt ihn, die Versicherung, dass es mit den Schranken der Zeit in Bezug auf eine mythologische Frau nicht viel auf sich habe, erfüllt ihn mit Hoffnung, er gesteht Chiron seine Leidenschaft:

»Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen.«

Chiron's Rath, Faust solle bei Manto Heilung suchen, nach welchem er den als verrückt erkannten Doctor bei dieser absetzt, ist doppelsinnig, denn Manto ist einerseits die Tochter Aeskulaps, es glückt ihr also wohl, Faust mit Wurzelkräften von Grund zu heilen, andererseits aber hat sie den Tempel inne, in dessen Nähe sich der Eingang in die Unterwelt befindet. Wie sie die Worte Chiron's vernimmt:

»Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er sich gewinnen,
Und weiss nicht, wie und wo beginnen;
Asklep'scher Kur vor Andern werth«

fasst sie die Bedeutung der Asklep'schen Kur anders auf als Chiron. Sie weiset Faust sogleich in den dunklen Gang zu Persephoneia. Sie selbst war es ja auch, allerdings nur durch eine mythologische Gewaltthat Goethe's, die Orpheus hier heimlich einliess, an ihr hat es nicht gelegen, wenn Orpheus ohne Eurydice zurückkehrte. Faust soll seine Sache besser machen. Mit den Worten: Frisch! Beherzt! steigen sie hinab.

Faust ist also nun auf dem Wege dahin, wo sich Helena befindet. Zu Anfang des dritten Acts finden wir Helena

auf der Oberwelt, um sich mit Faust zu vereinigen. »Wie es aber«, um mit Goethe's eigenen Worten (Kunst und Alterthum 1827) zu reden, »nach mannigfachen Hindernissen den bekannten magischen Gesellen geglückt, die eigentliche Helena persönlich aus dem Orkus in's Leben heraufzuführen« ist nicht blos »vor der Hand«, sondern überhaupt unausgesprochen geblieben. Dass wir diese Stelle richtig von einer vorhanden gewesenen, aber nicht ausgeführten Absicht Goethe's verstehen, wirklich darzustellen, wie Faust seine Sache im Orkus besser als dermaleinst Orpheus gemacht, dies verbürgt uns eine Mittheilung Eckermanns, wonach Goethe einer ganz bestimmten und in dieselbe Zeit fallenden Aeusserung zufolge den Helden seine Beredsamkeit mit Erfolg Proserpina gegenüber in Anwendung bringen lassen wollte. (I., 290.) Wir dürfen aber noch weitere positive wie negative Schlüsse wagen. Wenigstens die nächstliegenden seien ausgesprochen.

Es liegt auf der Hand, dass Goethe mit »den bekannten magischen Gesellen« Faust und Mephistopheles meint. Wie uns aber seine Darstellung vorliegt, passt das nicht auf die Thatsachen, denn Mephistopheles unternimmt nichts zur Heraufbringung der Helena, Faust macht es durchaus allein. Von Mephistopheles haben wir aus dem zweiten Acte nichts nachzuholen, als dass er, weil er doch nun einmal eine griechische Maske annehmen muss, das, was ihm der phantastischen Hässlichkeit wegen vom classischen Alterthum am meisten zusagt, wählt und sich zur Phorkyas metamorphosirt. Dies sowie sein Verhalten im dritten Acte ist eher alles andre als eine Fausten geleistete nothwendige Hülfe. Wir dürfen also eine Aenderung in Goethe's Plane annehmen, und wenn wir nach den Gründen derselben fragen, so liegt es nicht blos nahe, an das Unthunliche und Inconsequente der Einführung des Mephistopheles in die classische Unterwelt zu denken, sondern der

Dichter wird sich vielleicht auch gesagt haben, dass er nach Faust's Fahrt zu den Müttern dem Dämon nicht wieder Ersatz für das verlorene moralische Uebergewicht gewähren durfte, indem er ihm an der Heraufführung der wirklichen Helena einen wesentlichen Antheil zugestand.

Ferner kann es uns jetzt gelingen, in die unserer Phantasie allerdings viel zumuthende Art, wie Helena im Faust in Erscheinung tritt, einige bestimmtere Vorstellungen zu bringen. Diese Art ist eine dreifache, sie ist eine andre in der Hexenküche, eine andre am kaiserlichen Hofe, eine andre im dritten Acte. Das erste Mal erscheint nur ein durch Hexen- und Teufelskünste hervorgezaubertes, weit hinter dem Vorbilde zurückbleibendes Abbild im Spiegel. Das zweite Mal kommt Helena's Gestalt in vollkommen entsprechender Weise aus guter echter Quelle durch Faust's kühne Wagethat, zu welcher Mephistopheles nur den Weg weiss und den magischen Schlüssel liefert, zu Tage. Endlich tritt sie selber auf, von Faust, der den Weg ohne seinen Gesellen gefunden, dem Orkus entführt. Man sieht, dass die Realität der Helena-Erscheinungen in ihrem Fortschritt zu der Mitwirkung des Dämons in umgekehrtem Verhältnisse steht.

Drittens: Was meint Goethe mit den »mannigfachen Hindernissen«, nach denen den magischen Gesellen die Heraufführung der Helena gelingen sollte? Faust's Fahrt zu den Müttern kann nicht gemeint sein, wenigstens nicht allein, da es sich hierbei noch nicht darum handelte, die wirkliche Helena persönlich aus der Unterwelt zu holen. Wir dürfen gewiss bei diesen Hindernissen daran denken, dass Fausten's Gang nach der Unterwelt und die Erlangung seiner Bitte von Proserpina auf Hindernisse stossen sollte [1]. Vielleicht gehören die Verse in den Paralipomena:

[1] Bei Eckermann a. a. O. sagt Goethe: »Was muss es nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst davon zu Thränen gerührt wird.«

Faust: »Du, schärfe deiner Augen Licht,
In diesen Gauen scheint's zu blöde,
Von Teufeln ist die Frage nicht,
Von Göttern ist allhier die Rede.«

zu einem Abschnitt, welcher diese Hindernisse zu behandeln bestimmt war. Aber wer vermag's zu sagen? Eins nur lässt sich mit einiger Sicherheit aussprechen: Goethe hat sehr lange geschwankt, ehe er sich entschloss, die Heraufholung der Helena gar nicht auszuführen. Denn am 27. Januar 1830 hat Goethe zu Eckermann gesagt, Faust sei jetzt mit Chiron zusammen, und nach weiteren Aeusserungen aus jener Zeit (z. B. »er komme dabei auf Dinge, die ihn selber überraschten; auch gehe der Gegenstand mehr auseinander, als er gedacht«) ist anzunehmen, dass ihm in der classischen Walpurgisnacht keineswegs alles feststand, als er im December 1829 ernstlich daran ging, die beiden ersten Acte fertig zu stellen und damit das zu leisten, was er 1827 zugesagt hatte. Goethe war sich selbst bewusst, dass er dies nicht ganz gethan. Als er erst am 4. Januar 1831 an Zelter schrieb, dass die ersten beiden Acte fertig seien, setzte er hinzu: »Helena tritt zu Anfang des dritten Actes nicht als Zwischenspielerin, sondern als Heroine *ohne weiteres* auf.«

Verfolgen wir nun ihre Geschichte weiter, nachdem wir sie endlich in Person vor uns sehen! Zunächst muss die Phantasie des Lesers einen tüchtigen Aufschwung nehmen, um sich, nicht zwar in die aus dem Schattenreiche wiederkehrende Gemahlin des Menelaos — denn das ist in der That für einen, der Faust lesen gelernt hat, weniger als ein Kinderspiel — doch aber in ihre geschichtliche Umgebung auf der Oberwelt zu finden. So wie Helena ohne Weiteres auftritt, so ist durch Faust's und seines Gesellen Zauberkunst auch im Peloponnes ohne Weiteres

neben anderen historischen Gewaltthaten eine *restitutio in integrum* auf den Zeitpunkt der Ankunft des Menelaos und der Helena aus dem trojanischen Kriege zu Wege gebracht worden. Ein Blendwerk, ein Gaukelspiel ist ganz nach der Weise der alten Faustbücher in's Werk gesetzt. Helena und ihre Begleiterinnen sind von Menelaos, der mit seiner Kriegsmacht noch am Strande lagert, vorausgeschickt, um die Vorbereitungen zu einem Opfer zu treffen. Erst im Palaste, dann vor demselben erfolgt das Zusammentreffen Helena's mit Phorkyas-Mephistopheles. Nachdem dieser die Heroine und ihre Frauen, soweit es die Zeit und sein Auftrag gestattete, geängstigt, führt er sie aus der scheinbar vorhandenen Zeit nach dem trojanischen Kriege heraus und in Faust's ebenfalls ohne Weiteres vorhandene Burg zur für beide gleich beglückenden Vereinigung.

Es liegt uns fern, hier kleinlichen, elenden Tadel gegen den grössten unserer Dichter auszukramen. Doppelt schändlich wäre es, nicht blos den grossen Mann, sondern auch den Greis Goethe schulmeisterlich absprechend zu behandeln. Aber der grosse Dichter, der das Erhabene grade in seinem Faust mit dem Humor in unerreichbar genialer Weise verschmolzen, wird auch als verklärter Geist nicht zürnen, wenn ein Scherz mit unterläuft. Darf doch der gehorsamste wohlgerathene Sohn mit den grauen Haaren des würdigen Vaters einen Spass wagen, wenn jener in jovialer Laune zu sehr zeigt, dass er auch noch jugendlich sein kann. Und so dürfen wir doch wohl sagen, dass hier im dritten Acte auch noch manches andere in mehr als einer Beziehung ganz verzweifelt »ohne Weiteres« vor sich geht, wie die Erzeugung und der Lebenswandel des Euphorion zum Beispiel. Wie gesagt, wer hier die tiefsten Brusttöne ernster sittlicher Empörung bei der Hand hat, mag erst Spass verstehen, d. h. Poesie und Leben, Bücher für Confirmanden und Bücher für gebildete Männer von

consolidirtem Charakter unterscheiden lernen; aber man soll uns nicht steinigen, wenn wir sagen, dass der alte Herr doch ganz verteufelte Geschichten im Kopfe gehabt hat.

Doch kommen wir auf die Hauptsache zurück! Das Verhalten des Mephistopheles im dritten Acte bestätigt auf das Vollkommenste unsere Auffassung von seiner Stellung zu dem ganzen Verhältniss zwischen Faust und Helena. Zum Ueberfluss beachte man noch, wie nichtig die Gefahr ist, mit der der Dämon das Liebespaar schrecken will, als er das Herannahen des Menelaos mit seinen Kriegern meldet, während er doch so gut wie Faust weiss:

». . . Hier ist nicht Gefahr,
Und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Dräun.«

Mephistopheles ist hier, wie im ganzen dritten Acte, voll Unmuths, aus seiner einflussreichen, massgebenden Position verdrängt zu sein, widerwillig seinem Contract nachkommend, nur der Störenfried, der ärgert und schreckt, weil er nicht mehr hindern und schaden kann.

So, bis Helena mit dem übermenschlich begabten Knaben zu Persephoneia zurückkehrt, wie sie in der alten Faustgeschichte mit ihrem Sohne Justus, der eine Prophetengabe besass, bei Faust's schrecklichem Ende verschwindet. Hier aber scheint sich eine Schwierigkeit einzustellen. Helena »umarmt Faust, das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen«.

Phorkyas *(zu Faust)*:

»Halte fest, was Dir von Allem übrig blieb!
Das Kleid, lass es nicht los! Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reissen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die Du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene Dich der hohen,

Unschätzbar'n Gunst und hebe Dich empor!
Es trägt Dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, so lange Du dauern kannst.
Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.«

Fällt hier nicht Mephistopheles aus der Rolle? oder noch directer gesagt: widerspricht sich hier Goethe nicht? Die Worte von »Halte fest« bis »Doch göttlich ist's« könnte man noch dahin deuten, dass der Dämon seine Freude über die Trennung der Heroine von seinem Gefährten verbergen wollte, man könnte ihren Ausbruch in der unmittelbar auf diese Rede folgenden humoristischen Auslassung über Euphorions Exuvien sehen. Dass er aber Faust auffordert, sich der hohen, unschätzbaren Gunst zur Erhebung über alles Gemeine zu bedienen, widerspricht allem, was er von Anfang an mit Faust vor hat. Eine Vorspiegelung mit der Absicht, Faust wieder zu irgend etwas, was in seinen teuflischen Plan passt, zu verführen, können nach dem Folgenden die Worte nicht enthalten, wonach sie sich als nicht in böser Absicht gesagt erweisen, ohne dass allerdings irgend welche Consequenzen scharf und deutlich hervorträten. Denn die Gewänder Helena's dienen zu nichts weiter, als Faust, wie sonst der Zaubermantel, weiter zu befördern.

Sprechen wir es also aus: Goethe hat hier wirklich eine starke Inconsequenz begangen. Unsere Auffassung des ganzen Verhaltens des Mephistopheles steht uns zu fest, als dass wir etwas anderes annehmen sollten. Wie sie entstanden sei und wie sich Goethe damit abgefunden haben dürfte, das sind zwei andere Fragen. Die erste ist von Scherer neuerdings unserer Ueberzeugung nach richtig beantwortet worden. Die Stelle ist früher, viel früher, als sie in den Zusammenhang kam, in dem sie jetzt steht, niedergeschrieben worden, sie macht andere Voraussetzungen,

als ihr jetzt gegeben sind, »das Hinwegtragen über das Gemeine muss ursprünglich so verstanden sein, wie wir es zunächst auffassen würden bei unbefangenem Lesen: nicht körperlich, sondern sittlich.«[1] Wir möchten hinzufügen, dass gradezu »das Gemeine« nicht wohl von der Erdoberfläche, also körperlich, verstanden werden kann, zumal da Faust und Mephistopheles eben jetzt auf dem classischen Boden Griechenlands stehen und Faust auf dem etwas überflüssig erscheinenden Vehikel nicht in ein idealeres Bereich gebracht wird.

Die zweite Frage, die Frage, wie sich etwa Goethe mit der vorhandenen Inconsequenz auseinandergesetzt, kann natürlich auf verschiedene Art und nur vermuthungsweise beantwortet werden. Wir vermuthen, dass Goethe von seinen Lesern folgende Auffassung wünschte. Dem Mephistopheles liegt alles daran, Fausten jetzt wieder aus Griechenland, aus dem er selbst sich wegwünscht, fort und nach Deutschland zurückzubringen. Die Gewänder Helena's, welche sie nicht mit in den Orkus genommen, die ihr also nicht angehören, sind ein Product seiner Zauberkunst, gehören wenigstens in sein Machtbereich. Er mahnt Fausten, sie als das Einzige, was ihm von der Göttin zurückgeblieben, zu behalten, und weiss es zu machen, dass sie ihn dahin führen, wo er selbst ihn wieder haben will. Dies entspricht seiner Auffassung und Behandlung von Faust's Charakter, denn wir sehen ihn immer alles Unvermittelte, Schroffe vermeiden und den zur kühnen

[1] Vergl. W. Scherer. Aus Goethe's Frühzeit. Q. F. XXXIV. S. 100 ff. wo weitere Vermuthungen über den Zusammenhang, in dem die Stelle früher mit besserm Rechte stand, ausgeführt sind. Dass alles grade genau so gewesen, kann nicht bewiesen werden, aber eine plausiblere Vermuthung dürfte hier, wo man nichts als vermuthen kann, kaum zu finden sein.

Selbständigkeit neigenden Doctor grade da am meisten indirect, scheinbar nachgebend und auf Faust's Absichten eingehend leiten, wo es ihm am meisten daran lag, ihn unter seiner Leitung zu behalten.

Im vierten Acte finden wir noch einige Stellen, die sich auf Helena beziehen. Sie stellen die Erinnerung an die Heroine, aber auch diese als verschwimmend, ausklingend dar. Faust tritt auf dem Hochgebirge aus einer Wolke hervor. Er entlässt sie, sein Tragwerk, sie zieht nach Osten.

»Sie theilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich;
Doch will sich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frauenbild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!
Ach schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flücht'ger Tage grossen Sinn.«

Also, so scheint der Sinn der Worte, die aus Helena's Gewändern gebildete Wolke nimmt fernhinziehend die Gestalt einer Göttin, einer majestätisch schönen Frau überhaupt, nicht die bestimmte der Helena an, dann verliert sie die Form und ist nur noch das Abbild einer durchlebten glänzenden aber schnell vorübergeeilten Zeit. Aber die Erinnerung hat eine erfrischende, erhebende Wirkung:

»Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd kühl und schmeichelhaft.«

Und noch weiter schliessen sich in den folgenden Versen Erinnerungen an, Erinnerungen an noch weiter zurück liegende Liebe. Auch die sie weckenden Wolken-

bildungen erheben sich verschwindend in dem Aether, das Beste von Faust's Innerm mit sich fortnehmend. Wolkenhaft, ätherisch-geheimnissvoll sind die Worte und die Sache selbst, daher möchten wir, um nicht dem schönen Unbestimmten Bestimmtheit aufzuzwingen, nur etwa so erklären: Bedeutung und Wirkung von Helena's und Gretchen's Liebe, was Faust überhaupt durch den Bund mit beiden Edles genossen und inwiefern er edler geworden, fliesst ineinander, verklärter aber unbestimmter werdend. Die feierlichen, classisch tönenden Trimeter klingen Faust's classische Periode nach; sobald Mephistopheles auftritt, geht die Unterredung in der gewohnten gereimten Versart weiter.

Weiterhin berathen die magischen Gesellen über eine von Faust zu planende Thätigkeit. Mephistopheles fragt, ob jenen etwa seine Sucht nach dem Monde ziehe, dem er (auf Helena's Gewändern schwebend) nahe gekommen Faust antwortet:

»Mit nichten! Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu grossen Thaten.
Erstaunenswürd'ges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiss.

Mephistopheles: Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommst von Heroinen.«

Doch Faust geht auf diese Anspielung, mit der Helena aus dem Drama verschwindet, nicht mehr ein, sondern kommt bald auf seinen Plan, dem Meere Land abzugewinnen.

Wir sind jedenfalls jetzt an dem Punkte angelangt, da Helena's Bedeutung, ihre Aufgabe im Faustdrama, abgeschlossen ist. Welche ist sie? Sie liegt, wie aus allem, was wir auszuführen hatten, hervorgeht, in einer Gegen-

wirkung gegen die Absichten, die Mephistopheles mit Faust hatte. Faust's edlere Natur ist durch die für gemeine Naturen sicher verderbliche Verbindung mit der Halbgöttin nicht zerstört, sondern gefördert, erbaut worden, er ist von seinem Urquell nicht abgezogen, vielmehr ihm treuer geworden. Zu kühnem Fleisse fühlt er grade jetzt Kraft. Nicht Helena's Gewänder, die ihr nicht eigentlich, sondern nur scheinbar angehörten, sondern sie selbst hat ihn wirklich über das Gemeine hoch emporgehoben. Mehr Einzelnes, Bestimmtes hat Goethe unseres Erachtens nicht in die Darstellung der bleibenden Ergebnisse dieses Verhältnisses legen wollen, sowie uns diese Darstellung jetzt vorliegt. Wohl möglich, dass es eine Zeit gegeben hat, in der er dies beabsichtigte. Sie würde vielleicht in das Jahr 1800 fallen, wo Goethe sich mit Helena beschäftigte und ihr, wie aus seinem Briefwechsel mit Schiller hervorgeht, eine sehr bedeutende, eine centrale Rolle zugedacht war. Dass Goethe, als er dreissig Jahre später den Faust vollendete, dennoch nicht mit allem im Reinen war, ward bereits nachgewiesen, und dass ein Hauptgrund dieses langsamen Austragens »einer seiner ältesten Conceptionen« in der Schwierigkeit lag, die Helena der Fausttradition mit der Helena der griechischen Mythologie und Dichtung in Einklang zu bringen, muss ebenfalls als ausgemacht gelten. Auf die Frage, wie Goethe diese Schwierigkeit überwunden habe, kann nicht mit einem Worte geantwortet werden. Goethe's Helena und ihr Verhältniss zu Faust in seiner Entstehung, Entwickelung und seinem Abschluss ist etwas vollkommen Einheitliches, Geschlossenes, künstlerisch Abgerundetes. Dagegen muss es uns zum Bewusstsein gekommen sein, dass nicht jede Spur von dem Charakter eines Zwischenspiels aus dem dritten Acte und an der Art, wie er den übrigen Acten eingefügt ist, getilgt erscheint, wenn auch Goethe schon 1800 den Beschluss gefasst haben

mag, Helena wirklich als Heldin des Dramas, nicht blos als die eines Zwischenspiels auftreten zu lassen. Dass Helena in dem uns vorliegenden Faust »der Gipfel« sei, von dem aus sich erst alles recht übersehen lasse, wird unseres Erachtens niemals nachgewiesen werden können, und somit ist Goethe in diesem Punkte hinter seinen früheren Absichten zurückgeblieben. Wir müssen sagen zurückgeblieben, und nicht, er habe seine Absichten aufgegeben, denn der Schluss des Dramas war gestaltet, ehe Goethe über die Einfügung der Helena klar war, das Ganze war ohne die der Helena, wenn sie »der Gipfel« sein sollte, zukommende Berücksichtigung abgeschlossen, und die der Einfügung des dritten Actes dienenden Partien haben am längsten auf Vollendung warten müssen.

Fassen wir nun zusammen! Wir gingen von der Frage aus, ob Helena mit ihren Beziehungen zu Faust Wirklichkeit oder Allegorie sei. Da wir gesehen haben, dass sich zwischen Faust und Helena in Goethe's Drama ein wirkliches Verhältniss entwickelt und in real persönlichen gegenseitigen Beziehungen abspielt, haben wir die Antwort auf unsere Frage soweit gegeben, als wir sie hier geben konnten und wollten. Aber wer wollte leugnen, dass sich in dem, was Goethe darstellt, seine Ideen von dem antik Schönen, vom Griechenthum geltend machen? Wer wird nicht gern zugestehen, dass er in dem dritten Acte überhaupt, in Helena's Person aber gleichsam concentrirt, seiner Begeisterung für das classische Alterthum das herrlichste Monument gesetzt hat, dass er darin ausgedrückt hat, was ihm die griechische Classicität gewesen? Aber diese Bedeutung darf nichts an der zunächst sich uns darstellenden Realität abschwächen oder auflösen. Helena *ist* in den ihr zugehörenden Partien des Faust die griechische Halbgöttin und die Geliebte Faust's, sie und was mit ihrem Auftreten an Oertlichkeit, Umgebung und Stil der Dar-

stellung zusammenhängt, *bedeutet* Goethe's Auffassung und Würdigung des Griechenthums, nicht gelegentlich nebenbei, aber doch neben dem, was sie *ist*. Stünde über dem dritten Acte noch der Titel »Helena, classisch-romantische Phantasmagorie, *Zwischen*spiel zu Faust,« so könnte man als nächstliegenden Sinn und Zweck der Darstellung ansehen, dass Faust das Romantische, Helena das Classische, ihre Vereinigung die Verschmelzung beider in Goethe's Poesie darstellen sollte. Dann müsste aber Goethe der Vorwurf gemacht werden, dass Faust im übrigen Drama nicht »das Romantische« darstelle, weder vor noch nach dem dritten Acte des zweiten Theiles, und dass der Dichter das Zwischenspiel ganz ausser dem Zusammenhange des Ganzen hätte lassen sollen. Der Vorwurf würde an Schwere durch die schon oft gemachte Bemerkung gewinnen, dass Goethe's Faust nicht Künstler sei, dem doch nur die Verschmelzung von Classischem und Romantischem als wesentliches Lebensinteresse zugehörte. Goethe hat aber die Bezeichnung des dritten Actes als Zwischenspiel so zu sagen förmlich und ausdrücklich zurückgenommen, folglich hat er, um seine eigenen, kurz vor seinem Tode geschriebenen Worte zu gebrauchen, es »der Einsicht seiner künftigen Leser« überlassen, die daraus sich ergebenden Consequenzen ebenfalls als zurückgenommen zu betrachten. Dass hierdurch die von hochverdienten Männern auf Grund einer die Allegorie zu sehr bevorzugenden Auffassung gegebenen Deutungen und Erörterungen nicht entwerthet werden, dass hier nur einer andern uns als eine nothwendige Ergänzung erscheinenden Auffassung auch zu ihrem Rechte verholfen werden sollte, braucht nach allem, was wir gesagt, und nach dem vielen, was Goethe selbst gelegentlich darüber geäussert, kaum noch angedeutet zu werden.

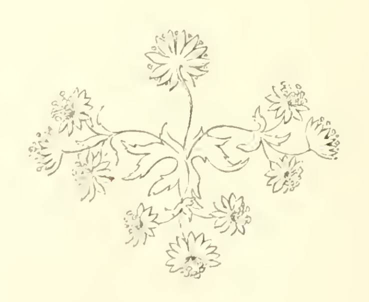
Aber in eben jenen Aeusserungen Goethe's, genauer in dem verschiedenen Gewicht, welches wir ihnen beizu-

messen haben, liegen die Gründe, warum wir der allegorischen Auffassung der Helena im Allgemeinen nicht mehr und nicht Bestimmteres als das soeben Gesagte zugestehen möchten. Die einzelnen hierher gehörenden Stellen aus Goethe's Briefen und sonstigen Auslassungen, wie z. B. aus den Gesprächen mit Eckermann, herbeizuziehen, ist unmöglich. Die Hauptsache aber ist, dass damit auch noch nichts erreicht wäre, wenn wir diese Stellen anführten. Sie müssten kritisch gesichtet werden. Man wolle dies nicht so verstehen, als ob wir sehr aufgelegt und bereit dazu wären, auf Grund eigener Hypothesen und mit Anwendung philologischer Methode dem grossen Dichter Gedächtnissfehler, Verwechselungen und Verdunkelungen von Thatsachen in die Schuhe zu schieben, um das, was in unser System passte, aufrecht zu erhalten. Wir würden darauf verzichten können, obwohl es eine nachgewiesene Sache ist, dass dergleichen Dinge auch einem Goethe passiren konnten. Kein besonnener Betrachter des Faust aber darf sich der Erwägung entziehen, dass Goethe mit dem Plane seines grossen Werkes in der langen Zeit, die dessen Entstehung ausfüllt, mehrere Male nicht unerhebliche Aenderungen vorgenommen und seine Auffassungen des überkommenen Stoffes mit anderen vertauscht hat. Alle seine Bemerkungen nun, so viel er ihrer zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Personen gegenüber hat laut werden lassen, stehen unter dem Einflusse dieser Veränderungen oder Schwankungen. Sie sind also nach denselben, soweit sie sich nachweisen lassen, zu beurtheilen. ihre Bedeutung für den Ausleger des uns vorliegenden ganzen Faust steht in umgekehrtem Verhältniss zu der Grösse der nach ihnen fallenden Veränderungen des Planes. Nur was sich aus dem Texte des ganzen Faust zweifellos ergiebt, steht ganz und nur durch sich selbst fest. Wenn wir noch daran erinnern, dass Goethe's Stillschweigen zu

dem, was andere noch bei seinen Lebzeiten über seinen Faust gesagt haben, keineswegs immer uneingeschränkte Beistimmung bedeutet, so glauben wir genug gesagt zu haben, um im Allgemeinen zu erklären, warum wir uns durch *einzelne* Stellen Goethe's wie auch seiner Zeitgenossen in unserer Auffassung nicht irre machen lassen wollen, wenn sie auch scheinbar nicht recht dazu stimmen. Eine erschöpfende Darlegung des hier berührten ziemlich schwierigen Theils der Aufgabe des Fausterklärens würde weit über den Rahmen, den unsere Aufgabe auszufüllen hat, hinausgehen.

Die Helena im Faust aber wird grade wegen ihres übergrossen Schönheitsglanzes stets mehrfach deutbar bleiben. Denn was Goethe *seine* Helena von Helena *an sich*, von der Person der Zeustochter, sagen lässt, das gilt in einem noch feinern, subtilern Sinne von Goethe's Tochter, das heisst von seiner Darstellung der Helena:

> Ruf und Schicksal bestimmten die Unsterblichen
> Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
> Begleiter — — — — — — — — — —



II. Forschungen.



I. Satyros und Brey.

von

Wilhelm Scherer.



Goethe's Satyros, 1817 im neunten Bande (S. 307—336) der zwanzigbändigen Cottaischen Ausgabe zuerst gedruckt, hat wie bekannt sehr verschiedenartige Deutungen erfahren. Riemer meinte, »ohne Zweifel« sei mit der Haupt- und Titelfigur der Schweizer Christoph Kaufmann gemeint (Mittheil. 2, 535). Gervinus (Dichtungsgeschichte, vierte Ausg. 4, 485) dagegen bemerkte, wenn das Stück nicht ein Stich auf Basedow's faunisches Wesen, seine Reformationswuth und gotteslästerliche Paradoxien sein solle, so wisse man es überhaupt nicht zu beziehen. Viehoff (Goethe's Leben, vierte Ausg. 2, 110), Vilmar (Nationallitteratur, zwölfte Aufl. 470), Ebeling (Com. Litt. 3, 738) und mit ausgeführter Motivirung Woldemar von Biedermann (Goethe-Forschungen, Frankfurt 1879, S. 9—20) schlossen sich ihm darin an. Bergk (Acht Lieder von Goethe, Wetzlar 1857, S. 75) wies beide Ansichten sehr entschieden ab und erklärte ebenso entschieden: »Im Waldteufel ist

Heinse wie er leibt und lebt mit keckem, unübertrefflichem Humor geschildert: Hermes ist Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin Betty, Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern Lene und Lotte«. Allenfalls hätte er sich auf Wieland (Ausgew. Br. 3, 173) berufen können, welcher Heinse »diesen Satyr« nennt. Goedeke ging im Grundriss S. 718 mit Gervinus, im Leben Goethe's (Stuttgart 1874) S. 110 und in Schnorr's Archiv 6 (1877), 228 mit Bergk; aber in der Einleitung zum zweiten Bande der zehnbändigen Ausgabe (Stuttgart 1875) S. XIII sagt er: »Möglicherweise gab eine der Wetzlarer Bekanntschaften, Goué oder Gotter, die beide bei Goethe nicht viel galten, oder eine Personlichkeit aus dem Frankfurter Kreise selbst, wie Klinger oder Leopold Wagner, Veranlassung». Andere, ich weiss nicht gleich wer, haben an Lavater gedacht. Julian Schmidt (Gesch. des geist. Lebens 2, 629; Preuss. Jahrb. 39, 373) und Adolf Schöll (Deutsche Rundschau 12, 519) machen darauf aufmerksam, dass im Satyros ein gutes Stück von Goethe selbst stecke. Nach Wilmanns (Schnorr's Archiv 8, 227—299) lägen Pariser Ereignisse aus dem Anfange der sechziger Jahre zu Grunde: der Eremit wäre Rousseau, der Satyros d'Alembert, Psyche Fräulein Lespinasse; Goethe hatte die Sachen von Leuchsenring, Leuchsenring von Julie Bondeli, Julie Bondeli von Rousseau selbst erfahren. Schäfer (Goethe's Leben, dritte Aufl. 1, 175), Strehlke (bei Hempel 8, 145) u. A. lassen die Person unentschieden. Rosenkranz (Goethe und seine Werke 1847 S. 212), der das Stück eine der rundesten, vollendetsten Compositionen Goethe's nennt, bemerkt: »Er machte den Satyros zum Repräsentanten des Rousseau'schen Hypernaturalismus und des Voltaire'schen Hasses der positiven Religion«. Düntzer (in Hennebergers Jahrbuch 1855, S. 145, Neue Goethestudien S. 43) widerspricht Goethe's eigenem Zeugnisse mit der Ansicht: »Eine bestimmte Person dürfte bei Satyros kaum

vorgeschwebt haben«. Das Drama sei ein Gegenstück zum Pater Brey, manche Erscheinungen jener Zeit hätten Züge dazu liefern können: den Christoph Kaufmann habe Goethe im Satyros »fast vorgeschaut«, auch St. Germain, Cagliostro seien ähnlich. An Rosenkranz und Düntzer schliesst sich Hettner an (Gesch. der deutschen Litt. im achtzehnten Jh. 3, 1, S. 171); »Satyros ist nicht, wie man gemeint hat, rein persönlich auf Basedow zu beziehen, sondern auf die Uebertreibungen Rousseau's und seiner Schule überhaupt«. Uebereinstimmend endlich bemerkt Herr v. Loeper (zu Dichtung und Wahrheit 3, 358) der Satyros sei eine Satire auf die deutschen Nachahmer Rousseau's, er treffe eine ganze Zeitrichtung und nur mittelbar die Personen, welche ihr folgten, wie Klinger und in manchen Zügen Basedow. Kaufmann und Wezel, »dessen Leben ganz der Satyros- und damit verwandten Robinson Krusoe-Tendenz verfiel«, seien dem Dichter noch unbekannt gewesen. In der Sprache persiflire er seine eigene Manier.

Allen diesen Versuchen, Meinungen, Behauptungen gegenüber habe ich die Ansicht zu begründen gesucht, dass das Modell zum Satyros niemand anderer als Herder gewesen sei (Aus Goethe's Frühzeit, Quellen u. Forschungen 34, S. 43—68).

Ich war darauf gefasst, dass ich auf vielfältigen Widerspruch stossen würde. Ein befreundeter Goethe-Forscher schrieb mir: »Wollte ich pathetisch sprechen, so würde ich sagen: im Namen der Manen Herder's protestire ich gegen Ihre Hypothese«. Julian Schmidt behandelte in der Nationalzeitung vom 22. Mai 1879 meine Hypothese als eine ungeheuerliche Paradoxie, die er indessen — wie ich dankbar anerkenne — sorgfältig erörterte und zu widerlegen versuchte. Selbst Freunde, mit denen ich seit Jahren in erfreulichster Uebereinstimmung der Principien arbeite, haben ihren Beifall zurückgehalten. Andere, welche schon

beigestimmt hatten, sind durch das allgemeine Zetergeschrei wieder irre geworden. Und als epigrammatisches Urtheil aus einer Region, die ich nicht näher bezeichnen will, wurde mir mitgetheilt: »Einfälle, aber keine Methode«.

Ich habe nicht die Absicht, eine Discussion über die Methode anzuregen, durch welche man die Modelle zu satirischen Darstellungen ausfindig macht. Ich habe auch nicht die Absicht, eine neue eingehende Behandlung der Frage selbst vorzulegen. Denn ich glaube, dass sie sich nach einiger Zeit, wenn man sich an das Ungewöhnliche nur erst gewöhnt hat, mit Erfolg wird abschliessen lassen. Ich wünsche für jetzt nur ein paar Nachträge zu meiner Untersuchung zu liefern und die Hauptpunkte schärfer zu accentuiren.

Ueber die Art, wie Goethe dazu gekommen sein kann, Herdern als Satyros, als einen Waldmenschen oder Waldteufel aufzufassen, gab ich S. 46 eine Vermuthung, die in sich möglich war, die ich jetzt aber durch eine mehr einleuchtende ersetzen kann. Der in Herder's Kritischen Wäldern angegriffene Harles schrieb am 12. Dezember 1770 an den Hofrath Ring in Karlsruhe (Erich Schmidt, Im neuen Reich 1879 Nr. 26 vgl. ibid. II. S. 440): »Dass Sie mit Herder vergnügt gelebt, gönne Ihnen von Herzen; wenn er aber der critische Waldmann ist, wie er nach vielen Datis wohl bleiben wird, so beneide ich Sie nicht. Dann ist er mir zu sehr Faunus«. Ohne Zweifel haben wir in dem Stücke wie in der Briefstelle dieselbe Auffassung. Der Verfasser der Kritischen Wälder ist als Satyros nach derselben Methode bezeichnet, wie der Herausgeber des Teutschen Merkurs als Mercurius im Jahrmarktsfest. Ja, es lässt sich beweisen, dass Goethe selbst die Bezeichnung Faunus für Herder kannte, dass auch Herder sie kannte und dass Goethe Herdern gegenüber sie als bekannt voraussetzte. Oder wie anders will man folgende Briefstelle

aus der Zeit vor Herder's Uebersiedelung nach Weimar verstehen? Es war zweifelhaft, ob Herder's Wohnung rechtzeitig fertig werden würde; und Frau Herder war guter Hoffnung. »Behelfen — schreibt Goethe (Aus Herder's Nachl. 1, 62) — müsst Ihr Euch freilich im Anfange; soll's aber gar nicht fertig werden können, so habt Ihr immer meine Wohnung und Platz genug drinn, *und ich möcht' wohl ein Faunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben*«.

Goethe hat die Kritischen Wälder gleich bei ihrem Erscheinen gelesen, wenigstens das erste Wäldchen. Am 14. Februar 1769 sagt er von Lessing (J. Goethe 1, 58): »Er ist ein Eroberer und wird in Herrn Herder's Wäldchen garstig Holz machen, wenn er drüber kömmt«. Aber für den Satyros kommt wol hauptsächlich (als Bestärkung, nicht als Ausgangspunkt der Benennung) das zweite Wäldchen in Betracht und zwar besonders die Abhandlung gegen Klotz über die Schamhaftigkeit Virgil's und darin die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen. »Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? . . . Die Griechen zum Gefühle der Wollust geboren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offnen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bei ihren Spielen eingeweihet, sind noch nicht zum sklavischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigne Sittlichkeit des Nackenden haben dörfen? sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnentrachten ihrer Zeit schildern? sie sollen sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dörfen, von unsern züchtigen Verhüllungen frei zu seyn? . . . So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unsrer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit haben will; so wenig will ich's den Griechen, in der Morgen-

rothe ihrer Sittlichkeit angestritten haben« (Krit. W. 2, 162—164).

Pröhle hat ferner auf eine von mir übersehene Briefstelle aufmerksam gemacht, welche meine Hypothese geradezu zu beweisen scheint (Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 45, vom 9. November 1879). Heinse schreibt an Gleim aus Düsseldorf am 17. Mai 1774: »Von Herdern hab ich hier ein Singspiel — Brutus — gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken. *Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben,* welches desto besser ist, und besser ist, als seine Götter, Helden und Wieland, von dem ich mehr erwartete, eh' ich es gelesen hatte, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist« (Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 123).

Welches andere Drama kann gemeint sein, als der Satyros? Alle sonstigen satirischen Dramen Goethe's haben andere Beziehungen, die wir kennen. Blos der Satyros scheint übrig zu bleiben. Und war nicht Heinse in Fritz Jacobi's Nähe, dem Goethe solches Vertrauen schenkte, aus dessen Händen er später selbst ein Manuscript seines verloren geglaubten Satyros zurück erhielt?

Die Argumentation scheint zwingend. Aber sie scheint nur so; sie scheitert an dem Datum der Briefstelle (vgl. Julian Schmidt in der Nationalzeitung vom 15. November 1879). Im Mai 1774 bestand noch kein unmittelbarer, vollends kein vertrauter Verkehr zwischen Goethe und Fritz Jacobi. Heinse kann sich geirrt haben, und er hat sich vermuthlich geirrt: es wird wohl nur das moralisch-politische Puppenspiel in Betracht kommen.

Dasselbe besteht bekanntlich aus dem Prolog, Künstlers Erdenwallen, Jahrmarktsfest und Pater Brey. Von diesen Bestandtheilen lässt sich das Jahrmarktsfest zuerst nachweisen. Es ist zu Merck's Geburtstag, 11. April 1773,

verfasst, und gleich weiss Caroline Flachsland an Herder davon zu melden (Frühzeit S. 25, 37). Am 11. Juli 1773 schreibt dann Goethe an Frau von Laroche (Loeper S. 16): »Meinen Jahrmarkt halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen«.

Am 18. October 1773 verspricht er Johanna Fahlmer: »Den Jahrmarkt sollen Sie haben«. Und am 31. October 1773 sendet er »das Schönbartspiel«. Es kam am 5. oder 6. November (Jacobi Auserl. Briefw. 1, 151; aber Goethe-Jacobi S. 11) in Düsseldorf an. Dass aber auch Künstlers Erdenwallen oder etwas ähnliches dabei war, ergibt sich aus Betty's Dank, wohl vom Tage nach Empfang, welche sich die Sendung zueignete: »Das geschenkte Drama ist sehr wohl angebracht . . . Ihre Venusrede darin hat mich nach Würden ergötzt: und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen. Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir gestern einige mahl angestimmt. Ergo!« Die Venusrede steht in Künstlers Erdenwallen, das Orgelum ist aus dem Jahrmarkt. Wenn die Empfängerin den Ausdruck »Drama« gebraucht, so mag das speziell auf Künstlers Erdenwallen in der damaligen Gestalt gehen.

In einem weitern Briefe an dieselbe Betty noch aus dem November (J. Goethe 1, 397; er ist undatirt, aber die Bemerkung über die Autorschaft des »Väterchen« meldet Johanna Fahlmer am 3. December weiter an Georg Jacobi. Im neuen Reich 1875, Nr. 48) schreibt er: »Ich habe zwar keine Zeit meine Sinne zu sammeln, und habe dazu ein Stückchen Arbeit angefangen, stricte für Sie, und alle liebe Seelen die Ihnen gleichen nicht zur Nahrung, doch aber hoff ich zur Ergözung«. Mit Düntzer beziehe ich die Stelle auf den Pater Brey. Betty's Beifall für Jahrmarkt und Erdenwallen ermuntert ihn, sie auch für den Pater Brey als Publicum zu denken. Schon scheint der Zusatz auf dem Titel desselben vorzuschweben: »Zu Lehr Nutz und Kurzweil gemeiner Cristenheit insonders Frauen

und Jungfrauen zum goldnen Spiegel«. Dann am 31. December 1773, immer an Betty: »Auf Fastnacht bleibts dabey kommt was angefahren«. Im März 1774 an Johanna Fahlmer: »Sagen Sie Mamachen, dass das versprochene Fastnachtsstückel nicht ausbleiben soll. Ich bin fleisig gewest, nur ist noch nichts produzibel, und ein bisschen früher oder später thut doch in der Welt nichts«. Das Stück wurde erst fertig als Fastnacht vorbei war; daher der Zusatz auf dem Titel »auch wohl zu tragieren nach Ostern«. Ostern war im Jahr 1774 am 3. April.

Der Prolog wurde vor dem 4. Juli 1774 fertig (Rist, Schönborn S. 39); Künstlers Erdenwallen erhielt am 14. Juli 1774 seine definitive Gestalt (Loeper, Goethe-Laroche S. 54).

Das ganze Puppenspiel erschien gedruckt im Herbst 1774. Wieland schrieb am 21. October an Fritz Jacobi (s. dessen Auserl. Briefw. 1, 187): »Goethens Knittelverse sind sehr artig und malen ihn, dass man ihn leibhaftig vor sich stehen sieht«. Dagegen hatte es Fritz am 6. November noch nicht bekommen (Briefw. mit Goethe S. 45).

Hiernach darf man wohl vermuthen, dass Betty Jacobi im April oder Mai 1774 den Pater Brey handschriftlich erhielt.

Da nun in demselben Mai 1774 Heinse von jenem Stücke gegen Herder schreibt und da der Pater Brey sich wirklich auf Herderische Verhältnisse bezieht, so ist es wohl möglich, dass eine allgemeine Kunde solcher Beziehungen nach Düsseldorf gedrungen war und dass Heinse daraufhin seine Aeusserung machte. Indessen müssen wir immerhin diesen literarischen Klatsch ganz scharf interpretiren und festhalten, was sich unzweifelhaft daraus ergibt.

Heinse zeigt sich in demselben Briefe sehr wohl unterrichtet. »Goethe — weiss er — wird bald eine Oper

und einen Roman herausgeben«. Er weiss also vom Werther und von einem der Singspiele, etwa Erwin und Elmire. Es wäre demnach nicht unbedingt ausgeschlossen, dass sein Gewährsmann für jene Nachrichten ihm den Satyros mitgetheilt hätte.

Aber ich halte die Beziehung auf den Pater Brey für wahrscheinlicher, schon weil sonst das vermuthlich um jene Zeit in Düsseldorf eingetroffene Fastnachtsspiel, das Heinse natürlich sofort kennen lernte, nicht erwähnt wäre.

Dennoch ist die Sache für die Beurtheilung des Satyros nicht gleichgiltig. Man wird folgende Argumentation zugeben müssen.

Heinse urtheilt über ein Drama Goethe's, dem er eine polemische Beziehung auf Herder zuschreibt. Er urtheilt so darüber, dass er es nothwendig aus eigener Anschauung kennen muss. Dieses Drama kann nicht wohl verloren sein; denn wie sollte bei Heinse, welcher dem Verfasser damals noch so ferne stand, die einzige Spur davon auftauchen? Unter den vorhandenen Dramen aber bieten sich nur zwei dar, welche möglicherweise in Betracht kommen: der Satyros und Pater Brey.

Bezieht sich die Aeusserung auf den Satyros, so ist sie ein directes Zeugniss für die von mir vertretene Ansicht. Das Zeugniss verliert jedoch seinen Werth, weil die zweite Beziehung eben so möglich, ja wahrscheinlicher ist.

Bezieht sich also die Aeusserung auf den Pater Brey, so muss Heinse im Irrthum sein über die wahre Bedeutung dieses Stückes. Heinse stellt das Drama in eine Reihe mit »Götter, Helden und Wieland«. Herder sollte dort ebenso getroffen sein, wie hier Wieland. Die Spitze des Fastnachtsspieles wendet sich aber gegen die Figur des Pater Brey. Mithin muss Heinse und muss der ganze

Jacobische Kreis geglaubt haben, dass mit der Gestalt des Pater Brey — Herder verspottet werden sollte.

Machen wir uns klar, was das bedeutet. Ein literarischer Kreis, welcher entschieden zur obersten Classe der damaligen deutschen Bildung gehörte und dessen weibliche Mitglieder Goethe persönlich kannten, — hochgebildete und dem Dichter nahestehende Zeitgenossen also hielten es für möglich, dass Goethe seinen Freund Herder im Scherz als einen Schwindler darstellen konnte, der sich in einem Hause einnisten, ein Mädchenherz auf unlautere Weise für sich gewinnen, als ein Besserwisser und hofmeisternder Prophet sich überall geltend machen will.

Goethe selbst versetzt in der bekannten Stelle der Selbstbiographie den Pater Brey und den Satyros in *eine* Menschenklasse. Doch erscheint ihm, wie billig, Satyros als der tüchtigere und derbere von den beiden. Wenn nun jener Düsseldorfer Kreis den Pater Brey als ein satirisches Abbild Herders aufnahm, so wirft es doch ein merkwürdiges Licht auf den Eindruck, den Herder damals noch bei nicht eben ganz fernstehenden und hochgebildeten Zeitgenossen hervorbrachte. Und niemand kann bestreiten, dass diese Beobachtung für meine Hypothese vortheilhaft ist.

Zur Erläuterung rufe ich Julian Schmidt a. a. O. herbei: »Herder war neben Lavater der grösste Prophet der Periode, der sich selbst dafür hielt und von Anderen dafür gehalten wurde. Das geschah in weit grösserm Umfang, als wir uns heute vorstellen, wo durch Goethe's glänzende Erscheinung die historische Bedeutung seines ersten Lehrers in den Hintergrund gerückt ist. Noch neuerdings in dem Briefwechsel zwischen Lavater, Schlosser, Zimmermann, Sulzer etc. empfinden wir recht deutlich, wie Aller Augen damals auf den Wundermann gerichtet waren. Die Einen, und dazu gehörte der Gottesspürhund selbst, jubelten ihm als ihrem Führer zu, die Anderen, z. B. Sulzer, hassten

in ihm den Verführer der Jugend. Erschien etwas recht Excentrisches, so wurde es ihm zugeschrieben; selbst Wetzel's Tobias Knaut, selbst Häfeli's Vertheidigung der Schwärmerei; er wurde zu den dämonischen Menschen gerechnet, von denen Goethe, Lavater und Herder selbst mit einem gewissen Schauer zu erzählen wissen«.

Zwei andere Momente habe ich schon in meinem frühern Aufsatze hervorgehoben, ohne jedoch ihre Beweiskraft ausführlich zu erörtern. Was doch augenscheinlich nöthiger war, als ich dachte.

Die Herzogin Mutter von Weimar gebraucht brieflich im Jahr 1779 für Herder geradezu die Bezeichnung »Satiros«, und der Ausdruck »General — — s« bei einer ihrer Hofdamen ist ohne Zweifel zu »Generalsatiros« zu ergänzen, welches für Generalsuperintendent eintritt. Nothwendig muss hierin eine Beziehung auf Goethe's Drama liegen (schon die griechische Namensform beweist es) und da beide Briefstellen an Merck gerichtet sind, so muss Merck mit diesen Correspondentinnen über die Beziehung einig sein. Hier haben wir nun wieder Menschen, welche Goethe und Herder kannten, und zwar diesmal Menschen, welche beide ganz genau kannten und eine solche Beziehung annahmen. Wieder dürfen wir sagen: entweder waren sie eingeweiht und wussten die Wahrheit; oder, falls sie nicht eingeweiht waren, so entdeckten sie selbst zwischen Herder und dem Satyros verwandte Züge. Die erste Annahme ist die mildere für Herder; die Verehrer Herder's werden immer leichter annehmen, dass in der Seele eines phantastisch aufgeregten übermüthigen Jünglings jenes Zerrbild entstand und die Beziehung zwischen Modell und Caricatur sich traditionell fortpflanzte, als dass Uneingeweihte von selbst auf die Vergleichung kamen. Die mildere Annahme ist auch die wahrscheinlichere, weil der Weimarische Herder gewiss nur wenige Vergleichungs-

punkte bot. Selbst wenn nur eine Bosheit Merck's zu Grunde läge, so musste für ihn wie für die Damen, welche darauf eingingen, doch immer die innere Möglichkeit dazu vorhanden sein. Und auch dann ist es ein Zeugniss, dass man aus genauer persönlicher Bekanntschaft Züge der Wesensverwandtschaft zwischen Herder und dem Satyros entdecken konnte.

Das andere Zeugniss gewährt Goethe selbst. Die kritiklos bewundernde Geliebte des Satyros heisst Psyche. Caroline Flachsland wurde im Goethe'schen Freundeskreise und sonst Psyche genannt (vgl. Aus Herder's Nachl. 3, 64, 70, 166, 199, 208, 209, 262, 265, 295: Gleim, Leuchsenring geben ihr den Namen), und Goethe hat sie unter diesem Namen besungen. Wenn Goethe daher nicht *wollte*, dass die Psyche des Satyros von dem engsten Freundeskreise, zu welchem Merck gehörte, auf Caroline Herder gedeutet würde, so handelte er thöricht. Er musste wissen, dass er das Urtheil seines Publicums durch den Namen irre führte und er konnte nicht wollen, dass eine Unschuldige hineingezogen würde. Das absichtliche Verbergen auf Kosten ganz Unbetheiligter ist der unedelste Gebrauch der Pseudonymität.

Der Name sprach für jeden Leser jenes engsten Freundeskreises um so bestimmter, als Goethe sicher einmal, wahrscheinlich zweimal Carolinen ebenso durch den einen Zug der Kritiklosigkeit charakterisirte. Der Kritiklosigkeit, wofür man nicht mit Julian Schmidt Vertrauensseligkeit und Hingebung substituiren darf. Der weniger sichere Fall (weniger sicher nur, weil die äusseren Zeugnisse fehlen) ist das Milchmädchen im Jahrmarkt. Der sichere Fall ist die Leonore im Pater Brey. Freilich auch dieser bestritten. Aber ist er bestreitbar?

Caroline schreibt am 16. Januar 1789 (Herder's Reise nach Italien S. 224) an Herder über den achten Band von

Goethe's Schriften: »Der Brey ist nach dem Plundersweiler Jahrmarkt gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, dass ers nicht weggelassen hat. Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben; er ist mir fatal«. Unter welcher andern Voraussetzung ist ein solcher Passus verständlich, als wenn es zwischen ihr und Herder für ausgemacht galt, dass sich der Brey auf sie beide mit beziehe? Zwar meldet sie weiter am 13. Februar 1789 (S. 249): »Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im Pater Brey ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? Bei Leibe nicht! sagte er; ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt«. Aber Herder, als er den Band erhielt, war sehr unzufrieden (7. März 1789; S. 273): »Alles aber, wie es da ist, hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur dass er den Kritikern das Maul darüber aufreisst, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Spässe doch niemals recht für den Druck sind. Was du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühl nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem grossen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt blos als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet«.

Herder war weniger leichtgläubig als neuere Goetheforscher. Jeden solchen Forscher möchte ich fragen: wenn Sie in Ihrer Jugend eine böse Satire auf einen Freund geschrieben haben ohne ihn direct zu nennen und Sie wollen diese Satire später wieder abdrucken lassen,

der Freund aber lebt noch und fragt: war ich gemeint? Werden Sie ihm dann schlechthin antworten: »Ja«? Vielleicht, wenn er sehr gutmüthig ist und in hervorragendem Masse Spass versteht. War das Caroline Herder? Wer will sich zum Ritter ihrer sanften Gemüthsart aufwerfen?

Uebrigens behandelt Goethe den Fall wie jeder Mensch dergleichen behandeln wird, der zu stolz zur Lüge ist. Er laugnet nicht direct ab; er sucht nur eine möglichst wenig verletzende Formel für die Wahrheit. Er gibt vollkommen zu, einen Charakterzug Carolinens benutzt zu haben. Aber auf diesen Charakterzug ist die ganze Leonore gebaut, deren Wesen der Hauptmann mit den Worten bezeichnet:

O Leonor', bist treu genug
Wärst du gewesen auch so klug.

Und Herder empfand ganz richtig: man steht nicht gerne mit seiner komischen Seite Modell. Ich will aber sehr gerne Goethes Formel für Leonore auch für den Satyros acceptiren. Ich vermuthe nur, dass Herder mit seiner komischen Seite dafür Modell gestanden habe. Aber ich wehre mich dagegen, wenn jemand verlangt, ich solle alle Scheusslichkeiten, welche Satyros begeht, auch bei Herder nachweisen. Die dichterische Gestalt, die ein echter Dichter schafft, hat ihr Leben für sich, ihre eignen Gesetze, nach denen sie sich bewegt, nach denen sie fühlt, handelt, sündigt.

Julian Schmidt fasst seine Ansicht so zusammen: »Zur Ausführung des Satyros gab augenscheinlich die Hans Sachs'sche Farce »Satyros und Waldbruder« die Farbe, den Schluss nahm er aus Tartuffe. Zu dem, was Satyros und der Einsiedler sprechen, gaben seine eigenen Einfälle, als seine eigene Natur den Hauptstoff; Herder, darin stimme ich Scherer vollständig bei, ist stark benutzt, ebenso

wahrscheinlich Lavater, Lenz (den »Neuen Menoza«, in dem gegen die Europäer gepoltert wird, hatte Goethe schon in Händen), vielleicht Klinger; ist der Satyros erst 1774 geschrieben, so kam auch wohl Basedow dazu: die Unsauberkeit der Kleidung auf Herder zu beziehen, ist ein Irrthum; von allen diesen Personen ist aber keiner der Satyros, sondern Satyros ist Satyros selbst, eine freie poetische Schöpfung«.

Ich finde hierin sehr viele Anknüpfungspunkte zu einer Verständigung. Ueber die Elemente, aus denen der Satyros erwachsen, sind wir ziemlich einig. Die ersten vier — Hans Sachsens »Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus«, den Tartuffe, Goethe und Herder — hatte ich bereits angeführt (Frühzeit S. 47, 58, 63), Hans Sachs nach dem Vorgange von Wilmanns, Goethe nach dem Vorgange von Julian Schmidt, Herder und Tartuffe ohne Vorgang meines Wissens. Ueber Lavater, Lenz, Klinger, Basedow streite ich nicht; zum Theil handelt es sich dabei um chronologische Fragen, und wenn sie keine neuen Züge lieferten, so konnten sie das eine oder andere Motiv immerhin verstärken — wer will das abmessen! Unsauberkeit Herderischer Kleidung hat niemand behauptet (vgl. Frühzeit S. 53 f.). Ich führe noch an, was ein meiner Hypothese beistimmender Recensent bemerkt, dass Goethe nachträglich, etwa 1777, in den des Satyros Aussehen schildernden Versen Anspielungen auf den Gottesspürhund angebracht hätte (Im neuen Reich 1879. II. S. 440).

Also, über die Elemente könnte ich mich mit Julian Schmidt wohl vereinigen. Nur über die Stärke und die Art ihrer Mischung streiten wir. Und da muss ich festhalten, dass Herder das Hauptmotiv gegeben, dass Herder das eigentliche Modell gewesen sei. Gerne aber schliesse ich mich dem eben angeführten Recensenten an, wenn er meint: »Herder ist nicht in dem Masse Satyros, als Caroline

Psyche«. Nur dass eben Psyche wirklich auf Caroline deutet, ist ein, wie ich glaube, unwiderlegliches Zeugniss, welches Goethe selbst für die Entstehung des ganzen Stückes ablegt.

Noch ein äusserer Grund, der für meine Hypothese spricht, sei angeführt. Goethe setzt das Stück beim ersten Druck in das Jahr 1770. Diese Jahreszahl ist in der Ausgabe letzter Hand wiederholt und daraus auch in die zweibändige Ausgabe übergegangen. Erst die Chronologie Goethe'scher Schriften reiht den Satyros unter 1773—74 ein. Die Jahreszahl 1770, mag sie nun auf dem Original-Manuscript gestanden haben oder erst beim Abdruck hinzugefügt sein, wird verständlich, wenn man die Beziehung auf Herder zugibt. So, als Rousseau's Anhänger, war ihm der kritische Waldmensch 1770 entgegengetreten, das erste bedeutende Exemplar seiner Gattung.

Die fernere Aufgabe der Forschung ist zweierlei: erstens zu zeigen, *wie weit* Herder als Modell benutzt wurde, demgemäss Zug für Zug den Satyros mit Herder zu vergleichen — und zweitens zu zeigen, wie Goethe sich zu einer so bösen Caricatur hinreissen lassen konnte, wann und in welchem Zusammenhange dieselbe entstand.

Nach beiden Richtungen hin verweise ich auf meine frühere Abhandlung. Es liegt in der Natur der Sache, dass die erstere Untersuchung vom Sichern in's Unsichere führt; ich halte es aber für methodisch geboten, dass man den Weg in's Unsichere nicht scheue. Stets gibt man damit seinen Gegnern Waffen in die Hand. Aber ich habe noch nie eine wissenschaftliche Meinung mit dem Bestreben vorgetragen, die Angriffspunkte zu verhüllen; und ich würde ein solches Bestreben für durchaus verwerflich halten. Auf das Rechtbehalten kommt es doch nicht an, sondern auf die Wahrheit. Und mache nur einmal jemand den Versuch, wo es sich um eine Vergleichung zwischen einer

künstlerischen Schöpfung und ihrem Urbilde handelt, in ganzer Strenge zuerst das Wahrscheinlichste, dann stufenweis abwärts das weniger Sichere bis zum Unsicheren vorzutragen! Das Natürliche wird immer sein, den Gang einzuhalten, in welchem der Künstler seine Gestalt vor uns auftreten und sich enthüllen lässt. In dieser Folge hoffe ich jedesmal den Grad der Wahrscheinlichkeit, den ich einer bestimmten einzelnen Parallele zuschreibe, genügend angedeutet zu haben. Natürlich handelte es sich zunächst nicht um den wirklichen Herder, sondern um den Herder in Goethe's Vorstellung zur Zeit der Abfassung. Dieser setzt sich aber aus richtigen und falschen Zügen zusammen, und nur insofern kommt auch der wirkliche Herder in Frage.

Was den zweiten Punkt, die Entstehung des Werkchens, anlangt, so bleibt mir aus den in Goethe's Frühzeit S. 64 ff angeführten Gründen wenig Zweifel darüber. Besonders scheint mir der Brief Herder's bedeutungsvoll, worin er selbst beinahe das allgemeine Schema des Satyros entwirft (S. 65 f), indem er sich als den Capriccio mit Bockfüssen (vgl. über den Geist Capriccio den 127. Literaturbrief) hinstellt, der sich in einen mystischen Begeisterer verwandelt habe. Er gesteht, sich selbst als Mittelpunkt der Welt anzusehen, will aber, dass man ihm nichts von dem allen glaube, und ruft damit den Verdacht hervor, als ob er nur eine Rolle spiele.

Nie darf man vergessen, dass Goethe an eine Veröffentlichung des Satyros zu jener Zeit nicht dachte. Und ausserdem lässt sich auf den Satyros anwenden, was Knebel in Bezug auf die Farce gegen Wieland nach der ersten Bekanntschaft mit Goethe an Bertuch schreibt (Rundschau 12, 518): »Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände auf's heftigste auf ihn wirken. Daher kommen die Ausfälle seines Geistes,

der Muthwillen, der gewiss nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Ueppigkeit seines Genies. Es ist ein Bedürfniss seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann, *und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen.* Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besondrer empfundner Hochachtung gesprochen«.

Knebel's Brief ist vom 23. December 1774. Vom 14. November 1774 derjenige, in welchem er den Satyros von Professor Böckmann zurück erbittet (J. Goethe 3, 43). Goethe ging in seiner Offenheit gegen Knebel so weit, ihm von der Posse gegen die Jacobi's zu erzählen. Aber vom Satyros hat er ihm kein Wort gesagt; Knebel würde ihn sonst unbedingt in diesem Zusammenhange erwähnt haben.

Was die rein literarischen Voraussetzungen des Satyros anlangt, so kommen nächst jenem Schwanke des Hans Sachs (Wilmanns bei Schnorr 8, 296) hauptsächlich in Betracht die »Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen« (zwei Theile, Leipzig 1770, in den Werken zerstückt) von Wieland. Das Buch ist in Sterne'scher Manier mit vielen Digressionen und Witzeleien geschrieben; es hat eine verwandte Tendenz wie der Satyros, beschäftigt sich viel mit dem Naturzustande der Menschheit und kehrt seine Spitze gegen Rousseau. Mit den polemischen Erörterungen wechseln Erzählungen: die Figuren der mexikanischen Stammeltern Koxkox und Kikequetzal nebst dem Störenfried Tlaquatzin, sowie der ægyptische Priester Abulfaouaris werden eingeführt. Prometheus erscheint dem Verfasser im Traum, und Pandorens Büchse wird als eine Schminkbüchse gedeutet.

Hatte Rousseau den Stand der Wilden die wahre Jugend der Welt genannt und alle Fortschritte darüber

hinaus für ebenso viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, aber auch zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung erklärt; so stellt Wieland die umgekehrte Behauptung entgegen (2, 222 f.): »Die Vereinigung der Menschen in grossen Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.«

Rousseau ereifert sich in einer Anmerkung zu seinem Discours sur l'inégalité (Éd. Hachette 1, 142) für die Ehre der menschenähnlichen Affen, der Pongo's, Mandrille und Orangutang's. Diese würden von den Reisebeschreibern vorschnell unter die Thiere gerechnet. Die Alten hätten sie unter dem Namen der Satyre, Faune und Silvane (vgl. Ovid Metam. 1, 193 faunique satyrique et monticolae silvani) als Gottheiten verehrt. Bei näherer Untersuchung werde man vielleicht finden, dass sie weder Thiere noch Götter, sondern Menschen seien. Und dies festzustellen, gebe es wohl ein Mittel. »Was für ein Mittel mag das sein?« — spottet Wieland (2, 50) — »Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt sich hierüber deutlich zu erklären ... indessen gibt er doch genugsam zu verstehen, dass man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müsste, um zu sehen, was daraus würde.« Da hätten wir den Satyr, der dem Rousseau'schen Urmenschen, dem »Mann-Thier« (Wieland 1, 209 aus dem Froschmäuseler) so nahe steht und sich mit Mädchen und Frauen zu thun macht.

Rousseau will uns, nach Wieland 2, 16, mit dem zuversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden, dass alles Uebel aus der Ungleichheit hervorgegangen und dass kein gewisseres Mittel sei, davon befreit zu werden, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Policey, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nackend,

gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstich seines Buches, zu unserer ursprünglichen Gesellschaft, den Thieren, in den Wald zurückzukehren. Rousseau sieht den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, sein Futter unter einer Eiche suchen (vgl. Ovid Metam. 1, 106), aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat. Zu fressen haben, schlafen und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat (Wieland 2, 17, 18). Was die Eicheln betrifft, so schlägt Wieland (1, 218) Kastanien vor; und daraus ist wohl, wie Wilmanns vermuthete (Schnorr 8, 234) die Kastanienreligion des Satyros entstanden.

Auf die Flöte, welche Koxkox erfand (2, 120) dürfen wir so wenig Gewicht legen, wie auf die Gestalten der Einsiedler, die einmal auftauchen (2, 41). Aber wohl mag mit Loeper (zu DW. 3, 358) und Pröhle (Lessing Wieland Heinse S. 256) der Priester Abulfaouaris verglichen werden, der freilich das Negervolk, zu dem er aus Aegypten kommt, nicht aus der Cultur in die Natur zurückversetzen will, sondern umgekehrt das unschuldige Naturvolk mit den Segnungen und dem Unsegen der Cultur bekannt macht, aber sonst parallele Züge darbietet. Auch er ist ein Verächter des Volksglaubens und findet es lächerlich, vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen (1, 138; vgl. Satyros: »Wollt lieber eine Zwiebel anbeten«; Wilmanns S. 243). Auch er aber bringt dem fremden Volk eine neue Religion; auch er verfolgt dabei egoistische Zwecke; auch er ist ein Verführer. Er entbrennt in Liebe zur schönen Mazulipa, der Frau eines Mannes, welcher ein vorzügliches Ansehen unter diesen Schwarzen hatte (1, 166). Nach dem Beispiele des dreimal grossen Hermes führt er die Mysterien der Isis ein (1, 171). Den Religions-

unterricht benutzt er um die Sinnlichkeit der Geliebten zu wecken und ihre Einbildungskraft zu erhöhen. In dem finstern unterirdischen Gang, durch welchen die Initianden wandeln müssen, erscheint er ihr als der Gott Anubis und überwältigt sie (1, 177).

Wieland selbst stellt brieflich (bei Pröhle S. 233) den Abulfaouaris auf eine Linie mit dem Tartuffe und weist dadurch auf seine Quelle hin. Beide Figuren mögen Goethe bekannt gewesen sein und vorgeschwebt haben.

Wenn er aber die Katastrophe des Satyros direct oder indirect aus dem Tartuffe entnahm, so findet sich dafür wieder eine Analogie im Pater Brey, dessen Katastrophe einer Novelle des Boccaccio (Decam. VIII. 9) nachgebildet zu sein scheint. Maestro Simone, der Held derselben, ist ein eitler Pinsel, der sich durch grobe Schmeicheleien fangen lässt, wie Pater Brey. Die Maler Bruno und Buffalmacco spiegeln ihm eine geheime Gesellschaft vor, in der er besonderes Vergnügen und in der Gräfin Civillari, die sich meistens zu Laterina aufhält, eine Geliebte finden werde. Buffalmacco wird für den Hauptmann der Gesellschaft ausgegeben und in der Verkleidung eines Thieres nimmt er den Maestro auf den Rücken und trägt ihn in eine Düngergrube, womit er denn seiner Gräfin in den Armen liegt. Die zum voraus charakterisirte Gräfin, die sich in Mist verwandelt, gleicht dem sodomitischen Völklein des Pater Brey, das sich in eine Herde Schweine verwandelt. Der Maestro lässt sich wie der Pater als ein weiser Mann feiern, der es verstehe, Menschen zu gewinnen. Die sonstigen verwandten etwas anders gewendeten Motive wird man leicht erkennen.

Ueber die Entstehung des Pater Brey sind wir durch Fritz Jacobi ganz genau unterrichtet, der am 27. April 1786 an Garve über Franz Leuchsenring schreibt (Auserl. Briefw. 1, 401). Er habe ihn vor ungefähr achtzehn Jahren zu

Leyden kennen gelernt, wo er einen geheimen Orden, einen Orden der Empfindsamkeit stiften wollte. »Herder — fährt er fort — den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmstadt mit ihm auf immer. Bei dieser Gelegenheit schrieb Goethe das Fastnachtsspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten, worin Leuchsenring zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet ist« u. s. w. (Vgl. Zöppritz, Aus Jacobi's Nachlass 1, 84, 143 f.) Düntzer (Neue Goethestudien S. 35) beruft sich auch noch auf einen Brief Jacobi's an Sömmerring vom 5. December 1785, den er wohl handschriftlich benutzt haben muss (vgl. Forster-Sömmerring S. 251). Im Frühling 1775 wollte Salzmann wissen, dass Leuchsenring zu Paris an einer Uebersetzung des Werther arbeite (Düntzer, Zur deutschen Lit. und Gesch. 1, 30) — eine hübsche Combination: das Urbild des Pater Brey als Uebersetzer des Werther!

Gegenüber Jacobi's Zeugniss hat die Meinung von Wilhelm Körte, Goethe habe beim Pater Brey den Legationsrath Mattei im Sinne gehabt (Hoffmann, Findlinge S. 418), gar kein Gewicht.

Man darf sich nur für Leuchsenring nicht an Varnhagen's Schilderung halten (vgl. dazu v. Sybel in den Monatsber. der Berliner Akademie 1879 S. 714 ff.). Es handelt sich auch hier nicht um das was Leuchsenring war, sondern um das was er Goethe und seinen Freunden zu sein schien.

Merck schrieb an Sophie Laroche (Goethe-Laroche S. 198), Leuchsenring sei bei seinem Aufenthalt in Darmstadt mit ihnen allen unzufrieden gewesen. »Er fing also an, aufzuräumen, und nahm dazu den grossen Borstwisch des Raisonnements bei sammetenen Weiberseelen, die man wirklich nicht à contrepoil tractiren darf. Seine grosse

Arbeit war, Herdern in der Seele der Mädchen auszuthun, und er hatte nichts an die Stelle zu setzen«.

Herder selbst hatte viele Veranlassung, von Leuchsenring zu hören und sich über ihn auszusprechen. Man vergleiche Nachlass 2, 29, 45, 62, 69, 76, 78, 90; 3, 16, 22, 25, 26 f., 28, 31—36, 38, 40, 43 f., 62 f., 63, 66 f., 72, 74 f., 85, 86, 99, 105, 126 f., 136, 155 f., 160, 165 ff., 176, 178, 179, 182, 183 f., 184, 194, 198, 202, 206, 215, 217 ff., 232, 236, 240, 241, 243, 248, 283, 293, 381, 386, 412, 415, 421, 422, 423, 424 f., 428, 430, 434, 435, 440, 441 f., 447 f. (vgl. Heinse, Werke 9, 13), 451, 453 f., 456, 457, 458, 461, 463, 471, 476, 477 f., 479 f., 481, 483, 485, 487 ff., 490 f., 493, 495, 499. Erinner. 1, 234, 236.

Es wird aus Herder's Correspondenz mit seiner Braut ganz deutlich, wie Leuchsenring ihm bei ihr entgegenwirkte, vor seiner Gelehrsamkeit den Hut abzog, aber seine Empfindsamkeit, ja wohl leise seinen Charakter anzweifelte. Es wird auch deutlich, wie Caroline ihn leichtgläubig auf sich wirken liess, aber doch wieder viel zu ehrlich war, um Herdern zu verhehlen, woher der ihm ungünstige Wind wehe. Leuchsenring steht ihrem Herzen sehr nahe, aber niemals wankt sie in ihrer Treue gegen Herder, in ihrer Sehnsucht, womit sie auf ihn wartet. Wenn sie sich so derb wie Leonore ausgedrückt hätte, so konnte sie auch allenfalls sagen: »Gegen meinen Bräutigam ist der Herr Pater nur ein Schwamm«.

Herder aber ist nicht ohne Sorge. Er warnt wiederholt vor Leuchsenring's Rathschlägen und Einflüsterungen. Er fand schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihm eine kränkliche Empfindsamkeit als Hauptcharakterzug. Dabei Intoleranz, welche alle Welt nach ihrem Sinn erziehen will. Er redete von nichts als Güte und Empfindung, war aber ohne Güte, wo sie Selbstüberwindung fordert. Er schien nur auf empfindsame Abenteuer in der Welt aus-

zugehen und verachtete jeden, der nicht in zarten Gefühlen mitschwärmen wollte. Er schien alles nach seinem Bilde einer gewissen Kindheit-, Kloster- und Schäferunschuld zu modeln. Die Jacobi's und Julie Bondeli waren in erster Linie die eingeweihten, auf der Höhe stehenden Freunde, für die er Propaganda machte. Ein paar scharfe Stellen Herder's müssen wörtlich eingerückt werden: »Wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein, ausgesandt in alle Welt zu predigen das Evangelium, jetzt der Jacobi's, jetzt der Bondeli's und wessen weiss ich mehr«. Ein andermal nennt er ihn den Heidenbekehrer. Er wünscht nicht, dass er Herder's und Carolinens Freundschaft verkündige: »Der gute Mensch weiss so sonderbar zu lackiren und zu firnissen«. Und seinen anfänglichen Verdächtigungen gegenüber erklärt er: »Wenn ich mir nicht . . . der Güte meines Herzens und der Unschuld meines Charakters hierin bewusst bin, so trotze ich allen Milch- und Käseseelen von St. Jacobi an bis an seine schleimartigsten Verehrer«. Zu vergleichen: »Er erwartete mich und machte sich ein Empfindungsbild, mit lauter Milchfarben gemalt, von mir; dafür kann ich nicht. Er reisete bei die Jacobi's und überlud sich den Magen da so sehr an Milchspeise, dass jeder ihm jetzt ungelegen ist, der sie nicht aus seinem Munde verschlucken will; dafür kann ich noch weniger«.

Nach solchen Aeusserungen muss man sagen: Goethe machte das Pünctchen auf das i, indem er die schleimartige Milchseele als Pater Brey verewigte, der Alles nach seinem Sinn erziehen, reformiren und mit seinem sentimentalen Brei übergiessen will.

Der Pater Brey »blöckt und trottelt wie ein Lamm«. Ueber Leuchsenring schreibt Jacobi an Frau von Laroche 17. Juni 1771 (Auserl. Briefw. 1, 44): »Wahrscheinlicher Weise geht unser Lieber jetzt zu Bergzabern an einem rosenfarbenen seidenen Bande hinter der elysischen Zieglerin,

und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter«. (Ueber Luise von Ziegler vgl. jetzt Karl Schwarz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg. Bd. 1, Rudolstadt 1878, S. 148—180.)

Sibilla, die rein erfundene Gestalt von Leonorens Mutter, sagt:

Meine Tochter, die ist in Büchern belesen
Das ist dem Herrn Pater just sein Wesen
Auch redt sie verständig allermeist
Von ihrem Herzen wie sies heisst.

Ende März 1772 klagt Caroline über Leuchsenring, er habe sie und ihre Schwester so abgespannt, dass sie nicht einmal den Tom Jones lesen konnten, als er in Darmstadt war. Ich verstehe das so, dass er die Damen in ein ausschliessliches Empfindungsleben und Gespräche über Empfindungen hineindrängte. Caroline redet auch gleich darnach von ihrem Herzen und meint, der äussere Ausdruck der Empfindung sei in ihrer Familie vernachlässigt worden. Anfang April 1773 ist Leuchsenring fast den ganzen Nachmittag regelmässig bei den Schwestern und liest ihnen Voltaire, Wieland oder »unsern Freund Yorick und Tristram Shandy« vor. Damals unternahm er nichts Ersichtliches mehr gegen Herder. »Er lebt und webt um uns und ganz in meiner Glückseligkeit, und ist so ganz, so innig unser Bruder«. So die Flachsland.

Merck aber lebte in Feindschaft mit ihm. Er spricht sich in dem obenangeführten Briefe gerade so aus wie der Würzkrämer im Fastnachtspiel. Der Würzkrämer ist mit der Nachbarin durch den Pater entzweit, wie Leuchsenring Entfremdung zwischen Merck und Caroline gebracht hatte. Und ganz bestimmt redet Merck, wenn der Würzkrämer spricht:

Da macht er sich an meine Frauen
Die auch ein bischen umzuschauen
Ich bat mir aber die Ehr auf ein andermal aus
Und so schafft' ich mir 'n aus dem Haus.

So hatte sich auch Leuchsenring in Merck's Ehe eingemischt. Leuchsenring — meldet Caroline — habe an Merck einen wahren Fehdebrief geschrieben und ihm gesagt, er wäre ein Mann ohne Charakter, hätte nur imaginative Empfindung; er habe überhaupt Merck's Aufführung gegen seine Frau äusserst missbilligt. Merck selbst erzählte wohl lachend davon; aber es war nun selbstverständlich, dass er mit dem Gesellen innerlich fertig war. Vgl. Frühzeit S. 38 f.

Jener Brief an Merck brach ihm augenscheinlich bei Herder den Hals, der schon früher durchschaute, dass Leuchsenring die Unzufriedenheit der Frau Merck gegen ihren Mann nährte und schürte (S. 248). Caroline hatte es glücklich dahin gebracht, dass Herder freundlich von Leuchsenring sprach und sie sogar zu einem Schwesterkuss an ihn beauftragte (S. 476). Nun beging sie aber in ihrem Eifer die Unvorsichtigkeit, ihm den Brief Leuchsenring's an Merck, den dieser zurückgeschickt hatte, zu übermitteln und beschwor damit von neuem Herder's bittere und etwas verachtungsvolle Kritik über ihren sentimentalen Freund herauf.

Das war kurz vor Herder's Ankunft in Darmstadt. Da muss dann eine Auseinandersetzung mit Leuchsenring und — wie Jacobi bezeugt — ein Bruch erfolgt sein, was selbst in Carolinens Erinner. (1, 236) durchleuchtet. Ob Merck Herdern die Augen völlig öffnete und ihm Leuchsenring's ganzes Treiben enthüllte, so dass er auch hierin dem Würzkrämer analog dastünde, wissen wir nicht.

Bestärkt wird unsere Auffassung des Pater Brey durch die verwandten Züge des Jahrmarktes, worin nach Carolinens Zeugnisse Leuchsenring's Person aufgeführt war und wirklich in dem Mardochai des eingeschalteten Volksschauspieles nicht zu verkennen ist.

Nach allem bleibe ich bei der Deutung, welche Düntzer u. A. bekämpfen. Das Modell zum Pater Brey war Leuchsenring, das zum Würzkrämer Merck, das zum Balandrino Herder, das zur Leonore Caroline Flachsland, das »schwache Rohr« — nach eigener Bezeichnung (an Herder S. 219).

Die *Conception* des Fastnachtsspieles fällt gewiss in den Frühling 1773. Und so liegen Jahrmarkt, Pater Brey und Satyros der Entstehungszeit nach dicht beisammen.

Man wendet mir ein: wie konnte Goethe fast gleichzeitig den Herder als Balandrino sympathisch darstellen, und als Satyros verhöhnen? Der Einwand ist meiner Hypothese eher günstig als ungünstig. Der Künstler Goethe entdeckt an seinem befreundeten Modelle zwei verschiedene Seiten, die er gebrauchen kann: eine sympathische und eine unsympathische, eine ernsthafte und eine komische. Der Freund Goethe erlaubt dem Künstler Goethe auch die komische darzustellen, weil er gleichzeitig die ernsthafte behandelt. Der Freund erlaubt dem Künstler aber nicht, beide vor das Publikum zu bringen: der Pater Brey wird wie das Jahrmarktsfest unbedenklich gedruckt, der Satyros bleibt ungedruckt bis lange nach Herder's Tod, wo dem Bilde des spätern Herder gegenüber niemand die Beziehung ahnen konnte.

Auch fiel es Goethe nicht ein, der Nachwelt etwa auf die Spur zu helfen und in Dichtung und Wahrheit das Modell unzweideutig zu bezeichnen. Bestimmt gefragt, würde er vermuthlich die Deutung auf Christoph Kaufmann begünstigt haben, zu welcher die dem Satyros gewidmete

Stelle der Selbstbiographie vollkommen passt (vgl. Frühzeit S. 62 f.)

Ueber die Geheimhaltung des Satyros sei schliesslich eine Bemerkung gestattet.

Goethe besass ein Exemplar noch am 30. October 1777, wo er das Drama dem Herzog und Corona Schröter vorlas. Später glaubte er das Stück verloren, erhielt es aber Ende 1807 von Fritz Jacobi zurück. Da liegt es nahe, zu vermuthen, dass er sein 1777 gebrauchtes Exemplar mittlerweile, also wohl im September 1784, bei Jacobi's Anwesenheit in Weimar, an diesen gegeben habe. Zwischen 1784 und 1807 versuchte er es einmal aus dem Gedächtnisse herzustellen, ohne dass es ihm gelang.

Vielleicht war doch der Satyros das Stück, das Goethe am 28. Mai 1774 an Klopstock sandte, das »Stück, das wohl nie gedruckt werden wird« (J. Goethe 3, 20). Wiederum liegt es nahe zu vermuthen, dass Klopstock es im Herbste dieses Jahres auf seiner Reise nach Süddeutschland mitführte und schliesslich bei Böckmann zur Auslieferung zurückliess, dem es Goethe im November abverlangt (ibid. 43).

Niemand von allen diesen brauchte zu wissen, wer beim Satyros vorschwebte. Was insbesondere Jacobi anlangt, so macht es Julian Schmidt (Nationalzeitung vom 15. November 1879) sehr wahrscheinlich. Nur Merck — ich bleibe dabei — war im Geheimniss. Und Merck hat es nicht gewahrt. Im September 1777 ist er mit Goethe und dem Herzog auf der Wartburg; im October, bald nachdem Goethe und der Herzog in Weimar zurück sind, wird der Satyros gelesen — ich denke, weil Merck davon gesprochen und in Folge dessen der Herzog das Stück zu hören verlangt hatte. Immerhin kann damals noch Merck sich das Vergnügen versagt haben, auf die Entstehungsgeschichte des Drama's hinzuweisen. Im Sommer 1779 bei der Her-

zogin Mutter zu Ettersburg war er aber sicher nicht so discret: er erzählte von der Dichtung und von ihrer Beziehung.

15. November 1879.

Nachschrift. In dem vorstehenden Aufsatze, der am 29. October zuerst abgeschlossen war, sind hinterher noch die später erschienenen Aufsätze von Pröhle und Julian Schmidt berücksichtigt worden. Dagegen musste von einer fernern Umgestaltung mit Rücksicht auf die Erörterung von Herrn Dr. von Loeper in der Augsb. Allgem. Zeitung (Beilage vom 3. December 1879) abgesehen werden. Herr von Loeper tritt jetzt mit Entschiedenheit für Basedow als Modell des Satyros ein. Aber mein verehrter Gegner bemerkt selbst, dass in dem Goethe'schen Stücke Basedow's specielle Wirksamkeit im Erziehungswesen ganz übergangen sei. Und ich darf daher wohl fragen: was für eine seltsame Satire auf einen Pädagogen, welche den Pädagogen in ihm gerade beschweigt? Und ferner: Herr von Loeper hat die Schriften Basedow's für seinen Zweck durchgegangen, und er bemerkt: »Am wenigsten kann die Diction des Stückes (er meint in erster Linie den Stil der Reden des Satyros) als eine Persiflage der nüchternen, sogar ledernen, jedenfalls von aller Mystik entfernten Sprache des gemässigt aufgeklärten Basedow gelten«. Man sieht zugleich, dass es sich um mehr als die Diction handelt, dass das ganze Wesen des Satyros, der — wie Herder sich selbst nennt — ein »mystischer Begeisterer« ist, dem Wesen Basedow's widerspricht. Wenn ein Polemiker gegen das Elementarwerk sich im Jahre 1776 gegen Diejenigen wendet, welche Basedow als einen Gottgesandten ansehen, so ist dies eine naheliegende Wendung, welche sich in jeder Polemik gegen einen Propheten darbietet. Wenn der Satyros von Unding und Urding redet, und Herder von der metaphysischen

Wirthschaft mit dem Ding und Unding nichts wissen will, Basedow dagegen im Elementarwerk einen eigenen Abschnitt »von Ding und Unding« hat, so gebrauchen Goethe und Basedow eben nur die allgemein geläufigen Termini, und dass Herder davon nichts wissen wollte, brauchte Goethe seinerseits nicht zu wissen, oder, wenn er es zufällig wusste, nicht zu berücksichtigen. Dem Schlagworte »Gott ist Gott, und ich bin ich« weiss v. Loeper aus Basedow's Schriften nichts Analoges an die Seite zu stellen, und Herder's Selbstgefühl kann darin ebensogut wie Basedow's Selbstgefühl parodirt sein.

»Gewähren Basedow's Schriften also keine nennenswerthe Ausbeute« — sagt Herr von Loeper — »so lässt sich auf desto mehr Spuren einer persönlichen Satire schliessen«. Aber worin bestehen diese Spuren? Ich finde, dass nur vier angeführt werden.

Erstens. Basedow ist tadelsüchtig, Satyros ist es auch. Aber Herder ist es nicht minder.

Zweitens. Basedow eifert gegen die Trinität, er redet in anstössiger Weise über religiöse Dinge, er thut in Neuwied unschickliche Fragen bei den Mennoniten, schimpft über den Katholicismus in Gegenwart des Katholiken Herrn von Laroche, lässt sich zu Thal Ehrenbreitstein in einen Streit mit dem Ortspfarrer ein und bringt ihn zum Schweigen. Aber Satyros thut nichts dergleichen. Er ärgert sich über das Crucifix des Einsiedlers und wirft es in den Giessbach: das ist Alles. Weder dem Einsiedler, noch dem Hermes, noch der Menge gegenüber *polemisirt* er gegen die Religion, zu welcher sie sich bekennen. Wieder also hätte Goethe einen charakteristischen Zug Basedow's übergangen, und zwar übergangen, wo er ihn mit Leichtigkeit anbringen konnte. Satyros ist so unverfroren im offenen Schimpfen, dass es uns eher auffällt,

ihn, den Propheten, keine religiöse Polemik üben zu sehen. Jener Zug mit dem Crucifix aber lässt sich im Rahmen meiner Hypothese ganz wohl erklären (Frühzeit S. 47).

Drittens. Basedow ist unreinlich, dabëi unmässig im Essen und Trinken, und preist fortwährend seinen Weinhändler. Es wäre doch eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit (auch macht sie Herr von Loeper nicht geltend), wollte man hervorheben, dass Satyros beim Einsiedler gleich nach Wein verlangt. Der Zug und was daran hängt, bedeutet im Zusammenhang überhaupt nur: dass Satyros schwer zu befriedigen, und, was wir eben schon erledigt, zu rascher Kritik bereit ist. Unreinlich aber, schmutzig, ist Satyros auch nicht; selbst das ungekämmte Haar und die langen Nägel entspringen nur aus dem Hangen an der unverfälschten Natur, welcher nach dem Sinne des Satyros die Kleider und jegliche Art von Toilette widersprechen.

Viertens. Basedow hat »zärtliche Reden und Manieren«, welche mit der Weinflasche übel harmoniren. Was sonst über seinen Cynismus beigebracht wird, steht vorläufig auf schwachen Füssen. Vor allem, dass Goethe 1774 ihn so kennen lernte, wäre noch zu beweisen.

Aber sehen wir doch die Goethe'sche Schilderung noch einmal nach. Basedow »war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen noch zu lenken« (DW. 3, 159 L.). Passt dies auf das Urbild des Satyros? Und wie wenig tritt das Rousseau'sche Element Basedow's in Goethe's Erzählung hervor!

Herr von Loeper findet, der Scherz des Stückes bestehe in dem grotesken Widerspruche der hohen Tendenzen des Helden mit seinen miserablen Thaten. Ein solcher fehle bei Herder. Goethe aber bezeuge ihn für Basedow am Schlusse des vierzehnten Buches von Dichtung und Wahrheit. Allein Goethe fasst an der angeführten

Stelle Lavater und Basedow unter dem Gesichtspuncte zusammen, dass sie geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten. Er glaubte vorauszusehen, dass beide Männer das Ewige dem Irdischen, das Obere dem Unteren würden opfern müssen. Das ist ein anderer Widerspruch! An ihn kann man den Mahomet sehr wohl anschliessen, aber nicht den Satyros. Der Widerspruch zwischen hohen Tendenzen und miserablen Thaten scheint mir keine vollkommen zutreffende Formel für den Satyros, indessen immerhin eine ungefähr zutreffende. Aber auf Herder in der Meinung Merck's und Goethe's, wie auf Satyros passt, was ich im Anschluss an Herder's eigene Worte über sich selbst so ausdrücken kann: der satirische, spottsüchtige Capriccio mit den Bocksfüssen verwandelt sich in einen mystischen Begeisterer; aber der Bocksfuss — um nicht zu sagen Pferdefuss — kommt zu Tage, das egoistische Bedürfniss, angebetet zu werden und sich in jeder Hinsicht als Jupiters Sohn zu geriren.

Herr von Loeper scheint nicht genug zu unterscheiden zwischen Herder, wie er uns erscheint, und Herder, wie er verstimmten Freunden erscheinen konnte und nachweislich erschien.

Hiermit habe ich schon dasjenige berührt, was er gegen meine Hypothese einwendet. Es sei mir gestattet, das übrige kurz zu besprechen.

Der Name »Satiros« für Herder bei der Herzogin Anna Amalie soll zufällig sein und nur Herdern als Satiriker bezeichnen. Aber — ich muss auf das oben S. 91 Gesagte verweisen — die griechische Form des Wortes deutet bestimmt auf unser Stück.

Dasselbe soll im Herbst 1774 verfasst sein. Aber diese Annahme stützt sich nur auf das erste schriftliche Zeugniss für dessen Existenz, den Brief an Böckmann, welcher natürlich nicht mehr beweist, als dass das Stück im No-

vember 1774 bereits vorhanden war. Mögen die reifen Kastanien auf den Herbst hinweisen, dieser Herbst brauchte nicht der von 1774 zu sein; und ich habe bereits hervorgehoben (Frühzeit S. 47), dass die Jahreszeit nicht consequent festgehalten ist: Frost und Hitze herrschen nach des Dichters Belieben. Für die wirkliche Datirung des Satyros haben wir äusserlich keinen Anhaltspunkt, als was ich Frühzeit S. 64 geltend mache. Ich bin aber bereit, die Entstehung des Stückes im Jahre 1773 noch weiter aus stilistischen Gründen zu erhärten. Es gehört in die erste, sich eng an Hans Sachs anschliessende Phase Goethe'scher Knittelverse, in dieselbe Zeit mit der ersten Partie des ersten Faustmonologes (Z. 1—32), während die zweite (Z. 33—74) und dritte (Z. 75—164), deren jede ihre besonderen Voraussetzungen hat, einer späteren Phase und doch wohl dem Jahre 1774 angehören. Aber hiervon ein andermal.

Gehört das Stück in's Jahr 1773, so kann man nicht sagen, dass Goethen die Erinnerung an die frühere Darmstädter Beziehung des Namens Psyche fern lag, und auch hierfür darf ich mich auf meine obenstehende Argumentation berufen. Dass der Name Psyche von Anderen sonst gebraucht wurde, thut nichts zur Sache. Auch dass Psyche »wenig individualisirt« sei, kann ich Herrn v. Loeper nicht zugeben; sie ist so scharf charakterisirt wie Leonore im Brey, und die Charakteristik in viele einzelne bezeichnende Züge auseinander zu legen, sie breit und voll zu machen, war weder Noth noch Raum. Die Correspondenz Herder's mit seiner Braut, auf die ich mich berief, hat Goethe natürlich nicht gekannt, wenigstens Carolinens Briefe nicht; denn dass sie Herder's Briefe niemals vorgezeigt, möchte ich nicht beschwören. Aber für uns ist diese Correspondenz die Quelle, aus der wir den zwischen Herder und Carolinen herrschenden Ton erkennen, für

welchen den mitlebenden Freunden unmittelbarere Quellen der Information zu Gebote standen.

Mein verehrter Gegner führt Herder's Sesshaftigkeit in's Feld: unmöglich könne man ihn den reisenden Propheten zurechnen. Aber Satyros ist auch kein reisender Prophet. Er kommt aus seiner Heimath zum Einsiedler (Herder nach Strassburg zu Goethe), geht zu Psyche und ihren Angehörigen (Herder nach Darmstadt) und zieht mit Psyche ab (Herder nach Bückeburg).

Anlässe zu Plänkeleien zwischen Herder und Goethe sollen mit Herder's Verheirathung weggefallen sein. Aber dieses Argument würde nur gelten, wenn nachgewiesen wäre, dass der Satyros nicht — wie ich annahm — eine Fortsetzung der gegenseitigen satirischen Verunglimpfungen sein könne, die wir bis in das Frühjahr 1773 zu verfolgen im Stande sind und worin Goethe, wie im Satyros, das »Raubthier« in Herder, seine Speculationen und sein Selbstgefühl, seinen Adler- und Jupitersdünkel verspottet hatte (Frühzeit S. 65). Dass das Zusammensein bald darauf bei Herder's Hochzeit gerade neue Verstimmungen zur Folge hatte, lässt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen (ibid. 64 Anm.). Dass aus diesen Verstimmungen das Stück entstanden sei, war und bleibt meine Meinung.

Soll es ein innerer Widerspruch, ja eine Unmöglichkeit sein, dass der Dichter gleichzeitig den Pater Brey verfasste oder concipirte, dass er in »dem einen der beiden gleichzeitigen Parallelstücke dieselbe Person als rächend und strafend (Brey), in dem andern als bestraft und geächtet« dargestellt habe, so kann man diesen Widerspruch — und ich denke: mit demselben Rechte — zu Gunsten meiner Hypothese verwerthen, wie es oben S. 107 geschehen ist.

10. 12. 79.

Zweite Nachschrift. Soeben geht mir durch die Güte des Verfassers R. Haym's »Herder« I. 2 zu. Ein schönes Buch, in dem ich zu meiner reichsten Belehrung lese und gewiss noch oft lesen werde. Für das Studium Goethe's ist viel daraus zu gewinnen; über die Frage, wie viel Goethe zu Strassburg von Herder gelernt, wird es nun erst erfreulich werden zu reden, gleichviel ob man Haym beistimmen oder den Einfluss des ältern Mannes etwas geringer anschlagen mag. Doch ich darf nicht Haym's Buch charakterisiren; es geht mich hier nur an, so weit es den Satyros und Brey berührt.

Haym meint S. 530, mit dem »Jahrmarkt«, den Goethe nach Darmstadt geschickt hatte und von dem Caroline an Herder berichtet, sei der Pater Brey gemeint. Dass Carolinens Worte auf das Jahrmarktsfest nicht recht passen wollen, gebe Wilmanns in seinem Deutungsversuche zu. Zu dem Wilmanns'schen Deutungsversuche passen sie allerdings nicht recht, aber zu dem meinigen völlig: Leuchsenring kommt als Mardochai darin vor, und dem Freunde Merck wird in der Person des Ahasverus die Cour gemacht. Wann der Pater Brey entstand, ist oben zur Genüge besprochen.

Goethe's Satyros wird S. 375 in der Anmerkung erwähnt mit dem Zusatze: »Den Scherer neuerdings so seltsam zu deuten gesucht«. So seltsam? So seltsam, dass diese Deutung gar keiner Widerlegung werth? Wie, wenn ich aus dem Buche meines verehrten Collegen alle die Aeusserungen zusammenstellte, mit denen er mir Waffen in die Hand gibt? Aeusserungen, aus denen hervorgeht, wie viel Anhaltspunkte Merck und Goethe wirklich hatten, um Zweifel über das Glück zu hegen, qui attendait la pauvre compagne d'un homme aussi singulier que M.

Herder (S. 529)? Aber ich thue es nicht; denn zu meiner grossen Beruhigung kam über die einschlägigen Materien nichts Neues zu Tage; ich würde mich nur jetzt über manche Dinge viel entschiedener ausdrücken können, weil ich sehe, dass Haym die Thatsachen nicht anders darstellt, als sie mir erschienen waren. Ist ein so wohl vorbereitetes Werk, wie das gegenwärtige, in naher Aussicht, so legt sich ein halbwegs vorsichtiger Mensch die äusserste Zurückhaltung auf bei Gegenständen, die er von seinem Standpunkt aus unmöglich so durchdrungen haben kann, wie der aus der Stoffülle wirkende Biograph. Nur dies kann ich nicht umhin zu erwähnen, dass mir bei Haym's Schilderung der ersten Zusammenkunft zwischen Herder und dem Grafen Wilhelm zur Lippe (S. 459) unwillkürlich die Begegnung des Satyros mit Hermes einfiel, ohne dass ich übrigens nach wie vor auf meine nur zweifelnden Vermuthungen über Hermes und Eudora irgendwelches Gewicht legen möchte. Habe ich sie doch überhaupt nur vorgebracht, weil es Pflicht schien, alles irgend, wenn auch nur entfernt oder als Möglichkeit, Brauchbare herbeizuziehen.

Trotz der ganz beiläufigen Erwähnung meiner Hypothese scheint es mir — oder bilde ich mir das nur ein? — dass sie Haym stillschweigend zu widerlegen beabsichtigte. Auch er erklärt, wie Herr v. Loeper, in Bezug auf Herder's Verhältniss zu Goethe: »Keine Spur von Entfremdung« (S. 737). Durch erneuerten Hinweis auf die Spuren, die ich gefunden zu haben glaube, möchte ich den Leser nicht ermüden. Die gegenseitige Anerkennung nach aussen hin ist kein Beweis ungetrübter Freundschaft, sondern nur ein Beweis edler und grossherzig-freier Gesinnung, die ich übrigens gar nicht besonders loben möchte; ich sehe darin nur das Mass von Seelenadel, das ich jedem ordentlichen Menschen zutraue und von jedem verlange.

Der undatirte Brief Goethe's an Kestner (J. Goethe 1, 368 Nr. 67) lässt sich jetzt genauer fixiren. Merck ging am 7. Mai 1773 von Darmstadt weg (Haym S. 531 Anm. 2); nachdem er durch Frankfurt durchgekommen, schrieb Goethe jene Zeilen, worin er Herdern erwartet. Ob Herder's sich wirklich einfanden, wissen wir nicht; Haym S. 532 nimmt es an; hat er Recht, so folgt nichts daraus. Denn zu einem offenen Bruch ist es gewiss nicht gekommen in den »wunderbaren Scenen« zu Darmstadt, von denen Goethe (J. Goethe 1, 369) schreibt. Eine Parallele, die mir jetzt erst auffällt, sei jedoch hier angemerkt.

Goethe meldet aus »Darmst. Sonntag« (mithin 25. April, nicht »28. April« J. Goethe 1, 366; obgleich Kestner den Brief erst am 30. April erhalten hat) an Kestner: er wisse nicht vor Gewirre, toll und wunderbarem Leben, wo ihm der Kopf stehe, was er im Gedanken an die Trennung von den Freunden noch zu hoffen oder zu fürchten habe: »wie noch Hoffnung und Furcht ist. *Gott verzeihs den Göttern die so mit uns spielen.* Auf dem Grabe — Ich will nichts davon wissen will alles vergessen«. Das Grab ist das Uraniens, welche vor wenig Tagen bestattet worden. Goethe hatte wohl Todesgedanken auf dem Grabe. »Meine arme Existenz starrt zum öden Fels«, sagt er am Tage des Begräbnisses. Auch der Einsiedler im Satyros, »wohlgewöhnt zu leiden« — wie Goethe sich zum Ertragen willig und gelassener als jemals dünkt (J. Goethe 1, 368), — spricht in einem Augenblicke, wo er sein Ende vor sich zu sehen wähnt: *»Das Schicksal spielt mit unserm armen Kopf und Sinnen«.* Habe ich recht anzunehmen, dass der Satyros nur zum Privatspass für den Verfasser und Merck bestimmt war, so muss er ungefähr um diese Zeit, April oder Anfang Mai 1773, vor Merck's Abreise entstanden sein: denn Merck blieb bis zum 24. December weg

(Wagner 1, XXIII). Um diese Zeit hat es auch besonders guten Sinn, wenn Goethe sich als Einsiedler concipirt, vgl. an Kestner (J. Goethe 1, 366): »Diesen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, ihr, alles. Und ich bin allein«. Vgl. noch Frühzeit S. 46, 60.

Haym schlägt statt meiner Deutung des Satyros eine andere vor (S. 375), wenn auch nur als »der Erwägung nicht unwerth«. Er meint, das Stück könne auf Merck's furchtbaren häuslichen Kummer, die Untreue seiner Frau, die er 1774 entdeckte, zurückweisen. Wie? Eine entsetzliche Tragödie, die sein nächster Freund erlebt, wäre der Dichter im Stande, zum Gegenstand einer Posse zu wählen? Und was soll denn in dem Drama zurückweisen auf jenes traurige Factum? Doch wohl der *vergebliche* Verführungsversuch, den Satyros bei Eudora macht? Der Satyros wäre also eine schiefe Satire auf den unbekannten Verführer von Frau Merck?

Wichtiger ist für unsere Frage, was Haym S. 341 ff. über Herder's Verhältniss zu Rousseau beibringt. Aber auch darin finde ich nichts, was die Combination zwischen Herder und Rousseau, die Combination des Herder'schen und Rousseau'schen Urmenschen verböte, die ich für die Gestalt des Satyros annahm.

12. 12. 79.

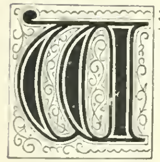




2. Goethe und der Alexandriner.

von

Karl Bartsch.

ie in Goethes Werken die Geistesströmungen seiner Zeit sich spiegeln, so sind seine Dichtungen auch ein Spiegel für den Wechsel der Geschmacksrichtungen, denen die poetischen Formen unterworfen waren. An der Hand seiner Werke lässt sich die Geschichte der deutschen Metrik in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verfolgen.

Von der literarischen Revolution um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist keine Dichtungsform mehr berührt und härter betroffen worden als der Alexandriner. Zur Zeit, da Gottsched der Wortführer des Geschmacks in Sachen der Poesie war, noch die herrschende Versart in der Tragödie wie im Lustspiel, im Lehrgedicht wie in der poetischen Erzählung, ja sogar im Heldengedicht, wurde er mit dem Sturze Gottsched's ebenfalls gestürzt. In sein Erbe theilten sich hauptsächlich drei Formen, die Prosa, der reimlose fünffüssige Jambus und der Hexameter.

zu verfolgen, wie trotzdem er auch in der jüngeren Generation sich theilweise im Gebrauche erhielt, in welchem Umfange und in welchen Perioden seines Schaffens Goethe sich seiner bedient hat, ist nicht ohne Interesse.

Goethe hatte in frühester Zeit sich mit Sprache und Poesie unserer westlichen Nachbarn vertraut gemacht. Der zweijährige Aufenthalt der französischen Occupationstruppen (1759—1761) brachte ihn in nahe Verbindung mit dem französischen Theater und regte zu Versuchen an, in der fremden Sprache zu dichten. Dass diese die Form des Alexandriners trugen, darf von vornherein als wahrscheinlich gelten. Auch als Student in Leipzig gefiel er sich noch darin, hin und wieder französische Verse zu machen. Eine Alexandrinerepistel an Trapp in Frankfurt [1] ist vom 2. Juni 1766. Die Verse sind im Ganzen correct; uncorrect ist der ungenaue Reim *agreables* und *accable*, ein sprachliches Versehen *l'idée plein d'effroi* und *ou m'a il oublié*. Mehrfach findet sich weibliche Cäsur bei nicht folgender Elision:

Tout qui la vit (voit?) l'admire, qui la connait l'adore.
Un rival est plus digne de cet enfant que moi.
Au sommet de la science [2] monté par l'industrie.
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami.

Die Formen der klopstock'schen Schule eignete sich Goethe erst etwas später an; die Schwärmerei für den Messias musste vor dem strengen Vater, bei dem reimlose Poesie verpönt war, geheim gehalten werden und Goethe würde vor seinem Abgang nach Leipzig kaum gewagt

[1] Der junge Goethe 1, 16 f.

[2] Hier ist auch der zweisilbige Gebrauch von *science* ein Fehler.

haben dergleichen zu versuchen. Wenigstens in die dem Vater überreichten Hefte durfte dergleichen nicht aufgenommen werden: dass er mehr extemporirend als sie aufschreibend auch Hexameter machte, wird wahrscheinlich aus dem kurz nach der Ankunft in Leipzig geschriebenen Briefe an Riese vom 30. October 1765.[1] Diese ältesten Hexameter Goethe's stehen merkwürdigerweise mitten inne zwischen einer Reihe reimloser fünffüssiger Jamben und einer Reihe von Alexandrinern, also den beiden Versarten, die in jener Zeit um den Rang zu streiten anfingen, bis der Alexandriner unterlag und dem reimlosen Fünffüssler mit dem Hexameter sich in die Herrschaft theilte. Den Fünffüssler bezeichnet Goethe hier als

Die Versart, die der grosse Schlegel selbst
Und meist die Kritiker für's Trauerspiel
Die schicklichsten und die bequemsten halten.
Die Versart, die den meisten nicht gefällt,
Den meisten, deren Ohr sechsfüssige
Alexandriner noch gewohnt. Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt mein Trauerspiel *(Belsazar)*
Zu enden.

Für das Trauerspiel erachtete schon damals Goethe den Blankvers für die passendste Form. Nicht so für's Lustspiel; hier schien ihm der Alexandriner noch die geeignete Versart zu sein, und seine beiden ältesten Lustspiele, »Die Laune des Verliebten« und »Die Mitschuldigen« sind in Alexandrinern abgefasst.

Die Behandlung derselben zeigt nicht die volle Strenge, die die französische Verskunst damals verlangte. Zwar der Wechsel zwischen männlich und weiblich reimenden

[1] Der junge Goethe 1, 10 ff.

Paaren wird beobachtet. Nur eine Ausnahme findet sich gleich im Anfang, hier folgen auf einander die Reime *sind-Kind, Jahr-Haar.* Zweimal steht statt des Reimpaares ein dreifacher Reim, *sagen: beklagen: ertragen* S. 138, *die: nie: sie* S. 144.

Die Behandlung der Cäsur zeigt die öfter wiederkehrende Freiheit des Enjambements. Hingehen lassen kann man noch

Wie lange liebst Du mich schon, ohne mich zu kennen S. 114.
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebsten denkt S. 127.

aber anstössiger sind folgende Fälle:

Ich weiss es. Doch verlangst Du mich noch mehr zu lieben? S. 114.
Wo ist die Rose? sie hat sie ihm geben müssen. 129.
Ist ihre Sicherheit da — Glaubst Du etwa? — Nein! 131.
Ich dank' den Göttern, die mir dieses Glücke gaben 134.
Wer hat Dir denn was zu erlauben? Geh und rede 137.
Von tausend Festen, bist Du da nicht zu beneiden? 142.
O Egle! — Fürchte, dass der Götter Zorn entbrennt 142.
Darf ich nicht fühlen, dass dein Kuss auch reizend ist? 145.
Amine, küss' ihn, weil er so vernünftig spricht. 147.

Ganz der Cäsur entbehrt der folgende Vers:

Verfluchte Untreu! — Rasest du? — Sollt' ich nicht rasen? 140.

Einmal (S. 139) wird der Vers durch ein eingeschaltetes Gesangsstück unterbrochen, so dass die erste Vershälfte vor, die zweite nach dem Gesange steht.

Ein paarmal ist der Rhythmus nach französischer Weise behandelt, indem die logischen Takte nicht auf die zweite, vierte und sechste, sondern auf die dritte und sechste Silbe fallen:

wirft er mir etwas vor, fängt er án mich zu plágen
S. 118.
dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht dém, den ihr liebt
S. 132.

In den »Mitschuldigen« ist trotz des viel grössern Umfangs die Zahl der incorrecten Verse viel geringer. Zwei wirklich fehlerhafte Verse sind in den spätern Ausgaben verbessert worden. S. 173

Wenn es nicht Angst ist. — Still! Nein! ihr feigen Glieder,

später geändert in

Wenn es nicht Angst ist. Horch! Verflucht! ihr feigen Glieder!

Wahrscheinlich stand ursprünglich »Still« oder »Nein« zweimal im Texte. Der zweite ist um einen Fuss zu kurz, S. 226:

Mir auch? — Alcest! — Ich zweifl' in meinem Leben.

Später geändert:

Mir auch gewiss? — Alcest!

Fehlerhaftes Enjambement in der Cäsur kommt nur einmal vor, S. 193:

So was zu fädeln, hast du eine seltne Gabe;

und zwischen zwei Versen, S. 196:

Waren
Sie denn nicht auch heut früh —?

Zwei Betonungen nach französischer Art begegnen auch hier, sind aber später beseitigt worden, S. 217

es ist níchts was ihr féhle,

Später lautet die Halbzeile

Nichts was dem Engel fehle.

S. 227:

Du! — Allons. — Stiel nicht mehr;

in den spätern Ausgaben

Allons denn! — Stiehl nicht mehr!

Ausser diesen beiden Lustspielen hat im Drama Goethe den Alexandriner angewendet in dem Zwischenspiel zum »Jahrmarkt in Plundersweilern« (in Kurz' Ausgabe 5, 94 ff.). Die Behandlung ist eine ganz correcte, nur einmal begegnet auch hier die französische Betonungsart, S. 96:

Von Mord und Strassenraub hab' ich láng nichts vernómmen;

und einmal findet man gereimte Cäsur, S. 97:

Vergebens, dass dich Thron und Kron' und Scepter schützen;
Du sollst nicht Babylon, nicht mehr dein Reich besitzen;

Doch ist der innere Reim sicherlich Zufall, nicht Absicht.

Gedichte in Alexandrinern weiss ich nur zwei anzuführen; das eine ist die Epistel an Riese aus Leipzig, vom 30. October 1765, die am Schlusse in Alexandriner übergeht, dann nach einem prosaischen Zwischensatz nochmals und damit abschliesst (junge Goethe 1, 11 ff.). Die erste

Alexandrinerreihe bietet zu keinen Bemerkungen Anlass; wohl aber die zweite. Zunächst bemerke ich, dass im jungen Goethe die Worte »Zu was will er ein Mädchen?« als ein halber Alexandriner aufgefasst sind, während sie noch zu dem prosaischen Zwischensatz gehören. Denn Goethe hätte sonst, was niemals vorkommt, zwei weibliche Alexandrinerreimpaare nach einander folgen lassen. In den übrigbleibenden fünf Paaren kommt einmal weibliche Cäsur vor, einmal bei Elision, dreimal ohne Elision:

Zu sehn, ob die Protase ein hartes Herz erweicht.
Zu sehn, ob man durch Regeln der Liebe Zweck erreicht.
Und ob er in dem Tohne, wie er den Ulgo singt,
Mit des Corvinus Versen das Herz der Schönen zwingt.

Wir haben schon bei den von Goethe verfassten französischen Alexandrinern die gleiche Freiheit bemerkt (S. 120). Während sie aber in der französischen Dichtung jener Zeit schlechterdings nicht vorkommt, begegnet die weibliche Alexandrinercäsur bei deutschen Dichtern der Periode nicht selten. Koberstein 3^5, 262 führt Beispiele aus Kleist, Ewald, Götz, Göckingk und Dusch an. Wie kamen die deutschen Dichter, die doch alle nur französische Muster vor Augen hatten, darauf? Gewiss nicht dadurch, dass sie wussten, dass in der ältern französischen Poesie die weibliche Cäsur unbedenklich gestattet war, auch nicht durch eine etwa versuchte Nachahmung des Nibelungenverses, denn weder von altfranzösischer Poesie noch vom Nibelungenliede wussten diese Dichter, sondern durch das Vorkommen weiblicher Cäsur bei stattfindender Elision im französischen Verse. Da man im Deutschen nicht gewohnt war, über die Cäsur hinüber zu elidiren, so sah man solche französische Verse als wirkliche Verse mit weiblichem Einschnitt an, was sie nur scheinbar sind, und baute der-

gleichen auch im Deutschen, der junge Goethe sogar, wie wir gesehen haben, im Französischen.

Das zweite Gedicht, das an den Kuchenbäcker Hendel (j. Goethe 1, 86) bietet keine Unregelmässigkeiten dar.

Viel häufiger und viel länger hat Goethe jene Mischung des Alexandrinerverses mit dem vier- und fünffüssigen jambischen Verse und vereinzelt mit noch anderen Versarten, die die Franzosen mit dem Namen vers irréguliers bezeichneten. Während die reinen Alexandrinergedichte über die Mitte der siebziger Jahre nicht hinausgehen, zieht sich die gemischte Form durch sein ganzes dichterisches Schaffen hin. In Deutschland war diese Form im siebzehnten Jahrhundert eingeführt worden und war in der leichteren Erzählung, in Fabeln, sowie im Recitativ des gesungenen Dramas eine sehr beliebte geworden. Auch Goethe wird sie von frühe auf sich angeeignet haben.

Der älteste Beleg ist die Epistel an Friederike Oeser vom 6. November 1768. Die Reimbindung ist hier entweder gepaart oder gekreuzt. Bei den paarweis gebundenen Versen wird ein Wechsel des Geschlechtes in der Art, dass zwei männliche oder zwei weibliche Reimpaare nicht auf einander folgen dürfen, nicht beobachtet, sondern die Behandlung des Reimgeschlechtes ist eine ganz freie und willkürliche. Gleich auf der ersten Seite (J. Goethe 1, 28) folgen vier männliche Reimpaare auf einander, und etwas weiter zwei weibliche, S. 29 wieder drei männliche u. s. w. Strenger wird es genommen bei gekreuzter Reimstellung, hier findet fast durchaus, wie es die französische Regel erfordert, Wechsel des Geschlechtes statt, dass einer der gekreuzt gebundenen Reime weiblich, der andere männlich sein muss. Nur einmal wird davon abgewichen, S. 31, wo die vier gekreuzten Reime sind *hie : gleich : Harmonie : Reich.* Von kürzeren Versarten kommen ein paarmal drei-

füssige, an zwei Stellen zweifüssige (S. 29, 33) und ebenso oft sogar einfüssige vor (S. 30, 33).

Die gleiche Bindung der drei Versarten findet sich in dem Gedichte »an Zachariä« (j. Goethe 1, 86), welches aus vierzeiligen Strophen besteht, deren erste Zeile sieben, die zweite vier, die dritte fünf, die vierte drei Füsse hat. Da hier jedoch die sechsfüssigen Verse keine Alexandrinercäsur haben, da ferner jede Versart feste Stellen hat, so kann man dieses Gedicht nicht zu denen rechnen, die in vers irréguliers mit eingemischten Alexandrinern verfasst sind.

Dagegen gehört hierher das nur vierzeilige Gedichtchen »der Demoiselle Schröter« (I, 92), welches aus drei Alexandrinern und einem Vierfüssler besteht; dass kein Fünffüssler vorkommt ist reiner Zufall.

»Amors Grab« (I, 103), nach dem Französischen, besteht aus vier Zeilen, von denen drei Alexandriner, die vierte ein Fünffüssler ist. Hier ist ebenso zufällig, dass der Vierfüssler fehlt.

Aus der Strassburger Zeit gehören hierher drei Gedichte, sämmtlich an Friederike gerichtet. Das eine (I, 263 f.) in vierzeiligen Strophen mit freier Reimstellung zeigt nur in der letzten Strophe einen Alexandriner, im übrigen nur Vierfüssler. Hier mag man eher das Fehlen der Fünffüssler als Absicht ansehen; denn es kommt auch sonst im 18. Jahrhundert vor, dass nur zwei Arten, Vier- und Sechsfüssler, Vier- und Fünffüssler, mit einander gebunden werden (vgl. Koberstein 3⁵, 263 f.). Das zweite (1, 264 f.) ist in Bezug auf Reimstellung und Reimgeschlecht in den vierzeiligen Strophen geregelt, nicht aber in der Art der Verse, die zwischen vier, fünf und sechs Füssen wechseln. Das dritte dagegen ist recht eigentlich ein Gedicht in vers irréguliers (I, 271 f.), mit

Einmischung auch kürzerer Verse (zwei- und dreifüssige). Die sechsfüssigen sind zum Theil ohne Cäsur:

In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingspaar.
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude,

wo in den beiden letzterwähnten Versen auch das Enjambement auffällt.

Aus der Frankfurter Zeit von 1771—1775 gehört hierher die »Cathechetische Induction« (II, 18 f.) mit nur einem Alexandriner, der auf den zweifüssigen Schlussvers reimt; der kurze Vers absichtlich gewählt, um eine epigrammatische Wirkung zu erzielen.

Das Gedicht »an Kestner« (II, 35) in vier Zeilen, aus einem sechs-, zwei-, fünf- und einem dreifüssigen Verse bestehend, zeigt in ersterem keine Alexandrinercäsur. Das Gedicht »an H. P. Schlosser« (III, 155) aus vier-, fünf- und sechsfüssigen Versen, hat keine andere Unregelmässigkeit als dass zwei männliche Reimpaare auf einander folgen (ist : Christ, bestreust : leihst). In den Fragmenten vom »ewigen Juden« (III, 436 ff.), aus den gleichen drei Versarten zusammengesetzt, begegnet auch nur diese eine Unregelmässigkeit und Abweichung vom französischen Gebrauch. »Hanswurst's Hochzeit« (III, 444 ff.), zum Theil in Knittelversen nach Hans-Sachsischer Art, zum Theil in vers irréguliers verfasst, zeigt ganz correcte Behandlung.

Ausser diesen im »jungen Goethe« enthaltenen Belegen kommen vers irréguliers noch in folgenden Dichtungen vor. »Abschied« (Kurz 1, 31 f.) hat überwiegend vierfüssige, dazwischen fünffüssige Verse und einen Alexandriner in der letzten Strophe. »Einschränkung« (I, 95 f.) zeigt noch mehr den Vierfüssler herrschend, nur ein Paar von Reimen besteht aus einem Fünf- und einem Sechsfüssler. Ebenfalls nur einen Alexandriner hat das Gedicht

»Nähe« (1, 98); das vierzeilige »Beim Zeichnen« (1, 103) ebenfalls einen; Mignon's Lied »Heiss mich nicht reden« (1, 107), in überwiegend fünffüssigen Versen, zeigt in der zweiten der im Reimgeschlecht wechselnden Strophen einen Sechsfüssler von gewöhnlichem Bau. Die »Erklärung einer Kupfertafel« (1, 307 f.), meist aus Vierfüsslern bestehend, enthält nur einen Alexandriner; in den aus vierfüssigen Versen bestehenden Absätzen findet auch bei gekreuzter Reimstellung Bindung zweier männlichen Paare von Reimen statt, was bei den fünf- und sechsfüssigen Versen nicht vorkommt.

Das schöne Gedicht »Ilmenau« (1783, 1, 346), in welchem bereits der fünffüssige Jambus überwiegt, meist in gepaarter Reimstellung, lässt namentlich im Anfang oft mehrere männliche Paare auf einander folgen, während im weitern Verlauf die französische Regel strenger eingehalten wird.

Die Verse »an Alexander von Humboldt« (1816, 1, 360), mit nur einem Alexandriner am Schluss, reihen zu den im übrigen vier- und fünffüssigen Versen auch zwei Zweifüssler. Unter den »Sprüchen« ist nur einer (1, 418), der aus einem Fünffüssler und einem Alexandriner besteht.

Die Mephistopheles in den Mund gelegten Verse »Etymologie« (1, 452) schliessen den vierfüssigen Vers ganz aus und bestehen nur aus Fünf- und Sechsfüsslern, die in jeder Beziehung correct behandelt sind.

Unter den »Zahmen Xenien« ist eine (1, 492), die aus einem Reimpaare von Vier- und Sechsfüssler besteht; mit einem auffälligen Enjambement, indem die Cäsur nach »und« fällt. Das Gedicht »an Grafen Paar« vom 16. August 1818 (1, 551) hat mit einer einzigen Ausnahme nur fünffüssige Verse. Ebenso findet sich im Westöstlichen Diwan nur ein Sechsfüssler im »Buch Suleika« (2, 69), während die anderen Verse Fünffüssler sind.

In den dramatischen Sachen der Weimarer Zeit zeigt »Scherz, List und Rache« vers irréguliers an zwei Stellen (5, 591, 598 f.) in ganz correcter Behandlung; einmal ist ein dreifüssiger Vers (5, 598) eingeschoben. Der »Zauberflöte zweiter Theil« (5, 631 ff.) ebenfalls correct, mit Einschiebung von einigen Zwei- und Dreifüsslern.

Künstlers Apotheose (Kurz 4, 405 ff.) ist zum Theil in Hans-Sachsischer Versart, zum Theil in vers irréguliers verfasst. Der Wechsel des Reimgeschlechts ist bei mehreren unmittelbar auf einander folgenden Reimpaaren nicht beobachtet.

Epimenides Erwachen zeigt in I, 5—15 eine Erscheinung, der wir im zweiten Theil des Faust begegnen werden, nämlich das Zurücktreten des Alexandriners gegenüber dem Vier- und Fünffüssler; der Sechsfüssler kommt nur ganz vereinzelt vor. Bezüglich des Wechsels des Reimgeschlechtes herrscht zwar noch die alte Regel, dass bei gekreuzter Stellung männliche und weibliche Reime verbunden sein müssen; doch begegnen wir ein paar characteristischen Ausnahmen, S. 451 gethan : ausgedacht : gebracht : an; S. 452 bewirthet : Bogen : umgürtet : Wogen; S. 454 quält : Ziel : höhlt : Gefühl; S. 456 zittern : Liebesbanden : fanden : bestanden : wittern; S. 458 ruhn : an : thun : gethan; S. 459 umsehnen : allein : herein : gebettet : wähnen : gerettet. Das weicht von dem alten Gebrauche merklich ab. Einmal begegnet in einem Fünffüssler eine zweisilbige Senkung (S. 462 Ja! dieser Stunde Jedes von uns gedenke!). In »Was wir bringen« (5, 723 f.) ist der Alexandriner ganz verschwunden, die Verbindung besteht nur aus Vier- und Fünffüsslern und am Schlusse begegnet bei gekreuzter Reimstellung (abba) die Verbindung von nur weiblichen Reimen.

Kaum beabsichtigt sind die wenigen Alexandriner in dem »Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters« (1821,

5, 757); hier ist die Form die der paarweise gereimten Fünffüssler, denen ebenso einzelne Sechsfüssler untermischt sind, wie dies in dem reimlosen Fünffüssler des höhern Dramas der Fall ist.

Ich habe bisher absichtlich eine Dichtung ausser Acht gelassen: Faust. Er verdient gesondert betrachtet zu werden. Denn wie dies Werk den Dichter durch sechzig Jahre begleitete, so stellt es auch in seinem Reichthum an metrischen Formen die verschiedenen Perioden von Goethe's dichterischem Schaffen dar.

Die Gesammtform des ersten Theiles ist eine recitativisch-madrigalische. Daraus erklärt sich, dass die vers irréguliers, welche im Recitativ der Oper herrschten, auch hier eine sehr beliebte Form sind und den eigentlichen Grundstock des Dialogs bilden. Selbst wo, wie im ersten Monolog, der Dichter, im Anschluss an das Puppenspiel, sich des Hans-Sachsischen Verses bedient, geht er doch sehr bald in die madrigalische Form über.

Das Vorspiel auf dem Theater hat ganz diese Form, wenn wir von den zwei dem Dichter in den Mund gelegten Stanzen absehen. Die Behandlung ist eine ganz strenge nach französischem Muster, auch darin, dass bei mehreren aufeinanderfolgenden Reimpaaren doch das Geschlecht immer wechselt, so bei der lustigen Person, wo einmal auch (v. 126 bis 141) acht Reimpaare in solchem Wechsel auf einander folgen. Aber grade in diesem Abschnitt begegnet die einzige Incorrectheit, nämlich dass bei gekreuzter Reimstellung vier Fünffüssler sämmtlich weibliche Reime haben (Blüthe: Offenbarung: Gemüthe: Nahrung; 142—145).

Auch im »Prolog im Himmel« ist die Behandlung durchaus französisch-correct; auch da, wo mehrere Reimpaare aufeinanderfolgen, im Geschlechte Abwechslung.

Der erste Monolog ist, wie schon bemerkt, in der ersten Hälfte Hans-Sachsisch, dann madrigalisch, wobei

auch einige kürzere Verse (auch reimlose) eingemischt werden. Im Gespräch zwischen Faust und Wagner dasselbe Verhältniss; ein paar Dreifüssler dazwischen. Im zweiten Monolog, der nach 1797 gedichtet ist, begegnen keine Hans-Sachsischen Verse mehr, sondern nur Vier-, Fünf- und Sechsfüssler. Der Reimwechsel ist ganz correct, nur einmal begegnen zwei männliche Reimpaare nach einander, ausserdem ein Alexandriner ohne Cäsur:

Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle 285.

Dieselbe Freiheit bezüglich der Folge der Reimpaare auch in der Scene »Vor dem Thor«. Im weitern Verlauf Hans-Sachsische Versart, die nachher im Gespräch zwischen Faust und Wagner in vers irréguliers übergeht, die Freiheit im Geschlecht der gepaarten Reime auch hier; dreimal in gekreuzter Reimstellung vier männliche Reime (sie : Höh' : Knie : Venerabile 665—668); einmal ein Vers »Wie wenig Vater und Sohn« (679), mit jener Freiheit zweisilbiger Senkung, die sich Wieland im Oberon gestattete.

Das erste Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles zeigt nur in den Reimpaaren die mehrfach erwähnte Freiheit. Das zweite Gespräch hat, auch wenn wir von den freier gebauten Partien absehen, mehrere andere Unregelmässigkeiten. Am meisten fällt auf, dass an mehreren Stellen bei gekreuzter Reimstellung kein Wechsel des Reimgeschlechts stattfindet, was doch sonst, dem Französischen entsprechend, auch bei Goethe und seinen Zeitgenossen üblich ist und wovon Goethe nur bei den Hans-Sachsischen Versen abweicht, die ja überhaupt ganz anderen Gesetzen folgen. Zunächst die Reime Gesang : klingt : lang : singt (1196—99); weiterhin Siegesglanze : windet : (1219—22), Tanze : findet; ferner gebläht : nur : verschmäht : Natur (1390—94); endlich geheilt ist : verschliessen : zugetheilt ist : geniessen (1414—17); so viele Fälle der

Abweichung von jenem Gesetz wird man schwerlich zusammen finden. Nun ist bekanntlich diese Scene bis vor den Worten »Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist« noch nicht im Fragment von 1790 enthalten, so dass keine Gewähr vorhanden, ob in der ursprünglichen Gestalt dieser Scene jene Freiheiten auch schon da waren. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass Goethe ursprünglich schrieb:

> Gesang : klinget : lang : singet;
> Siegesglanz : windet : Tanz : findet;
> geblähet : nur : verschmähet : Natur:
> geheilt : verschliessen : zugetheilt : geniessen;

und dass er erst bei der spätern Redaction dieser Scene die alte ihm von Jugend auf geläufige Regel des Geschlechtswechsels verwischte.

Mephistopheles Monolog ist ganz correct; das Gespräch mit dem Schüler meist in Hans-Sachsischer Versart, enthält nur ein paar Alexandriner, darunter einen ohne Cäsur:

> Vergebens dass ihr ringsum wissenschaftlich schweift.
> 1661.

Aber ein paar merkwürdige Verse stehen am Schluss dieser Scene. Mephistopheles sagt nach Abgang des Schülers (1695—96):

> Folg' nur dem alten Brauch und meiner Muhme, der Schlange,
> Dir wird gewiss einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Diese Verse sind Alexandriner mit freier behandelten Senkungen, wie sie aus Wieland's Oberon bekannt sind und wie sie schon um 1770 zuweilen angewendet wurden (Koberstein 3^5, 237). Zur Noth könnte man sie auch als

Hexameter lesen, aber es wäre geschmacklos, abgesehen davon, dass aus der Zeit um 1774 kein Hexameter Goethe's bekannt ist, anzunehmen, dass der Dichter in's Drama zwei Hexameter eingemischt haben sollte.

Das kurze Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles ist ganz correct, hier auch darin, dass bei mehreren Reimpaaren nach einander das Geschlecht wechselt. Dagegen in der Scene »in Auerbach's Keller«, die zum Theil in Hans-Sachsischen Versen ist, hat der Dichter sich nicht an diese Regel gebunden.

Die Hexenküche weicht von ihr nur einmal (2160 ff.) ab, indem einmal drei männliche Reimpaare aufeinander folgen. Da jedoch das mittlere verstehn : umzugehn ist, und an den anderen Stellen, wo mehr als ein Reimpaar folgt, der Wechsel eingehalten ist, so wird wahrscheinlich, dass durch die kleine Aenderung in verstehen: umzugehen auch hier der Wechsel herzustellen sein wird.

Die Scene in Gretchens Zimmer zeigt gleich in den ersten Worten von Fausts Monologe eine seltene Freiheit, nämlich bei Kreuzung vier männliche Reime: Dämmerschein : durchwebst : Liebespein : lebst (2332—35). Nach Analogie der früheren Fälle ist auch hier wahrscheinlich, dass die ursprüngliche Fassung der Verse durchwebest : lebest hatte. Das Gesetz des Geschlechtswechsels bei mehreren Reimpaaren ist nicht beobachtet.

Die Scene »Spaziergang« beginnt mit zwei unregelmässig gebauten Sechsfüsslern (2449 f.)

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!
Ich wollt ich wüsste was ärgers, dass ichs fluchen könnte.

Wir haben indessen auch in ihnen Alexandriner zu sehen, beide mit freien Senkungen, der zweite ohne Cäsur, der erste mit jener weiblichen Cäsur, die sich der Dichter auch schon früher (S. 125) erlaubt hatte.

Die Scene »Der Nachbarin Haus«, zum grössern Theil Hans-Sachsisch, zeigt unter ihren Alexandrinern einen mit zweisilbiger Senkung (2635):

Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schatz.

Die Scene »Strasse« ist nur in Bezug auf die Reimpaare an einer Stelle frei behandelt und fügt ausserdem einen Zweifüssler ein.

Die Gartenscene hat, neben mehrfachen kürzern Versen und Reimpaarfolgen, die frei behandelt sind, einmal (2744 ff.) eine Kreuzung von vier männlichen Reimen nennt : nie : wie : erkennt; wobei wiederum wahrscheinlich ist, dass es ursprünglich nennet : erkennet hiess.

»Wald und Höhle« gewährt ebenfalls eine Kreuzung aus diesmal acht Versen: Ton : ennuyirt : Erdensohn : geführt : Imagination : curirt : schon : abspazirt (2908 ff.). Auch hier wie in den früheren Fällen ist sicherlich in dem zweiten Reime der weibliche Ausgang (geführet etc.) das Ursprüngliche gewesen. Der Geschlechtswechsel der Reimpaare ist nicht beobachtet. Am Schluss der Scene ein zweites Beispiel von gekreuzten männlichen Reimen (3010 bis 13), glüht : Thor : sieht : vor; indess ist ersichtlich, dass hier ebenfalls glühet : ziehet wahrscheinlich ist.

In der Walpurgisnacht wird bei mehreren Reimpaaren nach einander der Wechsel des Geschlechts nicht immer beobachtet. Die Senkung ist an drei Stellen frei behandelt.

Die Schlussscene des ersten Theiles in ganz freien Versen meist kürzerer Art zeigt kaum einen Alexandriner; höchstens kann man den Vers 4091: »Sie singen Lieder auf mich! es ist bös von den Leuten!« als einen frei gebauten nach Analogie der früher erwähnten (S. 133, 134) ansehen.

Im zweiten Theile verschwindet zwar die madrigalische Form nicht ganz und es kommen Mischungen von vier-

fünf- und sechsfüssigen Versen vor; indess nicht im entferntesten so zahlreich wie im ersten. Namentlich ist das Zurücktreten des Alexandriners sehr bemerklich. Der vier- und fünffüssige Vers werden noch oft auch hier gemischt, aber nur vereinzelt sind Alexandriner darunter. Die Reimpaare sind hier beliebter als die Reimkreuzung, die Mischung der Versarten überhaupt eine geringere und viel häufiger, dass durch längere Stücke eine einzige Versart durchgeführt wird. Bei Reimpaaren nach einander ist der Wechsel des Geschlechts ganz willkürlich und nicht nach französischer Weise geregelt. Partien von Bindung fünf- und vierfüssiger Verse ohne Alexandriner sind: I, 116 ff., 453 ff., 781 ff., 925 ff., 1561 ff., 1695 ff., 1875 ff., II, 254 ff., III, 1019 ff., IV, 285 ff. Vierfüssler allein V, 101 ff., 280 ff. Bei gekreuzter Reimstellung ist auch hier noch durchgehende Regel, dass das Geschlecht der beiden Reime verschieden ist. Doch kommen einige Ausnahmen vor:

Lieben : Weite : Seite : geblieben. I, 116 ff.
Lieben : Ferne : Sterne : geschrieben. I, 149 ff.

bei zwei ungereimten Zeilen vier weibliche Ausgänge:

I, 1663 ff. steige : Entstandnen : Räume : Vorhandnen.

Ferner:

I, 1882 ff. zurückgewöhne : entzückte : beglückte : Schöne.
II, 255 ff. Mauern : Ungewisse : dauern : Finsternisse.
II, 338 ff. Gewässer : entkleiden : besser : unterscheiden.
Götterstamme : Helle : Liebesflamme : Welle.
II, 515 ff. durchschweife : entfremdet : behemdet : Greife;

wo übrigens die ganze Stelle nur aus Fünffüsslern besteht. Dasselbe ist der Fall IV, 160 ff. in gezogen : thürmen : Wogen : bestürmen. Bei grösserer Mischung dieser Fall V, 719 ff., wo gehen : übersittlich : anzusehen : appetitlich. Hier durch die Aenderung gehn : anzusehn den Geschlechts-

wechsel herzustellen würde unkritisch sein, da an allen anderen Stellen entschieden lauter weibliche Reime sich kreuzen. Das ist keineswegs zufällig. Wir haben uns zu erinnern, dass erst durch die Nachahmung südromanischer Vers- und Strophensysteme, die die Romantiker einführten, es in Deutschland üblich wurde, bei gekreuzten Reimen lauter weibliche Ausgänge zu wählen. Und so ist es auch nicht zufällig, dass an vielen dieser Stellen die Reime die Stellung haben a b b a, da grade im romanischen Strophenbau diese Reimordnung die beliebteste ist.

Vereinzelte Alexandriner, zwischen vier- und fünffüssigen Versen, kommen vor, II, 97, 621, 856, darunter einer ohne Cäsur (Du bist recht appetitlich oben anzuschauen II, 581); ein paar im vierten Akt (IV, 294, 304). Einer ohne Cäsur (V, 429), der aber auch ein Fünffüssler mit gleitendem Reime (behandelt ihr : verwandelt ihr) sein kann; derartige Vierfüssler kommen II, 857 f. vor.

Auffallend häufiger sind die Alexandriner in der Todesscene Faust's. Hier kommen acht Sechsfüssler vor, also mehr als in allen Akten des zweiten Theils zusammen zwischen andere Verse gestreut sind (V, 535, 539, 590, 705, 730, 736, 753, 758); einmal auch ist ein zweifüssiger Vers eingemischt (V, 538). Ich halte auch das nicht für Zufall. Wie in den Worten:

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!

eine beabsichtigte Wiederholung der in der Vertragsscene ausgesprochenen Worte vorliegt, so, glaube ich, hat der Dichter in dieser ganzen Scene den Ton des ersten Theiles möglichst zurückzurufen gesucht, und daher hier absichtlich häufiger Alexandriner untergemischt, als es sonst seine Art damals war.

Es bleibt noch die ganze Alexandrinerscene im vierten Akt übrig (IV, 810—1013). Sie ist in hohem Grade auffällig. Denn wenn nicht einmal im ersten Theile, bei dessen Abfassung dem Dichter der Alexandriner viel geläufiger war, ganze Alexandrinerstellen vorkommen, so muss es noch viel wunderbarer erscheinen, einer derartigen Scene im zweiten Theile zu begegnen. Der vierte Act ist 1831 geschrieben. In diese Zeit fällt die bekannte Aeusserung Goethe's, es möchte doch schwer fallen, das Alte von dem Neuen zu unterscheiden. Dem Bestreben, auch hier einen alterthümlichen, an das Drama des 18. Jahrhunderts erinnernden Ton anzuschlagen, verdanken wir jene Alexandrinerscene.

Die Behandlung des Alexandriners ist eine ganz regelrechte; männliche und weibliche Reimpaare wechseln in strenger Folge mit einander ab. Doch begegnen drei Verse ohne Cäsur:

Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick IV, 916.
Wie sie sich, eilig schlängelnd, stürzen ab zu Thal IV, 961.
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beth IV, 985.

Wir fanden dergleichen vereinzelt auch in Goethe's Alexandrinern aus älterer Zeit; hier erklärt sich das verhältnissmässig häufige Vorkommen daraus, dass Goethe durch den griechischen Trimeter im dritten und im Anfang des vierten Aktes sich an einen andern Tonfall und andere Cäsurbehandlung des sechsfüssigen Verses gewöhnt hatte.

Auch die ein paarmal begegnenden Cäsuren mit Enjambement (Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt IV, 925; Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude IV, 971) erklären sich durch den Trimetergebrauch; die betreffenden Verse sind gut gebaut nach dem Trimeterrhythmus, schlecht nach dem des Alexandriners.

Die »Paralipomena zu Faust« enthalten viele vers irréguliers, und darunter auch viele Alexandriner. Das darf nicht Wunder nehmen, da die Paralipomena sämmtlich aus der Zeit sind, in welcher der erste Theil gedichtet wurde, zum Theil sogar aus sehr früher. Die häufigen Alexandriner (ich habe deren in der Ausgabe von Kurz 4, 366 ff. zwölf gezählt) sind ein philologischer Beweis, dass die betreffenden Stücke nicht in die Periode der Abfassung des zweiten Theiles fallen.





3. Die Zuverlässigkeit von Goethe's Angaben über seine eigenen Werke in »Dichtung und Wahrheit«.

von

Heinrich Düntzer.



Es ist ein so natürlicher Gedanke, ein Schriftsteller müsse über den Ursprung seiner Werke am besten unterrichtet sein, dass jeder Zweifel, welchen man gegen Goethe's eigene Angaben über die Entstehung seiner Jugendwerke zu äussern wagt, bei solchen, welche die Sachlage nicht kennen, staunendem Unglauben begegnet. Freilich wäre jedes Bedenken gegen *gleichzeitige* Berichte des Dichters ungehörig; ganz anders stellt sich die Sache, wenn zwischen den Dichtungen und den sie betreffenden Aeusserungen eine Kluft von fast vierzig Jahren liegt, wie es, um nicht

von den späteren und desshalb noch unzuverlässigeren Gesprächen und Briefen zu reden, bei »Dichtung und Wahrheit« der Fall ist; denn die abgeblasste Erinnerung konnte auch hier, wie es bei der Darstellung des Lebens nachweislich oft geschehen, leicht zu Umbildungen und Verwechslungen sich verirren, auch einzelnes der künstlerischen Verknüpfung wegen anders gestellt werden. Und doch übt die lebhafte Darstellung selbst auf strenge Forscher solche Gewalt, dass sie um so sicherer auf die ihnen längst vertraute Erzählung fussen, je mehr einzelne Proben von Goethe's zähem Gedächtnisse sich finden. Als ob es mit unserm Erinnerungsvermögen nicht so eigen bestellt wäre, dass es einzelnes mit staunenswerther Lebendigkeit und Frische festhält, während anderes, nicht selten Bedeutenderes, so ganz von der Woge der Zeit verschwemmt oder wenigstens so unklar geworden, dass verschiedenes in einander fliesst oder das Bild sich verschiebt.

Vor mehr als dreissig Jahren habe ich den damals auf Widerspruch stossenden, jetzt allgemein als richtig anerkannten Nachweis geliefert, dass »Dichtung und Wahrheit« ganz irrig die Entstehung von »Werther's Leiden« mit der nach Jerusalems Tod erhaltenen umständlichen Beschreibung desselben in nächste Verbindung bringt, ja behauptet: »In diesem Augenblick war der Plan zu »Werthern« gefunden; das Ganze schoss von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäss, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird«. Freilich berichtet er, dass er den Roman in Folge der äusserst schmerzlichen Spannung niedergeschrieben, in welche ihn das Unglück der an Brentano verheiratheten Tochter der Frau von Laroche versetzt, aber diese in den Anfang des Jahres 1774 fallende leidenschaftliche Bewegung rückt er unmittelbar an die Auf-

regung über den Wetzlarer Selbstmord, von dem er den genauesten Bericht im November 1772 durch Freund Kestner empfangen hatte. Jerusalem's Tod, sagt er, habe ihn aus dem Traum gerüttelt und weil er nicht blos mit Beschaulichkeit das betrachtet, was jenem und ihm selbst begegnet, sondern auch sein eigenes Leiden ihn aufgeregt, habe er seinem »Werther« die leidenschaftliche Gluth eingehaucht, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und Wirklichen zulasse. Dass er wirklich den Roman in das Jahr 1772 verlegt hat, ergibt das glücklich erhaltene, zu seiner Lebensbeschreibung aufgesetzte Schema. Unter dem Jahre 1771, also ein Jahr zu früh, wird hier des Wetzlarer Aufenthaltes, darauf des »Werther« und der Conception des »Götz« gedacht; die Aufzeichnungen von 1772 beginnen: *»Werther, Götz von Berlichinger«*. Nachdem des mit Merck übernommenen Selbstverlages des letztern gedacht ist, werden die »Zwo biblischen Fragen« und der »Brief an den Pastor« erwähnt. Unter dem folgenden Jahre heisst es: »Deutsche Baukunst, Brief des Pastors. Zwo biblische Fragen, gedruckt«. Wir wissen, dass der Bogen »Von deutscher Baukunst« bereits im November 1772 gedruckt war; die beiden andern Schriften erschienen in der hier angegebenen Folge am Anfange des nächsten Jahres. In »Dichtung und Wahrheit« werden alle drei in derselben Ordnung besprochen. Goethe erinnerte sich lebhaft, welchen Einfluss der leidenschaftliche Schmerz über das Unglück der armen Maximiliane Brentano auf die rasche Vollendung des »Werther« übte: aber seine Darstellung dieses Missverhältnisses entspricht nicht genau der Wahrheit; ganz übergeht er, wie er eine Woche nach der Ankunft der jungen Frau so sehr von Brentano beleidigt wurde, dass er dessen Haus nicht mehr betrat. Richtig ist auch, dass er den Roman in vier Wochen, in fast völliger Absonderung von aller Welt,

schrieb. Aber wie tief auch Jerusalem's Tod den Dichter traf, von Lebensüberdruss, der in »Dichtung und Wahrheit« eine solche Breite einnimmt, finden wir keine Spur, wenn ihn auch Lottens Verlust, den sein Herz noch nicht überwinden konnte, oft bitter aufregte. An eine dichterische Darstellung von Jerusalem's Tod dachte er gar nicht, dagegen vertraut er im September 1773 dem längst mit seiner Lotte nach Hannover übergesiedelten Kestner, dass er seine »Situation« in Wetzlar, seine Liebe zu Lotten, als *Schauspiel* »zum Trutz Gottes und der Menschen« bearbeite. Doch kam es dazu nicht; manche andere Pläne und Entwürfe, auch wohl Bedenken und die eigenthümlichen Schwierigkeiten, brachten ihn davon ab. Erst als er sich aus dem Hause der unglücklichen Brentano verbannt sah, ergriff ihn der Gedanke, Jerusalem's Selbstmord dichterisch mit Benutzung seines eigenen Wetzlarer Liebesverhältnisses darzustellen. Frau von Laroche, die er nur bei sich und im Kreise von Freunden sah, verliess am 31. Januar Frankfurt. Den folgenden Tag begann er seinen »Werther«. Er habe ihn, seit sie weg sei, wirklich angefangen, schrieb er der Freundin; denn nie habe er die Idee gehabt, aus dem Sujet ein einzelnes Ganze zu machen. Von Loeper's Vermuthung, er habe sich dazu seine aus Wetzlar an Merck geschriebenen Briefe geben lassen, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Eines solchen Hülfsmittels bedurfte er damals nicht. Dass die Briefe an Merck, in welchen er von Lotten mit Begeisterung sprach, sich nicht in dessen Nachlass gefunden, beweist nichts, da dieser so sehr versprengt war. Auf die weitere Geschichte der Entstehung des Romans brauchen wir hier nicht einzugehen; es hat sich ergeben, dass der Dichter den Einfluss des Schmerzes über das Unglück der jungen Brentano auf die rasche Vollendung des »Werther« in freilich abgeschwächter Erinnerung gehalten, er seinen damaligen

Zustand frei ausgeführt und die Dichtung widerrechtlich unmittelbar an die Aufregung geknüpft, in welche ihn die umständliche Beschreibung von Jerusalem's Selbstmord versetzt hatte.

Wenn eine solche Verschiebung und Abblassung der Erinnerung bei einer so tief in Goethe's eigenes Leben eingreifenden Dichtung möglich war, so ist ein ähnlicher Irrthum in Bezug auf die Entstehungszeit des seinen Ruhm begründenden »Götz« um so weniger auffallend. Im zehnten Buche von »Dichtung und Wahrheit« hören wir, der junge Goethe habe Herder, den er in Strassburg traf, sein Interesse an Götz und Faust verborgen, die sich ihm nach und nach zu poetischen Gestalten hätten ausbilden wollen; die Lebensbeschreibung des erstern habe seinen tiefsten Antheil erregt. Dass diese Angabe durchaus irrig sei, ergiebt sein Brief an Salzmann vom 28. November 1771; denn gegen diesen, mit allen seinen Plänen und Entwürfen innigst vertrauten ältern Freund äussert er sich in einer Weise, die nicht den geringsten Zweifel aufkommen lässt, dass er die eigene Lebensbeschreibung des Ritters erst nach seiner Rückkehr aus Strassburg kennen gelernt hatte. Eine ganz unerwartete Leidenschaft, schreibt er diesem, veranlasse ihn, sich an ihn zu wenden. Sein ganzer Genius liege jetzt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden: er dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und er hoffe den Freund nicht wenig zu vergnügen, da er ihm einen edlen Vorfahr im Leben darstelle. Den Götz nennt er nicht, wie er sich sein ganzes Leben scheute, den Gegenstand, den er eben dichterisch idealisirte, zu bezeichnen. Hätte Götz ihn schon in Strassburg beschäftigt, so musste Salzmann darum wissen, so dass er unmöglich in solcher Art davon reden konnte; man sieht, der Stoff, in dessen Bearbeitung er steckt, hat ihn ganz neuerdings

ergriffen. Damit stimmen die Angaben von Goethe's Mutter, die sich noch genau erinnerte, wie Wolfgang plötzlich auf den Stoff gekommen. Wenn Schröer meinte, dies gar vor Goethe's Abgang nach Strassburg setzen zu dürfen, so übersah er das entscheidende Zeugniss des Briefes an Salzmann. Im zwölften Buche von »Dichtung und Wahrheit« heisst es bei Gelegenheit der ersten Verbindung mit Darmstadt, wohin Goethe erst im März 1772 kam, »Götz« habe sich nach und nach in seinem Geiste zusammengebaut. Und doch steht es fest, dass er vom Entwurf desselben vor dem Ende des Jahres 1771 Abschriften an Salzmann und Herder sandte. Der Brief an Herder, mit welchem er das »Skizzo« seines »Götz« an Herder schickt, erwähnt einer »vor wenigen Tagen« im »Wandsbecker Boten« gelesenen Beurtheilung Herder's (in den Blättern vom 19. und 20. November), auch des »vor einiger Zeit« mit Merck zugebrachten reichen Abends. Merck war wegen der vom neuen Jahr an übernommenen »Frankfurter Anzeigen« nach Goethe's Vaterstadt gekommen. Dass dieser wegen seines Enthusiasmus und seines Genies Merck sehr gefallen, berichtet Caroline Flachsland am 30. December. Gegen Salzmann spricht Goethe schon am 3. Februar 1772 seinen Dank für die wohlwollende und einsichtige Beurtheilung des Entwurfs aus. Herder liess ihn unverantwortlich lange ohne jede Antwort; hierdurch verletzte er den Dichter, nicht dadurch, dass er sich »unfreundlich und hart« darüber äusserte, wie es in »Dichtung und Wahrheit« heisst; vielmehr schien ihm Herder's Brief, wie er diesem erwiedert, ein Trostschreiben, da er das Stück schon tiefer herabsetze als dieser. Auch hatte Herder sich gegen seine Braut höchst anerkennend über das Stück geäussert, was Goethe von dieser vernahm. Im Schema zu seiner Lebensbeschreibung setzt der Dichter die Conception des »Götz« richtig in das Jahr 1771, da-

gegen den Druck des Stückes ein Jahr zu früh. Was er im dreizehnten Buch über das Entstehen des »Götz« sagt, stimmt wenig zur Behauptung, schon in Strassburg habe ihm die dramatische Belebung der Lebensbeschreibung vorgeschwebt. Dass er etwa sechs Wochen an »Götz« gearbeitet, dürfte ziemlich das Richtige treffen. Am 28. November, wo er an Salzmann schreibt, muss schon ein bedeutender Theil des Stückes vollendet gewesen sein, jedenfalls die erste kleinere Hälfte, die beiden ersten Acte, da er ohnedies sich kaum entschlossen haben würde, dem fernen Freunde von seiner Arbeit Kunde zu geben. Dagegen trifft das, was »Dichtung und Wahrheit« über das Verhältniss der Bearbeitung zum ersten Entwurf sagt, keineswegs ganz zu, obgleich beide dem Dichter zur Vergleichung vorlagen. Auch dass Merck nach der mühevollen Umschrift des Stückes ihn von einer noch weiter zu machenden abgehalten und auf das ewige Arbeiten und Umarbeiten gespottet habe, ergibt sich als irrig; vielmehr ward er durch diesen, der vom 6. bis zum 11. Februar 1773 bei ihm zum Besuch in Frankfurt war, zum Entschlusse bestimmt, den ihn eben beschäftigenden »Mahomet« zur Seite zu legen und den »Götz« zum Drucke umzuarbeiten, den Merck selbst übernehmen wollte.

Wenden wir uns zu »Faust«. Schon oben hörten wir, dass »Götz« und »Faust« in »Dichtung und Wahrheit« als die am sorgfältigsten vor Herder verborgenen dramatischen Pläne bezeichnet werden. Die bedeutende Puppenspielfabel, heisst es, habe gar vieltönig in ihm wiedergeklungen: auch *er* habe sich in allem Wissen umhergetrieben und sei frühe genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden; auch *er* habe es im Leben auf allerlei Weise versucht und sei immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Aber wie hätte die Unbefriedigung am Wissen und Leben sich des Jünglings bemächtigen können, der erst wenige

Schritte in der Philosophie und den Wissenschaften gethan, der von frischem Lebensmuthe ganz erfüllt war, nachdem er sich eben von aller mystischen Trübseligkeit befreit hatte. Hat sich die in demselben Satze stehende Aeusserung über »Götz« als irrig erwiesen, so dürfen wir auch mit Fug der Verlegung des ersten Planes zu »Faust« in oder gar vor die Strassburger Zeit misstrauen. Wenn Riemer und Eckermann in der Quartausgabe, also nach Goethe's Tod, den ersten Theil des »Faust« in die Jahre von 1769 bis 1808 verlegen, so ist dies weniger zu verwundern, als dass sie die Bruchstücke des »ewigen Juden« 1769 bis 1775 entstehen lassen, da Goethe in einem spätern Briefe an Zelter sagt, er habe den »Faust« im zwanzigsten Jahre concipirt. Aber sie stützen sich in beiden Fällen auf die im März 1819 von Goethe selbst entworfene »Chronologie« seiner Werke, welche beide Dichtungen in die Jahre 1769 bis 1775 setzt, d. h. in die Zeit zwischen der Abreise von Leipzig und der Uebersiedelung nach Weimar. In den nach Goethe's Tod erschienenen Ausgaben sonderten die Herausgeber die Jahre mehr ab, und so kamen unter die Jahre 1773 und 1774 die »Fragmente des ewigen Juden« und »die ältesten Scenen des Faust« zu stehen. Eine sichere Gewähr bieten alle diese Zeitbestimmungen durchaus nicht; sie haben keine andere als die Gründe, auf die sie sich stützen, und diese beruhen keineswegs auf sicherer Ueberlieferung. Goethe selbst wusste nicht die Zeit des ersten Planes zum »Faust«. In dem Schema zu seiner Lebensbeschreibung wird dieser merkwürdig genug gar nicht erwähnt. Nicht einmal der Zeit erinnerte er sich genau, in welcher die ersten Scenen des wunderbaren Dramas glühend aus seiner Brust geflossen. So konnte es leicht geschehen, dass er, als er diejenigen Dichtungen anführen wollte, die er in Strassburg vor Herder verborgen, neben dem erweislich spätern »Götz« auch den »Faust« nannte.

Wenn er kurz vor seinem Tode brieflich äusserte, es seien über sechzig Jahre, dass die Conception desselben ihm jugendlich von vornherein klar vorgelegen, so kann darauf um so weniger Werth gelegt werden, als er im Jahre 1819 nur eine so ganz unbestimmte Angabe zu machen wusste, dass er unter »1769 bis 1775« den »Faust« erst nach »Werther«, »Götz«, »Clavigo«, »Stella«, »Erwin« und »Claudine« anführte. Da er einmal in »Dichtung und Wahrheit« des »Faust« schon in Strassburg gedacht hatte, so konnte er denselben auch gleich bei der ersten Anknüpfung mit Darmstadt nennen. Hier erzählt er von den dort gern gehörten Vorlesungen aus seinen fertigen oder angefangenen Arbeiten. *»Faust* war schon vorgerückt«, bemerkt er, *»Götz von Berlichingen* baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen«. Das ist so wenig wahr, dass »Götz« schon vollendet im ersten Entwurf vorlag und er aus diesem, nach den Briefen von Caroline Flachsland, in Darmstadt vorlas, wogegen von »Faust« damals niemand etwas weiss. Und doch soll dieser hier »schon vorgerückt« gewesen sein, was auf eine wirkliche Ausführung, nicht auf einen blossen Entwurf gehen muss. Freilich hat Scherer von einem ursprünglichen prosaischen »Faust« gesprochen; dürfte man einen solchen annehmen, so müsste Goethe desselben gerade hier ausdrücklich gedacht haben. An einer spätern Stelle ist von seiner »Absicht mit Faust« die Rede, welchen er dem Ende 1774 nach Frankfurt gekommenen H. L. Wagner mitgetheilt habe, besonders die Katastrophe mit Gretchen. Sonst hören wir von diesem erst wieder bei der im Mai 1775 unternommenen Schweizerreise. Damals will Goethe Klopstock am Karlsruher Hofe getroffen und ihm »die neuesten Scenen« des »Faust« mitgetheilt haben. Hier haben wir eine offenbare Verwechslung, da Klopstock damals längst wieder nach Hamburg zurückgekehrt war. Auf seiner Rückreise hatte er Goethe am 28. März besucht, wie er

auf der Hinreise Anfangs October 1774 mehrere Tage bei ihm gewesen war und sich auf der Weiterreise, wahrscheinlich bis Mannheim, seiner Begleitung erfreut hatte. Des Besuches auf der Rückreise gedenkt »Dichtung und Wahrheit« gar nicht, bei dem andern geschieht der Vorlesung des »Faust« keine Erwähnung. Wäre der Ausdruck »die neuesten Scenen« in aller Strenge zu nehmen, so müssten wir freilich annehmen, Goethe habe dem Dichter des »Messias« bei dem ersten Besuche die Anfangsscenen, bei dem zweiten die Fortsetzung vorgelesen; dass er aber dem auf der Rückreise einsprechenden Klopstock bei seiner damaligen starken Aufregung aus »Faust« vorgelesen, ist um so weniger anzunehmen, als höchst wahrscheinlich schon beim ersten Zusammentreffen der grösste Theil der alten Bruchstücke, auch die Tragödie mit Gretchen, vollendet vorlag, und das, was zwischen beiden Besuchen entstand, gerade nicht von grosser Bedeutung gewesen sein dürfte. Am 10. October kehrte Goethe auf dem Postwagen zurück. Den 15. besuchte ihn Boie, der gleichfalls den »Faust« hörte. Wenn dieser berichtet, er sei »fast fertig«, so müssen auch die Scenen mit Gretchen grösstentheils vollendet gewesen sein, wobei freilich die grade nicht wahrscheinliche Möglichkeit offen bleibt, dass in den letzten Tagen die Dichtung wesentlich gefördert worden. Aber die »neuesten« Scenen dürften ebenso wenig richtig sein, als dass Goethe Klopstock in Karlsruhe traf. Die älteste sichere Spur, dass der Dichter sich mit einem »Faust« getragen, liefern die Knittelverse, mit welchen Gotter auf Goethe's bei der Uebersendung seines »Götz« an ihn gerichteten gereimten Brief erwiderte; dort findet sich der Wunsch, er möge ihm den »Doktor Faust« schicken, sobald sein Kopf ihn ausgebraust habe. Nun hatten Goethe's Verse freilich des »Faust« gar nicht gedacht, aber immer bleibt es möglich,

dass prosaische Zeilen den Reimversen beilagen, oder Goethe schon früher an Gotter geschrieben hatte, so dass aus der Aeusserung keineswegs folgt, schon im Sommer 1772 habe Gotter zu Wetzlar von dem Plane eines »Faust« gehört. Als Schönborn gegen den 18. Oktober 1773 den Dichter besuchte, las dieser ihm die zwei Acte des »Prometheus«, von der Dichtung des »Faust« war damals noch keine Rede. »Prometheus«, »Faust« und der »ewige Jude« scheinen aus demselben Schwunge hervorgegangen, in welchen den jungen Dichter Spinoza versetzt hatte, aus dem er sich besonders herauslas, dass die Entwicklung des in uns liegenden Triebes, das Durchsetzen des Dranges unserer Natur Tugend sei. Freilich lag der Grundkeim dieser Anschauung tief in Goethe's Seele, aber in dem immer selbständiger und kräftiger sich entfaltenden Jüngling hatte sie durch die Einwirkung Spinoza's vollste Macht gewonnen. Faust sollte durch den Drang nach höchster unmittelbarer Erkenntniss zum Bunde mit dem Bösen getrieben werden, aber auch diesem gegenüber sich frei erhalten, ja zuletzt, da er nur immer seinem Drange folgt, nie dem faulen Genusse verfällt, sich von den Banden des Teufels ganz befreien. Die Angabe von »Dichtung und Wahrheit«, dass »Faust« schon in Strassburg Goethe vorgeschwebt, scheint nach allem so unglaublich, wie die gleichzeitige über »Götz« nachweislich irrig ist.

Einer unrichtigen Zeitbestimmung begegnen wir auch bei »Mahomet«, aber nicht erst in »Dichtung und Wahrheit«, sondern schon in dem derselben zu Grunde liegenden Schema, das unter dem Jahre 1774 nach der Rückreise von Düsseldorf (vielmehr von Ems, im August) aufführt: »Aperçu des Mahomet's. — Plan desselben«. Der Vorsatz, das Leben Mahomet's dramatisch darzustellen, soll nach »Dichtung und Wahrheit« aus dem durch die Beobachtung seiner Reisegefährten, Lavater und Basedow, in ihm an-

geregten Gedanken hervorgegangen sein, dass der vorzügliche Mensch freilich das Göttliche in ihm auch ausser sich verbreiten möchte, aber, da er sich der rohen Welt, auf die er wirken wolle, gleichstellen müsse, jenen hohen Vorzügen gar sehr vergebe, am Ende sich ihrer gänzlich begebe. Aber der zu »Mahomet« gehörende Zwiegesang zwischen Ali und Fatema erschien bereits im Herbst 1773 im Göttinger Musenalmanach auf das folgende Jahr; er hatte sich unter den Gedichten befunden, die Goethe im März durch Kestner an den Herausgeber gelangen lassen wollte, wenn nicht bereits Merck ihn mit dem daselbst abgedruckten »Wanderer« diesem übersandt hatte. Demnach fällt der Plan »Mahomet's« spätestens in den Anfang von 1773, höchst wahrscheinlich gehört er zu den »ansehnlicheren Stücken«, die er, wie er Weihnachten 1772 an Kestner schrieb, »in Grund gelegt« und über die er nun »studirte«. Aus der falschen Angabe Goethe's noch ein Residuum von Wahrheit mit von Loeper und von Biedermann zu retten, dürfte ein vergeblicher Versuch sein. Wenn Goethe in Betreff der Entstehungszeit des Stückes offenbar irrt, so erinnerte er sich dagegen noch lebhaft der mit vieler Liebe gedichteten Hymne, mit welcher Mahomet das Stück beginnen sollte, ohne aber der sechsten Sure des Korans, nach welcher er dieselbe frei gedichtet hatte, und seines eifrigen Studiums des Korans zu gedenken, aus dem er manches übersetzt hatte, auch die genannte Sure. Den Inhalt der ihm nicht mehr vorliegenden, erst nach seinem Tode aufgefundenen Hymne bezeichnet er im ganzen richtig, nur der Anfang und Schluss sind nicht genau wiedergegeben, wenn auch der von Strehlke angenommene Widerspruch auf Missverständniss beruht. Etwas Ungenügendes bleibt in der Hymne immer, da Mahomet die Erscheinungen unmittelbar hinter einander sieht, während in der Sure der Zeitraum von dem Einbruch der Nacht bis Sonnenunter-

gang angenommen wird; zuerst sieht Abraham die Gestirne (der Aufgang Gad's ist Zusatz des Dichters), nach ihrem Untergang den aufgehenden Mond, erst als auch dieser verschwunden, die Sonne. Sonderbar fällt es auf, dass Goethe, obgleich er sagt, Mahomet stimme die Hymne allein unter dem heitern Sternhimmel an, die Vermuthung äussert, er habe sich dabei den Anführer einer Karawane mit seiner Familie und den ganzen Stamm gedacht, was Schöll durch die Annahme mit einander in Einklang zu bringen sucht, diese Geisteserhebung Mahomet's sollte an einer spätern Stelle des Dramas, nachdem er die Bekehrung bei den Seinen bereits ausgebreitet, als Gesang des ganzen Stammes wiederholt werden. Dies ist aber eine gar seltsame Ausdeutung; viel annehmlicher dürfte die Vermuthung sein, die Worte »wie es auch damals schon die Absicht war« seien ohne Rücksicht auf das von der Hymne Bemerkte später zugesetzt worden. Mit der Hymne wurde auch ein unmittelbar daran sich anschliessendes Gespräch Mahomet's mit seiner Pflegemutter Halima bekannt, die den Nachts auf das Feld Gegangenen ängstlich aufgesucht hat. Er entdeckt dieser den ihm eben aufgegangenen Glauben an den unsichtbaren Schöpfer des Himmels und der Erde, wie Abraham in der angeführten Sure seinem Vater Aron erklärt, sein und seines Volkes Verehrung der Götzen sei ein offenbarer Irrthum. Halima hält Mahomet für schwachsinnig, und sie meint, es sei besser, sie bringe ihn seinen Verwandten zurück, als dass sie die Verantwortung schlimmer Folgen auf sich nehme. Hiermit stimmt es nicht, wenn es in »Dichtung und Wahrheit« heisst: »Nachdem sich also Mahomet selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu«. Mahomet's Frau scheint überhaupt nicht vorgekommen, an ihre Stelle die Pflegemutter getreten zu sein, die der Bekehrung unzu-

gänglich bleibt, während sein Schwiegersohn Ali und seine Tochter Fatema begeisterte Anhänger seiner Lehre werden, wie denn der im Göttinger Musenalmanach gedruckte Lobgesang auf Mahomet auf beide vertheilt ist. Inwiefern die weiteren schwachen Andeutungen über den Plan des Stückes in »Dichtung und Wahrheit« den ursprünglichen Entwurf richtig darstellen, bleibt sehr fraglich, nur die eigentliche Katastrophe dürfte kaum zu bezweifeln sein.

Die Angaben Goethe's über seine Auffassung des ewigen Juden (von der Entstehungszeit der »Fetzen« dieser wunderbaren Schöpfung, meldet »Dichtung und Wahrheit« nichts) stimmen nicht zu den erhaltenen Bruchstücken. Er sagt uns dort, der Sinn seines Ahasverus sei blos auf die Welt gerichtet gewesen, und er zählt ihn trotz des ihm verliehenen Hans-Sachsischen Geistes und Humors zu den »hartverständigen Menschen«; dagegen heisst es gleich im ersten Bruchstücke, er sei wegen seiner Herzensfrömmigkeit wohl bekannt, »halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist« gewesen, habe viel auf Kreuz und Qual gehalten, mit seines Gleichen täglich Wunder und Zeichen verlangt und über den Verfall der Kirche gejammert, von der er sich zurückgezogen, um mit seinem Häuflein Geists- und Liebesflammen zu theilen. Wenn es weiter in »Dichtung und Wahrheit« heisst: »Der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluss waren geschrieben«, so möchten wir das Letztere bezweifeln, da unter den erhaltenen Bruchstücken keines sich befindet, das den Schluss bilden könnte; diesen sollte die Erzählung bilden, wie Christus, als er zurückkommt, um die Früchte seiner Lehre anzuschauen, Gefahr läuft, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden, wo er denn sich entfernt, um erst beim jüngsten Tag in seiner Herrlichkeit wieder zu erscheinen; bis dahin muss der ewige Jude noch weiter wandern.

Wie wenig zuverlässig Goethe's eigene Angaben über seine Werke in »Dichtung und Wahrheit« sind, liegt hiernach offen vor. Dies sollte uns warnen, auch bei andern Werken zu viel auf seine Aeusserungen zu geben, freilich ohne das Mass besonnenen Zweifels zu überschreiten. Bei anderer Gelegenheit denke ich hierauf zurückzukommen, nur möchte ich schliesslich mein Herz noch erleichtern durch das Geständniss meines Unglaubens an die Deutungen des »Jahrmarktsfestes«, welche Wilmanns und Scherer versucht haben. Sie beruhen wesentlich auf der Aeusserung in »Dichtung und Wahrheit«, dieses sei ein belebtes Sinngedicht oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme, alle dort auftretende »Masken« wirkliche Personen ihrer Gesellschaft oder wenigstens derselben verbunden und einigermassen bekannt gewesen. Hier gilt es Goethe'n zu Liebe Goethe nicht zu glauben, ein beherztes *ἀπιστεῖν*.





4. Goethe's Belinde.

von

Wilhelm Wilmanns.



Vor längerer Zeit führte mir der Zufall ein Büchlein in die Hand, das unter dem Titel »la morale du monde ou conversations« 1686 in Amsterdam erschienen ist. Es sind zwei Bändchen, die in verschiedenen Kapiteln mannigfache Erscheinungen und Verhältnisse des sittlichen Lebens behandeln: Hoffnung, Neid, Faulheit, Macht der Gewohnheit, Zorn, Ungewissheit, Hass u. s. w. Der unverkennbare Zusammenhang, den solche moral-philosophische Abhandlungen mit dem Aufschwung der schönen Litteratur haben, machte mir das Buch interessant; diese Reflexionen und Charaktergemälde können gleichsam als Studien angesehen werden, durch welche die Kunst zu höheren Leistungen sich vorbereitet. Wenigstens die deutsche Kunst hat erst durch fortgesetzte Uebung an der Darstellung des Allgemeinen und Typischen die Fähigkeit zu individueller Gestaltung gewonnen.

Der Verfasser der morale du monde hat seinen Namen nur durch einzelne Buchstaben angedeutet: »M. de S. D. R.« d. h. Madeleine de Scudery, »die wegen Tugend, hohen Verstandes, vieler Sprachen Wissenschaft in der Welt so berühmte und auch dem Herkommen nach, von einem fürnehmen Edlen Haus entsprossene»[1] Schriftstellerin aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., die Sappho des 17. Jahrhunderts, an die der Bischof Mascaron einst schrieb, ihre Schriften nähmen in seinen Hofpredigten oft den Platz neben dem hl. Augustin und Bernhard ein.

In dem vorliegenden Werke interessirte mich besonders die letzte Abhandlung, über die Freundschaft. Sie erinnerte mich an Goethe; es schien mir, als müsse der Dichter sie gekannt haben; ich vermuthete, dass sie sogar nicht unwichtig für sein Leben geworden sei.

In dem letzten Theil von Dichtung und Wahrheit bildet den Mittelpunkt das Verhältniss des Dichters zu Lili Schönemann. Ohne ihren Namen zu nennen führt er sie zuerst ein, wie er sie im Hause ihrer Mutter gelegentlich eines kleinen Concertes kennen gelernt habe. Zahlreiche Gesellschaft war schon versammelt, als der Dichter eintrat. Ein Flügel stand in der Mitte des Saales, an den sich die einzige Tochter des Hauses sogleich niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Goethe erzählt dann, wie er am andern Ende des Flügels stand, um ihre Gestalt und ihr Wesen nahe genug bemerken zu können, wie er sie nach dem Spiel begrüsste, Gelegenheit fand ihr etwas Verbindliches zu sagen u. s. w. Es ist das die hübsche Scene, die er in Stella und in anderer Weise in Claudine von Villa Bella künstlerisch verwendet hat[2].

---

[1] So bezeichnet sie Wagenseil, de civit. Norinberg. p. 452 f.

[2] Scherer, Deutsche Rundschau 1876. No. 1, S. 75. Wilmanns, Im neuen Reich 1878. I. S. 499.

Wir können nicht wissen, ob Goethe grade auf diese Weise die erste Bekanntschaft des Mädchens machte; der Umstand, dass die Scene in Dichtung und Wahrheit steht, berechtigt nicht es zu behaupten. Jedenfalls ist sie von hoher Wirkung. Lili erscheint uns gleich in der Umgebung, in welcher ihre Gestalt, wie sie der Dichter erfasst hat, sich aufs vortheilhafteste ausnimmt; die grosse Gesellschaft ist der günstigste Hintergrund für die Erscheinung dieser eleganten Salondame; unsere Aufmerksamkeit concentrirt sich auf die einzige Tochter des Hauses, unsere Spannung wird durch die sparsame Verschwiegenheit des Dichters gesteigert; selbst den Namen enthält er uns vor. — In ihrer berechneten Eigenthümlichkeit empfinden wir diese Scene so recht, wenn wir an das Pfarrhaus in Sesenheim zurückdenken, wie da Friederike zuerst vor uns tritt, den Hut in der Hand, im knappen Mieder und kurzen weissen Röckchen, das die nettesten Füsse sichtbar werden lässt. Gleich die einleitenden Scenen versetzen den Leser in die empfänglichste Stimmung.

Als Goethe sich an jenem Abend von Mutter und Tochter verabschiedet, lud man ihn freundlich ein, seinen Besuch zu wiederholen. Aber der Dichter lässt zunächst den Faden der Erzählung fallen, um ihn erst am Anfang des siebzehnten Buches wieder aufzunehmen. Er macht uns jetzt mit den Verhältnissen und dem Wesen des Mädchens, wie es sich in traulicherem Verkehr ihm erschlossen hatte, bekannt. Zwar von ihrer Familie spricht er auch hier nur wenig; des verstorbenen Vaters gedenkt er gar nicht, Brüder und Verwandte werden erwähnt, aber zunächst nur im flüchtigen Vorübergehen, selbst die Mutter tritt wenig hervor. Der Dichter erzählt uns von Lili, wie sie im Genuss aller geselligen und weltlichen Vergnügungen aufgewachsen sei, er nennt sie schön, liebenswürdig, gebildet; gedenkt besonders ihres glänzenden Auftretens in grösserer

Gesellschaft und der freundlichen Gewandtheit, mit der sie sich unter den Vielen, die ihr mit hoffender Artigkeit naheten, zu bewegen wusste. »Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur, möcht' ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, dass sie sich lebhafter zu äussern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr dieser oder jener entgegenkam, zu vermannichfaltigen Ursache fand, genug, ich konnte mir nicht leugnen, dass diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, dass ich aber doch um Vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen«. Beachtenswerth ist der Anfang dieses Abschnittes, die Angabe Goethe's, er sei nur gewohnt gewesen, Lili im einfachen selten gewechselten Hauskleide zu sehen; sie befremdet einigermassen, sie steht, wenigstens für unsere Empfindung in leisem Widerspruch zu der Art, wie sie zuerst eingeführt ist. Sollte das vielleicht darauf hindeuten, dass eben jenes Concert doch nicht die erste Gelegenheit war, bei der Goethe das Mädchen sah? dass künstlerische Absichten die Darstellung leiteten, ähnlich wie das bekanntlich [1] in dem Abschnitt über Sesenheim geschehen ist? vielleicht, dass Lili ihm an jenem Concertabend zum ersten mal als Jungfrau erschien, dass er als den Anfang ihrer Bekanntschaft nicht den Tag der ersten Begegnung nahm, sondern den Abend, an dem er zuerst

[1] Das ist oft bemerkt, am feinsinnigsten entwickelt in H. Grimm's Vorlesungen.

»eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte.« Doch das nebenbei.

Wenn ich nun darauf aufmerksam mache, dass wir einem ähnlichen Bilde, wie es Goethe in den angeführten Zügen von Lili entworfen hat, auch in einer Erzählung der Scudery begegnen, so will das freilich nicht viel besagen. Wir finden hier auch ein Mädchen, die wie Lili eingeführt wird als grosse Schönheit, als geistvoll und gediegen, als sehr vermögend und umschwärmt von vielen Anbetern; auch ihr steht nur eine Mutter zur Seite, die ebenso im Hintergrunde bleibt, wie Frau Schönemann: aber wenn diese Züge, so neben einander gestellt auch hinreichen, um bei der einen Gestalt die Erinnerung an die andere zu wecken, so wird doch niemand behaupten wollen, dass sie auf innern Zusammenhang weisen. Bedeutender ist es schon, wenn Goethe seine Lili gestehen lässt, dass sie eine gewisse Gabe Liebhaber anzuziehen und wieder fahren zu lassen an sich bemerkt habe, und wenn diese selbe Geschicklichkeit Herzen zu fangen und das eigne zu bewahren an der Französin als sonderliche Tugend gerühmt wird. Was aber einen factischen Zusammenhang sehr wahrscheinlich macht, so dass mir kaum ein Zweifel bleibt, ist nicht dies, sondern dass zu der Uebereinstimmung in den äussern Verhältnissen und im Charakter die Uebereinstimmung des Namens kommt.

In der ersten Zeit des Verkehrs richtete Goethe an Lili das reizende Gedicht: »Warum ziehst Du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht!« Er nahm diese Verse, in denen er der Süssigkeit der Liebe und zugleich dem Widerwillen gegen die Geselligkeit, in die sie ihn zwang, Ausdruck gibt, in Dichtung und Wahrheit auf, weil sie hier, in der Erzählung seiner Liebe, ihm besonders nachdrücklich erschienen. In Jacobi's Iris, wo das Gedicht zuerst veröffentlicht wurde, trägt es die Ueber-

schrift »An Belinden«. Denselben Namen führt Lili in dem kleinen Gedichte, mit dem Goethe ihr Erwin und Elmire widmete:

> Den kleinen Strauss, den ich dir binde,
> Pflückt ich aus diesem Herzen hier.
> Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
> Der kleine Strauss, er ist von mir.

Belinde aber heisst auch die Heldin in der Erzählung der Scudery. »Belinde, hebt sie an, war ein Mädchen von grosser Schönheit, reizend in der Unterhaltung und wohlgebildet, von edler Geburt und ausgestattet mit einem sehr beträchtlichen Vermögen; sie war der Gegenstand der Wünsche aller jungen Leute, die in der Lage waren, ein Auge auf sie werfen zu dürfen. Ihren Vater hatte sie sehr frühe verloren, und ihre Mutter, die sie mit grenzenloser Zärtlichkeit liebte, liess ihr die Wahl eines Gatten frei, wofern er nur von gleichem Stande war und es verdiente. Auf Geld sah sie nicht, da ihre Tochter genug hatte. Belinde, die von Natur ein zärtliches Herz hatte, liess sich gerne umwerben, und bildete sich ein, dass derjenige, welcher die meiste Leidenschaft und Anhänglichkeit an den Tag lege, sie am glücklichsten machen würde. Deshalb beobachtete sie alle, die ihr den Hof machten, schon seit einem halben Jahre, und *ohne selbst ihr Herz der Liebe zu widmen,* entschloss sie sich Cleonte zu heirathen«.

Die äussern Verhältnisse, in denen Goethe seine Lili kennen lernte, ihr Auftreten, ihr Benehmen waren ähnlich genug, um zu einer Vergleichung herauszufordern und den Namen der Belinde auf sie zu übertragen. Wie das Pfarrhaus in Sesenheim in Goethe die Erinnerung an den Pfarrer von Wakefield weckte, so trat Lili's glänzender Erscheinung die Belinde der Frl. Scudery zur Seite; wie

so oft verschmolz die künstlerische Phantasie die Gestalten des Lebens und der Lectüre. Wenn auch Goethe in Dichtung und Wahrheit den Leser nicht auf die weniger bekannte französische Erzählung verwies, so ist doch kaum zu bezweifeln, dass *er* sich ihrer wohl erinnerte, als er seine Erlebnisse mit Lili erzählte.

Denn diese Erzählung hatte Bedeutung für ihn gehabt; sie hatte, wenn ich mich nicht täusche, den Gegenstand interessanter Erörterungen für die jungen Leute abgegeben. »Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Lili wieder aufnehme«, heisst es zu Anfang des siebzehnten Buches, »so habe ich mich zu erinnern, dass ich die angenehmsten Stunden theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniss des menschlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in diesem Sinne waren unsere Gespräche *sittlich interessant* auf jede Weise. — Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschliessen? Es währte daher nicht lange, dass Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht leugnen, dass sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, dass sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden. Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, dass sie mich dadurch aufs Allerstrengste sich zu eigen machte«.

Also ein Thema sittlicher Art war gegeben, man verlangte das Urtheil des herzenskundigen Dichters, man discutirte, die allgemeine Unterhaltung führte zur Be-

sprechung der besonderen Verhältnisse, zur Enthüllung des Herzens, zum Geständniss der Liebe.

Soll man es für Zufall halten, wenn grade Belinden's Geschichte für solche sittliche Unterhaltung, für solche Enthüllungen des Herzens den geeignetsten Stoff gab? Es handelt sich da um die Probleme einer glücklichen Ehe, einer dauernden Freundschaft, einer unvergänglichen Liebe; alle verschiedenen Formen des Verkehrs, die zwischen einem tugendhaften Frauenzimmer und den Männern möglich sind, werden durch Beispiel und Lehre erörtert; das Leben der Heldin ist ganz systematisch zurecht gemacht, um die verschiedenen Fälle zur Anschauung zu bringen. Mit Cleonte versucht sie die Freuden und Leiden der Ehe, mit Persandre die Genüsse intimer Freundschaft, mit Poliante den leichtern geselligen Verkehr: alles kostet sie durch, ohne sich selbst zu verlieren. Welch reizendes Thema für ein junges Mädchen, das grade wie die Heldin selbst sich plötzlich von vielen Liebhabern umgeben sah; wie anziehend es mit dem herzenskundigen Verfasser des Werther durchzusprechen! Ja es wäre nicht zu verwundern, wenn das junge Fräulein, verlockt durch die Gunst der Verhältnisse und betroffen durch die Aehnlichkeit zwischen ihrer und Belinden's Lage, auf den Einfall gekommen wäre, die Romanheldin zu copieren und nach ihrem Muster in der Coquetterie sich zu üben. Goethe's Bemerkung, dass Lili's Geständnisse aus einer so reinen kindhaften Natur hervorgingen, dass sie ihn dadurch aufs allerengste sich zu eigen machte, entsprechen dieser Auffassung wohl.

Frl. de Scudery hat ihre Erzählung ohne Zweifel in bester Absicht geschrieben. Belinden's Charakter soll ein Beispiel, ihre Geschichte eine Warnung sein für junge Mädchen, und junge Mädchen mochten auch damit zufrieden sein; ihnen mochte es entgehen, wie sehr in diesem

Tugendspiegel aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. die menschliche Natur verzerrt sei. Dem Zögling Rousseau's konnte es keinen Augenblick verborgen bleiben.

Belinde zeichnet sich dadurch aus, dass sie schweres Unglück erfährt, ohne unglücklich zu werden. Nach einander wird sie betroffen durch die Untreue des Gatten, die Unzuverlässigkeit einer Freundin, den Undank eines Bekannten; aber es ficht sie wenig an. Sie spielt gewagtes Spiel, aber ohne Gefahr, da sie nichts einsetzt; sie behauptet ihren Gleichmuth, da ihr die Fähigkeit fehlt die Schwere des Schicksals zu empfinden. Freilich dichtet ihr die Erzählung ein Herz an, sogar ein zärtliches; aber ihre zärtliche Empfindung ist, genau genommen, nur neugieriger Egoismus, ihr Gewissen nur Rücksicht auf die Convenienz. Sie fühlt es als einen Vorzug, dass sie selbst von Liebe frei, dem verliebten Cleonte die Hand reicht, und ihre Freundinnen rühmen sie darum, dass sie wieder ihr Herz behütet habe. Sie darf über den Tod ihres Gatten weniger traurig sein, weil dieser Tod ehrenvoll war; Cleonte fiel im Kriege. »Aber«, heisst es, »da Belinde sehr wohl erzogen (sage) und sehr tugendhaft war, so verzichtete sie doch nicht auf eine Trauer, wie sie Tugend und Anstand verlangten (une douleur de vertu et d'honnesteté), einen Schmerz von geringer Heftigkeit, welchen die Zeit bald tröstete (146)«. — Als sie glaubt, dass Persandre ihrer Freundschaft nicht würdig sei, verstösst sie ihn, verständig überlegend und zufrieden, wenn nur der Skandal vermieden wird. »Es trifft sich glücklich«, sagt sie zu dem gefallenen Günstling, »dass ich grade auf drei Monat fünfzig Meilen weit verreisen will; schreiben Sie mir nicht und sehen Sie mich nicht wieder. Bei meiner Rückkehr werde ich einen schicklichen Anlass unseres Bruches erfinden und im Publicum verbreiten. Denn kurz, ich will in Zukunft von besonderen Freunden

nichts mehr wissen, sondern höchstens von Connaissancen; und sollte ich noch einmal so thöricht sein einen Freund haben zu wollen: Sie können es nicht mehr sein; das bin ich der gesunden Vernunft und meinem Ruhm schuldig« (je dois cette conduite à la droite raison et à ma propre gloire) [186]. Als sie sich endlich von Poliante getäuscht und verlassen sieht, dem sie zur Gunst bei Hofe verholfen hat, gewährt es ihr Trost und Genugthuung, dass es auch dem bald wieder schlecht geht. — So Frau Belinde, die doch mit allem Ernst als ein höchst tugendhaftes Frauenzimmer hingestellt wird.

Welchen Eindruck musste auf Goethe diese steife Reifrocksmoral, diese öde Leidenschaftslosigkeit altjüngferlicher Gesinnung machen! wie musste sie ihn zum Widerspruch reizen, mit welcher Wärme wird er für die Rechte des Herzens und der wahren Herzensempfindung gegen diese kalten Larven eingetreten sein. Wir haben nicht unglaubwürdige Mittheilungen, nach denen Lili noch in späteren Jahren Goethe als den Schöpfer ihrer moralischen Existenz verehrte: wenn er das junge Mädchen aus den Anschauungen dieser oberflächlichen Morale du monde befreite, hatte sie wohl Grund dazu.

Wenn nun auf diese Weise das Hin- und Widerreden, welches die französische Erzählung hervorrief, zu den wichtigsten Folgen führte, so scheint die Annahme unabweisbar, dass solche Erörterungen auch in der gleichzeitigen Dichtung Goethe's ihre Spuren zurück gelassen haben. Man müsste das annehmen, selbst wenn man sie nirgends mit Sicherheit nachweisen könnte. Denn wie ein Strom in seinem Bette die Wasser vereint, welche zahlreiche Bäche und Flüsse ihm zuführen, und es doch unmöglich ist von dem einzelnen Tropfen zu sagen, woher er gekommen sei, so haben auch die Werke dieses Dichters die Bäche und Zuflüsse des Lebens in sich auf-

genommen; aber die Elemente sind so zahlreich und mischen sich so wundersam, dass es oft unmöglich ist, ihren Ursprung sicher zu erkennen. Jedoch einiges lässt sich auch hier wohl wahrnehmen, und jedenfalls scheint es nicht aussichtslos, wenn wir eine Hauptdichtung dieser Zeit, die Stella, unter diesem Gesichtspunkt betrachten.

Goethe's Stella erscheint als Gegenstück zur Belinde des Frl. de Scudery. In beiden Dichtungen handelt es sich um das Wesen der Liebe und Freundschaft, um ihren Werth und ihr Verhältniss. Die Erzählung der Scudery schliesst mit kalter Negation: Verwahret euer Herz, denn Liebe und Freundschaft sind eitel; sie gewähren kein Glück und haben keinen Bestand; bei ihr gilt Berechnung und selbstische Zurückhaltung; darin allein ist Heil und Zufriedenheit zu finden. Goethe kennt ein Glück anderer Art. »Der kalte Sinn«, antwortet er, »löset den Knoten nicht«. Liebe und Freundschaft siegen über alle Hindernisse, aber sie können nur da gedeihen und stark werden, wo sie Nahrung empfangen aus dem Born wahrer, hingebender Empfindung.

Diese Beziehungen des Gegensatzes treten scharf hervor, wenn wir den Hauptpersonen in Goethe's Stella die entsprechenden Figuren der französischen Erzählung zur Seite stellen. Je ähnlicher die äusseren Verhältnisse zunächst sind, um so bedeutender erscheint die Wirksamkeit des innern Gegensatzes, welcher die Verhältnisse eigenthümlich gestaltet.

Zunächst Belinde und Goethe's Cecilie oder Frau Sommer.

Belinde heirathet, weil es ihre Verhältnisse so mit sich bringen. Selbst ohne Liebe reicht sie die Hand einem Manne, den sie als den eifrigsten Liebhaber kannte. Anfangs geht alles gut; ihre Leidenschaftslosigkeit reizt

Cleontens Gluth; aber je mehr sie selbst an seinem Feuer erwarmt, um so mehr lässt Cleonte nach; es kommen Verdriesslichkeiten, Auseinandersetzungen, Belinde sieht sich vernachlässigt, sie muss Cleontens Liebe mit einer andern theilen, sie macht, wenn wir der Erzählung glauben sollen, den bittersten Schmerz durch, den nur wer ihn empfunden, beurtheilen kann (167). — Das ist auch das Schicksal der Cecilie; auch sie war reich wie Belinde, hatte viele Anbeter die sich beeiferten, ihr zu dienen; auch sie fasst den Entschluss zu heirathen mehr aus allgemeinen Erwägungen der Zweckmässigkeit als aus Liebe. »Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiss nicht, was die Männer an mich fesselte; eine grosse Anzahl wünschte mir gefällig zu sein. Für wenige fühlte ich Freundschaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte mein Leben zubringen zu können. Und so vergingen die glücklichen Tage der rosenfarbenen Zerstreuungen, wo so ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer ins Leben sah, und alle Freud und Leid ahndete, die des Menschen warten, da wünscht ich mir einen Gatten, dessen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschützer, mir statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verliess«. (Der junge Goethe 3, 658.) — Sie lernt Fernando kennen, setzt ihre Hoffnung auf ihn, ihr Herz erschliesst sich der Liebe, es kommt die Zeit des höchsten Glückes; »die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bisschen Unmuth, ein bisschen Langweile uns peinigen, als dass es wirklich Uebel wären«. Aber bald stellten sich wirkliche Uebel ein. Zwar zweifelte Cecilie nicht, dass Fernando sie immer geliebt habe, immer. »Aber«, fügt sie hinzu, »er

brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt — Er verliess mich. Das Gefühl meines Elends hatte keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde!» — Selbst der Verlust des Vermögens, den Belinde erfährt, trifft auch Cecilien; freilich in höherm Masse, und nur mittelbar durch die Schuld des Gatten. — Die Charaktere im Drama und in der Erzählung sind nicht gleich: Fernando ist weicher und edler als Cleonte, Cecilie frei von Coquetterie, wahrer, empfindender; aber die Aehnlichkeit der Verhältnisse ist nicht zu verkennen; die ganze Stelle wo Cecilie ihre Geschichte erzählt, erscheint als eine schönere tiefer empfundene Ausführung dessen, was wir bei der Scudery lesen. Es sind nur die Aenderungen vorgenommen, welche die Charaktere und die weitere Entwicklung der Handlung bedingten.

Cecilie liebt auch den treulosen Gatten noch; sie widmet ihm ihre Freundschaft, als ihre Liebe keine Stätte mehr findet. »Fernando, ich fühle, dass meine Liebe zu dir nicht eigennützig ist, nicht die Leidenschaft einer Liebhaberin, die Alles dahin gäbe den erflehten Gegenstand zu besitzen. Fernando! Mein Herz ist warm und voll für dich; es ist das Gefühl einer Gattin, die aus Liebe selbst ihre Liebe hinzugeben vermag. Du sollst glücklich sein! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein, du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgiessen«. Dieser Weg, dieser Uebergang von der Liebe zur Freundschaft, auf dem Goethe den versöhnlichen Schluss seines Schauspiels für Liebende fand, ist den Personen in der Erzählung der Scudery verschlossen; aber ausser ihrem Gesichtskreise liegt er nicht.

Persandre hält es für möglich, dass die stürmische Liebe, cette amour pleine de transports, die er die Kindheit der Liebe nennt, sich allmählich dem Verstand, der Tugend, der Gewohnheit unterwerfen und eine weise und gemässigte Neigung werden kann, ohne aufzuhören Liebe zu sein (164). Hermilie bezeichnet es als das einzige was man von einem Gatten, der aus Liebe Gatte geworden ist, erwarten kann, dass seine Achtung wächst, dass an Stelle der Liebe eine zarte Freundschaft tritt (159). Und Belinden's Freunde sehen wie Cecilie das Wesen der Freundschaft darin, dass sie ohne Interesse (170) nichts verlangt als hingebendes Vertrauen (175).

Der resignirenden freundschaftlichen Liebe Cecilien's stellt Goethe in Stella die wahre, das ganze Herz erfüllende Liebesleidenschaft gegenüber, diese Gluth die nie erkaltet, dies Feuer das nie erlischt. Es ist eine vortreffliche Scene, in welcher die beiden Frauen, ohne noch zu ahnen, dass sie denselben Mann ihr eigen nennen, einander begegnen und ihre Empfindungen enthüllen. Hier wird schon der Grund für die spätere Lösung gewonnen. Stella's Liebe siegt über den rechtlichen Anspruch Cecilien's.

Von einer solchen Liebe kann natürlich Belinde nichts wissen, davon wusste auch Frl. de Scudery nichts. Und doch finden sich auch hier Vergleichungspunkte. Stella und Belinde, beide sind darauf hingewiesen, Ersatz für die verlorne Liebe zu suchen. »Liebe«, sagt Stella zu Cecilien, »ich habe alles gethan, ich hab mir Federvieh und Reh und Hunde angeschafft; ich lehre kleine Mädchen stricken und knöpfen, nur um nicht allein zu sein, nur um was ausser mir zu sehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint. Wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet,

und ich mich thätig munter fühle zu den Geschäften des Tages, dann ist mir's wohl, dann treib ich eine zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden. *Madame Sommer.* Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglückliche liebende Herzen. *Stella.* Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr. — Verlorne Liebe, wo ist da Ersatz für«? (641). Vortrefflich ist hier die Zwischenbemerkung Ceciliens. Wenn die Empfindung entscheiden soll, so begiebt sie sich mit diesen Worten ihres Anspruchs gegenüber Stella.

Also indem sie sich mit zahmem Gethier umgibt, mit Vögeln, Hunden, Rehen; indem sie gute Werke thut, Kinder unterweist und erzieht; im Verkehr mit der Gottesnatur sucht Stella Trost. Alle tragen ihr Liebe entgegen: »Es gibt so kein Herz auf der Welt mehr«, sagt die Postmeisterin; »man kann sie nicht sehen, ohne sie zu lieben«. — So auch Belinde; sie freut sich an guten Werken, sie meidet grosse Gesellschaft, lustwandelt in der freien Natur, hält allerlei Vögel und niedliche zahme Thiere, und war eine Lust für Alle die sie sahen. Ein paar Unterschiede sind charakteristisch für die Zeitalter: Belinde treibt schöne Lectüre, Stella's gute Werke richten sich auf Kindererziehung; die Freude an der Natur, die bei Belinde nur oberflächlich angedeutet ist, tritt bei Goethe stark hervor. Der wesentlichste Unterschied aber ist in den Charakteren gegeben. Stella sucht Entschädigung, aber sie bleibt unglücklich. »Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich sein kann, und dabei so freundlich, so gut« (624): Belinde findet Ersatz und vermag selbst eine scherzhafte Satire über die Schwächen des menschlichen Herzens zu schreiben. Und doch

klingt es zum Schluss wie eine Ahnung wahren Gefühles, wenn sie gesteht, dass trotz aller Achtung, die man ihr entgegen trägt, ihr Herz nicht mehr dieselbe süsse Lust empfindet, wie ehedem, da sie andere mehr liebte, als sie geliebt war.

Endlich Fernando, der treulos-schwache, der über der jugendlich-schönen lebhaft-empfindenden Stella die sanfte Hingabe der stillsorgenden Gattin vergisst, und mit Entsetzen fühlt, dass er die doppelten Eide nicht halten kann; er vergleicht sich mit Persandre. Nachdem Belinde den Verlust des Gatten verschmerzt hat, beschliesst sie ein Freundschaftsbündniss mit Persandre. Die Freunde warnen: »Glaube mir«, sagt Alcionide, »begnüge dich vorläufig mit Bekanntschaften, hüte dich wenigstens vor einem ersten Freunde (premier ami), denn diese Wahl ist, zumal für eine Frau, fast ebenso schwer, wie für den König die Wahl eines Premier-Ministers. Warte, bis du mehr Welterfahrung hast; ein alter Freund würde dir keinen Genuss bereiten, ein junger würde bald als Liebhaber gelten, vielleicht es auch werden« (148). Belinde hört nicht; die Befürchtungen der Freundin erfüllen sich an ihr. Es dauert nicht lange, so bezeichnet man öffentlich Persandre als ihren Liebhaber, dieser fühlt selbst, dass er es wird. Aber dadurch kommt er in einen Conflict mit sich selbst. Eine andere Frau hat ältere Rechte auf ihn, er sieht sein Herz getheilt zwischen Freundschaft und Liebe. Als Belinde die Wahrheit entdeckt, sieht sie nicht ein, warum zwei ihrem Wesen nach so verschiedene Verhältnisse nicht neben einander sollen bestehen können. Aber Persandre ist der Aufgabe nicht gewachsen, die Freundschaft in seinem Herzen wurde stärker als die Liebe. »Die Laune des Schicksals« sagt er p. 185 »wollte es, dass die Freundschaft zu dir mir die Empfänglichkeit für die Liebe gegen sie zum grössten Theile entzog«; er muss gestehen, dass er

ein schlechter Freund und ein schlechter Liebhaber ist (p. 183). Um sich dem Ungemach zu entziehen, entweicht er nach Italien. Er schreibt noch einmal an beide Frauen, an Clariste so trocken, dass von dem Hauch der Liebe nichts zu merken war, während in dem rührenden Brief an Belinde die Freundschaft sich aussprach wie die rücksichtsvollste zärtliche Liebe (187). Man sieht, das Problem, Freundschaft und Liebe zu verbinden, ist hier gegeben. Goethe unterfing sich, dasselbe zu lösen, und selbst unter schwierigeren Verhältnissen. Er hat die Bande, welche den einen Mann an zwei Frauen fesseln, enger gezogen, die Verhältnisse, in die Persandre getreten ist, zu ihrer äussersten Entwickelung und Verwickelung geführt.

Ich habe die Züge die sich in Belinde und Stella vergleichen lassen, einander gegenübergestellt; bin aber weit davon entfernt zu behaupten, dass alles was sich vergleichen lässt, durch das französische Büchlein angeregt sei. Wer das thäte, würde alles was wir von der Geschichte der Goethe'schen Stella wissen, in Abrede stellen. Von vielen Seiten floss der Stoff zu diesem Drama zusammen; wir wissen, dass Swift's unglückliches Verhältniss zu Stella und Vanessa in Betracht zu ziehen ist, der Name Stella deutet darauf hin. Wir wissen ferner dass Goethe bedeutende Anregung fand in dem Leben seines Freundes Jacobi. Endlich ist unverkennbar und überzeugend nachgewiesen, dass es doch wesentlich das selbsterlebte war, was poetischen Ausdruck suchte.

Für Stella scheint von besonderer Bedeutung sein Verhältniss zu Lili und das ältere zu jenem Fräulein Münch, das ihm ein seltsamer Zufall beim Mariagespiel zu wiederholten Malen als Frau zugewiesen hatte. Die Darstellung in Dichtung und Wahrheit stellt diese beiden Charaktere in ähnlichen Gegensatz, wie Cecilie und Stella. Stella hat

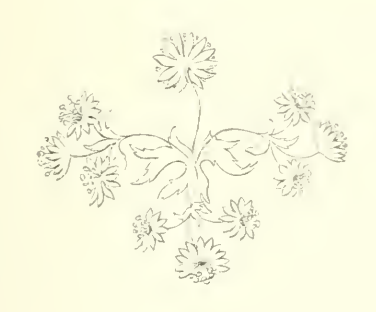
unverkennbare Züge von Lili angenommen, die Münch bezeichnet Goethe als die mässige, liebe, verständige, schöne, tüchtige, sich immer gleiche, neigungsvolle und leidenschaftslose; das entspricht dem Wesen der Cecilie. Goethe sagt, dass sie beide in einem so schönen, ruhig vertraulichen Verkehr standen, dass sie sich wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammen geben lassen. Er hatte sie nicht vergessen, als Lili den ersten Platz in seinem Herzen behauptete.

Goethe ist immer besonnen genug gewesen, sich nicht in unlösbare, ihm unerträgliche Verhältnisse zu verstricken; aber »er hatte die Grenze gestreift«, und die dichterische Phantasie trug ihn hinüber. Fernando greift grade so weit über das Mass Persandre's als Goethe's selbst.

Also das eigene Leben, Jacobi und Swift führten dem Dichter den Stoff zu; neben diese Elemente tritt, auf bescheidene Stufe, die Erzählung der Scudery. Dass sie auf die Charakteristik der Personen, auf ihre Gruppirung, auf die Entwickelung der Handlung Einfluss geübt habe, lässt sich nicht behaupten. Wohl aber dürften manche Gedanken und Wendungen aus ihr aufgenommen oder durch sie veranlasst sein; vielleicht war sie es auch und die durch sie hervorgerufenen Unterhaltungen und Discussionen, welche den bereit liegenden Stoff in Fluss brachten, und den Dichter veranlassten, ihm die Form und Gestalt zu geben, die er im Drama gewonnen hat; jedenfalls sieht man, wie die Probleme, welche Frl. de Scudery behandelt, Goethe in jener Zeit lebhaft beschäftigten.

In welcher Gestalt Goethe die Schrift der Scudery kennen lernte, ob ihm eine Originalausgabe vorlag, oder eine Uebersetzung, das ganze Werk, oder nur der einzelne Aufsatz, etwa in einer Chrestomathie, wüsste ich nicht

zu entscheiden. »Kluge Unterredungen« der Scudery erschienen 1735 bei Breitkopf in Leipzig; das scheint wegen Goethe's persönlichen Beziehungen zur Breitkopf'schen Familie beachtenswerth; aber ich weiss nicht, ob dieses Buch unseren Aufsatz über die Freundschaft enthielt.





5. Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

von

Richard Maria Werner.



Trotz Goethe's ausdrücklicher Bemerkung, unter allen in diesem Stücke auftretenden Masken seien wirkliche Personen gemeint, wurde doch erst vor kurzem der Versuch gemacht, die Beziehungen aufzudecken und die Epigramme zu deuten. Viehoff hatte ein solches Unternehmen im Jahre 1845 als unausführbar bezeichnet[1]. Der Anstoss dazu, Ordnung in das tolle Jahrmarktstreiben zu bringen, ging von Wilmanns[2] aus; Daniel Jacoby aber war der erste, der in einem Artikel der »Gegenwart« vom 9. März 1878 über

1 Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. Herausgeg. von Herrig und Viehoff. I. Band. S. 319—358; er betrachtete nur die zweite Bearbeitung und machte zuerst darauf aufmerksam, dass Goethe in der Tragoedia die Esther des Racine verspotte; vgl. jetzt Hempel 8, 168 und 174.

2 Preussische Jahrbücher, Bd. 42, S. 42—74. Juli 1878.

»Goethe und Friedrich II.« öffentlich einen Zug in der zweiten Bearbeitung des Schönbartsspieles deutete.

Wilmanns' Scharfsinn traf in vielen Puncten das richtige überzeugend, einiges wird ihm nicht zugegeben werden, manches liess er selbst unentschieden. Auch bei Scherer[1] ist nicht alles aufgeklärt, nur verschiedenes anders, meist zutreffender gefasst; das prinzipielle Bedenken, das er gegen Wilmanns[2] äussert, ist sehr beachtenswerth, macht es mir aber nicht wahrscheinlich, dass die Parallele zwischen der Rede des Wagenschmeermannes und der Briefstelle über Christian Heinrich Schmid (D. j. G. 1, 337 f.) eine zufällige sei. Ich halte an Wilmanns' Deutung des Wagenschmeermannes fest. Scherer thut es nicht, weil er mit Wilmanns den ebengenannten »Doctor juris und Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in Giessen« schon durch den Marktschreier vertreten sieht. Diese Identificirung ist wohl die zwingendste.

Sie führt uns auch zu einer nähern Datirung des Stückes. Wilmanns meint, es sei im Winter 1772 auf 1773 verfasst, und lässt es am 21. April 1773 noch nicht ganz abgeschlossen sein, da er (S. 73) sagt, selbst wenn sich Fräulein von Rousillon ursprünglich unter den Masken befunden hätte, würde sie von Goethe unter dem frischen Eindrucke des schmerzlichen Ereignisses wieder entfernt worden sein; die Rousillon wurde bekanntlich am 21. April begraben (D. j. G. 1, 366. E. Schmid: Richardson Rousseau Goethe S. 283 f.). Nun schreibt aber schon anfangs

1 Aus Goethe's Frühzeit, 25—42.

2 S. 25. »Das Prinzip vor allem ist mir zweifelhaft, wonach Wilmanns wiederholt zulässt, dass mehrere Figuren des Spieles auf eine und dieselbe Persönlichkeit zurückgehen könnten. Das hat eine grosse innere Unwahrscheinlichkeit, und nur ausnahmsweise möchte ich davon Gebrauch machen.«

April Karoline Flachsland an Herder, Junker Berlichingen habe »*neulich* einen Jahrmarkt in Versen« nach Darmstadt geschickt (Aus Herder's Nachlass 3, 489). Mit diesem terminus ad quem begnügt sich Scherer. Ich kann nun den 1. Februar 1773 als terminus a quo bezeichnen; zwischen dem 1. Februar und dem Anfang April 1773 muss das Spiel vollendet worden sein, dies resultiert aus der folgenden Erwägung.

Man kann bestimmt behaupten, dass auf gewisse Ausdrücke, sei es aus dem mündlichen Verkehre, sei es aus gedruckten Quellen, angespielt wird; aus dem ganzen Ton des Scherzes entnimmt man, dass litterarische Aussprüche direct verspottet werden, sowie etwa in Wagner's Farce »Prometheus Deukalion und seine Recensenten«. Wilmanns vermuthet (S. 65) in den Versen des Marktschreiers

Hoffe, ihr werdet zugegen sein,
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das Publikum amüsiren

mit Recht ein Citat aus irgend einer von Schmid's zahlreichen Schriften[1], und bedauert, dass ihm von allen nur die Theaterchronik zugänglich war, sonst hoffte er noch manchen Aufschluss über Goethe's Spott zu gewinnen.

Schmid war ein Vielschreiber, wie selten einer; ich bin seiner Thätigkeit in einer ganzen grossen Reihe von Zeitschriften begegnet und werde in meinem Buche: Die Aufnahme Goethe's bei seinen Zeitgenossen, Gelegenheit haben, die klägliche Rolle zu schildern, die er wegen seines rasch wechselnden Urtheiles spielte. Das Verzeichnis seiner Werke bei Jördens ist nicht vollständig und vor

[1] Auch von dem Verse »Denn sind viel Lichter drein« dürfte dasselbe gelten.

allem in Bezug auf seine journalistischen Sünden ganz unzureichend; so hatte Schmid gewiss einen bedeutenderen Antheil an den »Erfurtischen gelehrten Zeitungen«, als nach Jördens 4, 571 zu vermuthen wäre. Es finden sich darin Nachrichten über Schmid, die nur auf ihn selber zurückgehen können, ich verweise u. a. auf das 47. Stück 1771 S. 373 f. und auf das 49. Stück 1772. S. 403 ff.

Eine Anspielung Goethe's im Jahrmarktsfest geht auf eine Recension dieser Zeitung. Schon im 99. Stücke des Jahrgangs 1772 (10. December) S. 816 f. war Goethe's Heftchen »Von teutscher Baukunst« besprochen worden; Ausdrücke wie »lallende Affektation«, »kindische Bemühung, die Sprache umzukehren und zu modeln, Bildchen zusammenzutragen, biblische Anspielungen zu häufen« wurden durch lobende Bezeichnungen wie »grosser Enthusiasmus«, »Patriotismus« nur wenig versüsst, auch der Schlusspassus: »Wir wünschten uns doch noch erst Tacitos, ehe wir Apulejos bekommen sollen«, war nichts weniger als schmeichelhaft. Im 9. Stücke des neuen Jahrgangs, vom 1. Februar 1773 wurde nun das eben erschienene theologische Heftchen Goethe's wie folgt besprochen:

»Frankfurt am Mayn.

Je seltner noch vor wenig Jahren *in den dasigen Gegenden* Schriften waren, die nicht eine traurige Barbarey verriethen, mit desto grösserm Vergnügen sehen wir jetzt daselbst von Zeit zu Zeit kleine Schriften zum Vorschein kommen, welche auch andre Gegenden erhellen können. So ist jetzt daselbst erschienen: Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** S. 26. 8. Wir haben Toleranzermahnungen in Menge, allein lange haben wir keine gelesen, die so aus der Fülle des Herzens gekommen, die so gut eingekleidet wäre. Mit eben der Naivetät und Treuherzigkeit, die im Katechismus der Sittenlehre für

[sic] Landvolk und in den Briefen über das Münchswesen so sehr gefallen hat, ermahnet hier ein alter Prediger einen jungen, die Nutzbarkeit seines Amtes nur in dasjenige zu setzen, worein sie Spalding in seinem neuen vortreflichen Buche gesetzt hat«.

Man denkt an den Eingang des Schönbartsspieles:

Werd's rühmen und preisen weit und breit,
Dass Plundersweilern dieser Zeit
Ein so hochgelahrter Docktor ziert
Der seine Collegen nicht cujonirt

und an den Spott Goethe's:

Hüten uns auch für Zoten und Flüchen
Seitdem die Gegend in einer Nacht
Der Landcatechismus sittlich gemacht.

In Schmid's Recension werden drei Werke erwähnt, welche aus der »Societät« hervorgegangen waren: neben Goethe's Werkchen die Mönchsbriefe von Herrn von Laroche, welche Diaconus Brechter 1771 herausgegeben hatte[1], und der Landcatechismus von Joh. Georg Schlosser. Dies Werk war bekanntlich sehr bewundert, seine Lectüre verleitete die gute Caroline Flachsland fast zu dem abenteuerlichen Wunsche »Dorfschulmeister zu sein, um den armen Creaturen ihr Joch versüssen zu helfen« (Aus Herder's Nachl. 3, 169) und die Erfurtische gel. Zeitung hatte ihn auch gelobt. (6. Stück 21. I. 1773.) Der Spott Goethe's trifft demnach nicht das Werkchen Schlosser's, wie Scherer meint, sondern die Recension Schmid's.

1 Ueber dieselben steht Erfurtische gel. Zeitung 18. Stück. 1771. S. 137–142 eine lobende Anzeige; man vgl. noch 91. Stück 12. 11. 1772. S. 744 und Hempel 22, 354.

Nach dem 1. Februar 1773 kann also erst das Jahrmarktsfest vollendet worden sein und mir erscheint daher wahrscheinlich, dass Goethe's Wort an Kestner in dem Briefe vom 11. Februar 1773 (D. j. G. 1, 349 f.) »Ehstertage schick ich euch wieder ein ganz abentheuerlich novum« auf unser Stück, nicht wie Scherer (QF. 34, 15) meint, auf das Concerto drammatico gehe.

Aus den Erfurtischen gelehrten Zeitungen lässt sich aber noch einiges andere für unsern Scherz gewinnen, so dürfte der Vers »voll süsser Worten und Sittensprüchen« auf sie gemünzt sein, denn gerade »süss« ist ein Prädicat, das sich mehrmals in komischer Verwendung findet, z. B. 1772. 76. St. (21, 9) S. 619: »Wenn die Idylle diejenige Süssigkeit hat . . .«, in demselben Stücke S. 626 in einer Recension über die »Gedichte eines pohlnischen Juden«, die auch Goethe in den Frankfurter gel. Anz. besprach (D. j. G. 2, 439 ff.), »Liederchen voll süsser Zärtlichkeit und angenehmer Tändelei«;[1] und in demselben Stücke hebt der Recensent »die schöne Moral« der Diderotschen Erzählungen hervor. Auch erinnere ich daran, dass Schmid in seinem »Englischen Theater« 1771 z. B. Otways The Orphan nach Seite der Moral umgearbeitet und der Versicherung des Recensenten zufolge (Erf. gel. Z. 12. Stück 1771. S. 96) »alle nur einigermassen anstössigen Ausdrücke vertilget« hat, so dass nun alle »drey Schauspiele« dieses Bandes »voll des feinsten Witzes und der reinsten Moral« sind.

Noch weitere Bezugnahme Goethe's auf unsere Zeitung konnte ich bei genauer Lectüre der Bände 1771—1773, welche mir die Direction der kgl. Bibliothek in Berlin gütigst ermöglichte, nicht finden, will aber doch erwähnen,

1 Man vgl. auch unten S. 182 süss bei Schmid.

dass sich an die oben abgedruckte Anzeige von Goethe's »Brief« unter derselben Rubrik »Frankfurt am Mayn« unmittelbar, nur durch Alinea, nicht durch grösseres Spatium getrennt, folgende Recension anschliesst:

»Eben daselbst ist eine launigte *Rhapsodie* in Versen auf 16 Seiten in 8⁰ erschienen. Ein alter poetischer (S. 7) Sünder, der sich, als das poetische Handwerk nicht mehr gehen wollte (S. 14) zum Richter aufgeworfen, wird hier für seine Mitbrüder ein Boileau in Knittelversen. Seine Rhapsodie hat viele witzige Stellen, aber er ist sich nicht gleich geblieben, und hat sich oft von seiner Leichtigkeit verführen lassen, zu viel zu schwatzen. Zur Probe diene folgendes:

Mein Sohn, geh mit dir selbst zu Rath,
Und findest du dann in der That,
Es drückt dich sonder Unterlass
Inwendig so, zu schreiben, was;
Sitz erst, und forsch' ohn' alle Rast,
Wozu du Lieb' und Lusten hast:
Zur Ilias, zur Tragedie [sic]?
Zum Epigramm? Zur Komödie?
Zu Shakespeares Staatsaktion?
Zur *Tugendklimprer* Lautenton?
Zum Celtischen Posaunenschall?
Empfindsamreisender Gelall?
Und unsern *Sieben Sachen* All,
Womit man in der theuern Zeit
Das Publikum zu Markte schreit u. s. w.«

Die »Rhapsodie« ist bekanntlich von Merck (Rheinischer Most 1775, neuerlich abgedruckt bei Ebeling Gesch. der komischen Literatur II. 324—330); sie wurde bei Beurtheilung des Jahrmarktsfestes noch nicht herangezogen und doch klingen einige Ausdrücke, die ich hervorgehoben

habe, an; man ziehe zum Vergleiche auch Goethe's Prolog zum Puppenspiel herzu. — Sollte es ein Zufall sein, dass hinter einander die Mitglieder der Goethe'schen Gesellschaft citiert werden? jedesfalls ist es ein Beweis mit, dass Schmid hinter der Recension steckt, was ich durch historische Zeugnisse nicht erweisen kann.

Für die ganze Rede des Marktschreiers (D. j. G. 3, 211 f.) glaube ich die Vorlage ebenfalls gefunden zu haben und zwar in Schmid's Vorrede zu seiner »Anthologie der Deutschen«. Der erste Theil derselben erschien »Frankfurt und Leipzig« 1770, der zweite 1771, der dritte Leipzig 1772. Die erste Vorrede ist »an den Herrn Freiherrn von Kreutz« gerichtet, Schmid führt aus, alle Dichter veranstalteten erst spät Sammlungen ihrer Werke, manche überliessen diese Sorge der Mühe anderer. »Es hat daher unter allen Zeiten und unter jeder Nation Sammler gegeben, die der Vergesslichkeit des Publikums und der Nachlässigkeit der Dichter abgeholfen haben«; mancher Dichter schreibe nur einmal etwas, um dann ganz zu verschwinden, »soll seine Arbeit deswegen vergessen werden, weil sein Name unbekannt geblieben? Es ist gar nicht haushältig, kleine Läppchen wegzuwerfen. Warum sollte man also nicht auch das kleinste Product eines Genie's vom Untergange retten?« Schmid will »Nachlese« halten, das könne nur nach einer reichen Ernte bei einer Nation geschehen. »Ich freue mich aber, dass ich das Vorurtheil von der Armuth der unserigen nicht mehr widerlegen darf, da es schon durch Versuche dieser Art, durch Sammlungen unsrer Lieder, Sinngedichte und theatralischen Schriften zur Genüge widerlegt ist«. Er sammelt von grossen Dichtern das, was sie nicht in ihre Werke aufgenommen haben, von angehenden das, wovon nicht wahrscheinlich oder gewiss sei, ob sie es »unter ihre eignen Schriften« setzen würden. »Zu einer solchen Sammlung wäre allerdings ein Greis geschickter,

der unsere ganze Litteratur von Blatt zu Blatt hätte entstehen sehen, als ein Jüngling, der sie schon mehr als zwanzig Jahre zurück *studieren* muss . . . . Wenn dieser nicht die Mühe des Nachsuchens hätte — alle deutschen Journale nachzusuchen, ist wirklich eine Mühe: . . wegen einer seltnen Piece viele Briefe zu schreiben, ist nicht weniger verdrüsslich — so wär auch gar keine Mühe damit verbunden. Denn die kluge Wahl, die Vorsichtigkeit nicht Disteln unter Blumen zu lesen, lehrt die gesunde Vernunft, ... so viel bin ich mir bewusst, dass ich nicht mit Vorsatz Schutt zusammen gefahren. Indessen habe ich vor den meisten Stücken meine Wahl durch eine Vorerinnerung gerechtfertigt, und noch lieber ist es mir, wenn mich die Stücke selbst rechtfertigen. . . . . . Zuletzt muss ich noch um derer willen, die vielleicht die Entstehung dieses Werks einer Nachahmungssucht zuschreiben könnten, erinnern, dass ich auf diesen Gedanken zuerst . . . gebracht worden«.

Und aus der Vorrede zum dritten, Karl Mastalier gewidmeten Theile citiere ich folgende Worte: »Die grösste Belohnung der kleinen Mühe, welche mir diese Sammlung verursacht, ist mir die Bekanntschaft mit vortreflichen Männern gewesen, welche sie mir unverdienter Weise verschaft, und auch diese wird mir in Zukunft süsser sein, als das Lob der Zeitungen und Journale«.

Der Ton dieser Vorreden, wie die ganze Sammlung, vor allem auch die in den ersten zwei Bänden jedem Gedichte vorgedruckte Erinnerung[1] forderten den Spott unwillkürlich heraus und Goethe trifft die komischen Stellen sehr glücklich. Die »Kayserin aller Reussen« und »Friedrich

1 »Wozu 's alles schon gut gewesen, Ist auf'm gedruckten Zeddel zu lesen«.

der König von Preussen« sind wohl Umschreibung für die «vortreflichen Männer« deren Bekanntschaft seine grösste Belohnung ist. Der »weite Weg« sind wohl die »zwanzig Jahre«, die er zurückstudieren muss.

Die Vermuthung von Wilmanns (S. 65), dass auch der Vers

Seiltänzer wird sich sehen lassen

litterarischen Bezug habe und die Seiler'sche Theatergesellschaft meine, ist vollkommen richtig und Goethe deutete dadurch auf eine Broschüre Schmid's hin, welche unter dem Titel »Erscheinungen« 1771 in Giesen »auf sechzehn Seiten in 8⁰« erschien. In Giessen hatte die Absicht Seiler's, mit seiner Gesellschaft zu spielen, grosse Aufregung hervorgerufen; das Gesuch, welches er von Wetzlar aus an den Darmstädtischen Hof um Erlaubniss gerichtet hatte, wurde der Universität in Giessen zur Begutachtung übergeben und mit einer Erklärung derselben beantwortet, »dass alle Schauspiele dem Lande überhaupt und insbesondere den Universitäten schädlich wären«. Die Minorität wandte sich direct an den Curator und setzte für Seiler die Spielerlaubnis durch, freilich so spät, dass er keinen Gebrauch mehr davon machen konnte. Aus diesem Anlasse gieng das Gedicht von Schmid hervor, welches die »Erscheinung« der Truppe in Giessen zum Gegenstande hat, sich aber durch Ausblicke auf die Geschichte des Theater's und durch Charakterisierung der einzelnen Schauspieler über blos locales Interesse erhebt; so versichert wenigstens der Recensent in der Erf. gel. Z. 1771 (42. und 43. Stück) S. 338 f., dem ich meine Kenntniss danke.

Auch die Wahl des Namens »Marktschreier« für Schmid scheint ihre Begründung in einem Aufsatze dieses »Afterkritikers κατ' ἐξοχὴν« zu haben. Schmid lobte in seiner Zeitschrift »Das Parterre« (Erfurt 1771) sich selbst, indem er

zwei Schreiben »vom *Herrn von Schweigerhausen*« veröffentlichte. »Dieses Lob«, heisst es in Schirachs Magazin der deutschen Critik (I. 1. 1772. S. 271 ff.), »muss um so viel mehr Gewicht und Schein der Unpartheylichkeit haben, da der Herr von Schweigerhausen niemand anders ist, als Herr Schmid selbst, der Herausgeber dieses Parterrs. O rem jocosam, Cato!« Und in demselben Magazin II. 2. 1773 wird hervorgehoben: »Der gute Herr Prof. Schmid [sic] ist jetzt sehr übel dran. Seitdem dieselben Herr Baron von Schweigerhausen geworden sind, finden sich viele, die wider Dero Gnaden die Feder ansetzen, und wenig Respect gegen den Herrn Baron beweisen«. Goethe macht also den »Schweigerhausen« zu einem »Marktschreier«, was Schmid wahrlich auch war.

Nur noch wenige Bemerkungen möchte ich hinzufügen. Mir ist ein Ausspruch in der Erfurtischen gelehrten Zeitung (90. Stück 9. 11. 1774 S. 724) aufgefallen; in der Recension über das »Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel« heisst es vom »Jahrmarktsfest«: »Besonders ist es voll von Volksliedern«. Dass litterarische Satire darin stecke, ahnt der Recensent, der übrigens Goethe »in der Jacke von Hans Sachs« erkannt hat, durchaus nicht: »Theils der verschiedne Gesichtspunkt, aus dem jeder die Dinge in dieser Welt betrachtet, theils die Begierde, die Menschen vollkommen sittlich zu machen, macht die Moral des Stückes aus«.

Vielleicht steckt in dem Stücke wirklich eine ganze Reihe von volksthümlichen Reclamen, wie sie auf Jahrmärkten ertönten. In dieser Ansicht werde ich durch eine Parallele bestätigt, die sich zum Rufe des »Nürnbergers« in einer komischen Oper findet: »Die Marionettenbude, oder Der Jahrmarkt zu Grünwald«. Ich kenne davon nur den »vollständigen Musik-Text«, welcher »von Herrn Th. Weigl, dem Jüngern« componirt wurde und »Salz-

burg 1797« erschien. Ueber den Inhalt kann ich daraus nur sehr wenig entnehmen, von Jahrmarktsfiguren treten auf »Zweck, Impressar einer herumziehenden Komödiantenbande«, »Ein Tyroler Teppichhändler«, »Ein Mandoletti-Mädchen«, »Ein Slawackischer Leinwandhändler«, »Ein Nürnberger Krämer«, »Ein Bärentreiber«, »Marionettenjungen«, »Ein Dudelsackpfeifer«, »Bauern«. Es wird Komödie gespielt, welche der Dudelsackpfeifer unterbricht. Der Nürnberger bietet aus:

Trommeln und Schlegeln,
Kugeln und Kegeln.

Ob sich sonst noch Berührungspunkte finden, vermag ich nicht anzugeben; ebenso wenig, wer der Verfasser des Textes gewesen.[1]

In der Maske des »Milchmädchens« muss man gewiss Caroline Flachsland erkennen; vielleicht trug zur Wahl des Namens eine Operette von Anseaume bei, welche »Das Milchmädchen« hiess und damals in der Uebersetzung von Schwan sehr oft aufgeführt wurde. (Erf. gel. Ztg. 1772. 29, 10. S. 713. 1773. 11. I. S. 29.)

1 Es reisst sich im Stücke der Tanzbär los und richtet heillose Verwirrung an. Vgl. Goethe's Novelle.



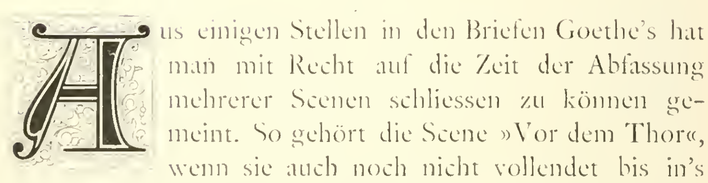


6. Zu Goethe's Faust.

von

Daniel Jacoby.

I.



Aus einigen Stellen in den Briefen Goethe's hat man mit Recht auf die Zeit der Abfassung mehrerer Scenen schliessen zu können gemeint. So gehört die Scene »Vor dem Thor«, wenn sie auch noch nicht vollendet bis in's Einzelne vorlag, einem grossen Theil nach gewiss in den August 1775. Und »In Auerbach's Keller« ist nach einer Briefstelle allem Anschein nach im September desselben Jahres entstanden (S. von Loeper, Faust I. 2 S. XVII und S. 45).

Ganz besonders in den Jahren 1774 und 1775 finden sich in den Briefen Goethe's Worte, welche an gleichzeitige Verse erinnern. Denn von dem immer tief erregten und von einer Empfindung ganz erfüllten Gemüthe des Dichters lösten sich mühelos auch bei Anlässen, die anderen Sterblichen gering erscheinen könnten, herrliche Worte, wie

von einem vollen Baume die Blüthen beim Ende des Frühling's, wenn ein leiser Windhauch ihn bewegt.

Durch Hinweisung auf eine andere Briefstelle gelingt es mir vielleicht, die Abfassungszeit einer der schönsten Scenen zu bestimmen. Erinnern wir uns zunächst, dass Goethe in einem Briefe vom October 1775 schreibt: »Ich bin leidlich. Hab' an Faust *viel* geschrieben«. (Hirzel: Der junge Goethe III, 116.) Neben Andrem, was er an Faust geschrieben, entstand die Scene »Zwinger«. Gerade was unmittelbar vor dem Abgange nach Weimar am Faust geschehen, erregte Merck's Bewunderung. »Ich erstaune«, schreibt er Nicolai am 19. Januar 1776, »so oft ich ein neu Stück zu Fausten zu sehen bekomme, wie der Kerl zusehends wächst und Dinge macht, die ohne den grossen Glauben an sich selbst und den damit verbundenen Muthwillen ohnmöglich wären«.

Also auch nach dem Frühjahr 1775 muss Goethe an Faust viel gearbeitet haben. Wodurch werden wir aber auf die Scene im Zwinger geführt? Der um ihren Sohn in bangen Sorgen schwebenden Freundin Sophie la Roche schreibt der Dichter am 11. October . . . . »Liebe Mama! dass das Schicksal den Müttern solche Schwerter nach dem Herzen zückt»! (D. j. G. a. a. O. 117). Goethe, der diese Worte im Hinblick auf Lucas 2, 35 spricht, hat vielleicht gleichzeitig Gretchen's Klagegebet gedichtet; (Fragment 1790. S. 161):

Ach, neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Die kunstvolle und wohllautende Reimordnung hat der Dichter durchgeführt bis zu den Worten: *Das Herz zerbricht in mir.* Die Folge der Reime ist in allen Strophen bis dahin dieselbe, aber Rhythmus sowie Zeilenlänge wechseln. Die ersten drei Strophen, welche Maria's Schmerz bei ihres Sohnes Leiden aussprechen, gehören offenbar zusammen; der 3., 6., 9. Vers (aus vier Jamben bestehend) reimen miteinander. Der Vers der ersten Strophe ist absichtlich kürzer als der erste der folgenden.

In der darauf folgenden sechszeiligen Strophe »Wer fühlet« etc. sind die ersten zwei Verse so kurz wie im Beginn »ach neige«, der dritte besteht aus drei Jamben, dann aber folgt ein anderer Rhythmus, drei vierfüssige Trochaeen, der letzte, der mit dem dritten Verse reimt, ist um eine Silbe kürzer.

Die vierte Strophe »Wohin ich immer gehe« etc. mit derselben Reimordnung besteht aus sechs dreifüssigen Jamben; nur der dritte und sechste Vers haben nicht überzählige Silben.

In der ersten Gestalt der *Claudine* finde ich in einer Scene dieselbe Reimordnung wieder. Im April 1775 hatte Goethe die Arbeit an diesem Trauerspiel wieder aufgenommen und beendete es Anfangs Juni. (Der j. G. 3, 79: »hab Claudinen aufgegraben« und 4. Juni an Knebel »hier schick ich Claudinen; lesen Sie's unserm Herzog« 3, 89).

Claudine kniet auf der Erde im Gefängniss; Pedro tröstet sie:

P. O quäle
Deine liebe Seele
Quäle deine liebe Seele nicht!

Cl. Mein Herze
In bangem Schmerze
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

P. O quäle
Deine liebe Seele
Quäle deine liebe Seele nicht!

Cl. Himmel höre meine Klage,
(sich aufrichtend Ich vergeh in meiner Plage,
doch auf den Erd und Tag sind mir verhasst.
Knieen.)

P. Vor dir schwindet alle Plage
Wird die Finsterniss zum Tage
Dieser Kerker ein Pallast.

(D. j. G. 3, 602.)

Die ersten Verse der drei ersten Strophen, welche wie die drei genannten im Faust zusammengehören, sind kürzer als die folgenden; die dritte Strophe lautet wie die erste. Der zweite und dritte Vers der ersten Strophe sind trochaeisch, während die zweite jambischen Rhythmus hat; der dritte Vers derselben lautet ähnlich wie der obengenannte in Gretchen's Klage. In der darauf folgenden Strophe haben wir vierfüssige Trochaeen; der dritte und sechste Vers, die auf einander reimen, sind um eine Silbe kürzer.

Im ersten Zwiegespräch zwischen Pedro und Claudine findet sich im Uebrigen eine ähnliche Reimordnung (a. a. O. 554):

Cl. Treue Herzen!
Männer scherzen
Ueber treue Liebe nur.

P. Drüber scherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

In Gretchen's Klage hat der Dichter die ihm offenbar liebgewordne Reimordnung trefflich zu benutzen gewusst. — Zum Schluss möchte ich noch auf etwas hindeuten: In die Zeit der Umarbeitung oder Fortsetzung der »Claudine« fällt das leidenschaftliche Verhältniss zu Lilli. Der liebeglühende Pedro klagt in dem Schauspiel (a. a. O. 552) über die Abnahme seines Fleisses gerade wie Goethe selbst im Liede: Neue Liebe, neues Leben. (176 ib.) Pedro: »Ich weiss nicht, wo meine Arbeitsamkeit, meine Geschäftigkeit hin ist; . . . ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber selig, selig ist mein Herz«. Und wie der Dichter, eingedenk seines hohen Berufes, sich zuweilen seiner Fesseln zu schämen scheint — »Ihr Brief«, schreibt er an Auguste Stolberg, 14. September, »hat mir in die Ohren geklungen wie die Trompete dem eingeschlafnen Krieger« — ebenso lässt er den Pedro durch Sebastian mahnen: »Seid bei Claudinen, wer hindert euch? Nur vergesst nicht ganz, was ihr euch und eurer Familie in der Welt schuldig seid« (547 ib.).

In der Zeit also der nahenden Auflösung seines ihn heftig erregenden Verhältnisses zu Lilli hat Goethe, damals selbst von tiefstem Schmerzgefühl ergriffen, gewiss das seelenerschütternde Gebet des guten Gretchens gedichtet.

II.

Byron's Behauptung, die Scene in Gretchen's Schlafzimmer (Fragment 1790. S. 88) habe Goethe aus Shakespeare's Cymbeline, findet Düntzer mit Recht ohne Begründung (Erläuterung zu Faust 1850. S. 280). Der Monolog des Jachimo hat in der That mit dem Gefühl keine Aehnlichkeit, von dem Faust ergriffen wird. — Faust ist mit Mephisto in Gretchens Zimmer; selbst der Teufel

ruft aus: »Nicht jedes Mädchen hält so rein.« Allein gelassen, fühlt Faust sich glücklich im Dämmerschein, der »dieses Heiligthum« durchwebt. Alle Gegenstände, welche er betrachtet, erfreuen ihn und als er den Bettvorhang aufhebt, durchschaudert ihn zuerst ein nie geahntes Wonnegefühl, bis ihn tiefe Scham beim Gedanken, warum er hergekommen, erfasst.

Das Vorbild zu dieser Scene finde ich bei einem Deutschen, dessen Gedichte, jetzt fast vergessen, zur Zeit, da Goethe am Faust in der Jugend arbeitete, allgemein gekannt und beliebt waren. In den »sämmtlichen Werken« von *Joh. Georg Jacobi*, I. Theil 1770 steht unter den »Briefen« ein Gedicht »an Belinden's Bette«, dessen Beginn ich ganz mittheile; die Aehnlichkeit der Situation und Stimmung fallen sogleich auf:

»Du kleines Lager, wo vergnügt
Die Schönheit mit der Unschuld liegt!
Beglücktes *Heiligthum* der Liebe,
Bei dem, gewöhnt an frechen Raub,
Ein *roher Satyr schüchtern bliebe!*
Dir will ich noch das letzte Laub
Von längst gestorbnen Blumen streuen;
Dich soll ein Dichter nicht entweihen,
Der wenn er mit dem Amor spielt,
Auch noch den Werth der Weisheit fühlt.

Geheimer Schauder! Stille Lust!
Bemächtigt euch des Jünglings Brust.
Geliebtes Bette meiner Schönen!
O zeige mir Belinden's Bild.
Hier siehst du jeden Reiz enthüllt;
Hier sagt sie dir mit halben Tönen
Vielleicht, was ihren Wünschen fehlt
Und was sie selber sich verhehlt.

Der Vorhang rauscht; das Bild der Schlafenden stellt er sich vor: die Träume umspielen das Mädchen, auf deren Wangen Keuschheit, Jugend und Verlangen ruhen. »Doch ungestüme Wünsche nicht soll dieser kleine Tempel hören« etc.[1]

Gewiss haben Goethe's Verse mehr Wahrheit, Gluth und Leben, sie sind ergreifender, inniger; wir bekommen das Gefühl des Erlebten, des Wirklichen, nicht blos durch die Phantasie Vorgestellten; durch realistische Züge weiss Goethe die Wirkung zu erhöhen, wir meinen selbst in dem kleinen Stübchen mit dem alten Sessel am Bette zu stehen — aber die Anregung durch Jacobi's Gedicht ist doch nicht zu verkennen.

Wann der Dichter die Scene geschrieben, lässt sich nicht finden; das Jahr 1774 wird für die meisten Liebesscenen im Faust angenommen. Am 1. December 1774 schreibt Goethe an Jacobi den Brief, in welchem er eigene Lieder für die »Iris« mitsendet. —

Im zweiten Theil von Jacobi's angeführten Schriften, ebenfalls aus dem Jahr 1770 — der dritte erschien 1774 — habe ich noch etwas gefunden, worauf hinzuweisen der Mühe werth ist. In der Sage vom Faust ist kein Zusammenhang mit dem Blocksberge zu finden. H. Düntzer weist nur auf das 1756 erschienene komische Heldengedicht von Friedrich Löwen hin, das Goethe in früher Jugend gekannt, a. a. O. 332. — Georg Jacobi redet in der »Sommerreise« (II, 134 f.) vom Blocksberg, auf dem die Hexen tanzen. »Kämen sie nur wenigstens nicht auf Ofengabeln herbeigeritten«. Er meint, wir müssten uns schämen, wenn wir solche Fabeln

[1] In der spätern Ausgabe seiner Gedichte hat Jacobi einige Veränderungen im Ausdruck angebracht; so heisst es im Vers 7 später: »*Der längst gestorbnen Rose* streuen«, Vers 9 und 10 »*Der gerne* mit dem Amor spielt *Und doch*« etc. Vers 13 »*Du Schlummerstätte* meiner Schönen«! (Ausgabe 1807. Zürich I., 51.)

mit denen der Alten vergleichen, und im Folgenden räth er den Dichtern, da »wir viele zur Erdichtung geschickte Gegenden haben«, sich dieselben »zu Nutze zu machen. Welch eine Menge Localschönheiten treffen wir nicht in den Alten an! Ihren Zeitgenossen gereichten diese zum Vergnügen und wir machen uns gern mit alledem bekannt, was dazu gehört, sie völlig zu empfinden« — Wenn man sich erinnert, wie lange so mancher Keim in Goethe's Gemüth geborgen blieb, bis die passende Gelegenheit ihn herrlich entfaltete, so werden wir die angeführte Stelle nicht gering achten. Die genaue Bekanntschaft freilich mit dem Brocken — Goethe besuchte ihn zuerst 1777, dann öfter — wird gemäss dem Charakter der Goethe'schen Poesie erst zu poetischer Darstellung des Locales und wohl auch erst zur Idee der Walpurgisnacht geführt haben.

III.

Wilhelm Scherer's inhaltreiche Aufsätze zu Faust (Aus Goethe's Frühzeit. 1879. S. 69—121) werden zu eingehendem Studium des Dichterwerkes von Neuem lebendig an- und aufregen. Was ich bei der Lectüre dieser Aufsätze zu bemerken Gelegenheit fand, will ich darlegen in der Ueberzeugung, dass jeder Hinweis, der über eine Stelle Licht verbreiten kann, Jedem erwünscht ist. Durch Beistimmung oder Widerlegung werden Andere der Sache nützlich sein.

Schon im Fragment finden sich die Worte Mephisto's:

Ich sag es dir: ein Kerl der speculirt
Ist wie ein Thier auf einer (später: *dürrer)* Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide! (S. 23.)

Vgl. Mephisto's Worte: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie etc.

Scherer führt eine Parallele Herder's an aus einer Recension desselben vom Jahre 1772, der die Speculation als Hauptgeschäft des Lebens ein elendes nennt; sie gewöhne endlich alles als Speculation anzusehen. Und weiter führt er aus, den Speculirenden verlocken Irrlichter in einen Sumpf, er thut die Augen nicht auf, um zu sehen, dass das Goldland, das er sucht, rings um ihn liegt, das wir *Alle aber um uns haben,* wenn wir nur die Augen aufthun wollen (s. S. 69 und 70 a. a. O.). Ich vermuthe, dass Goethe jene Verse gerade in der Zeit schrieb, da er Friedrich Jacobi die Hoffnung ausspricht, dass der Freund sich muthig der Speculationsherrschaft entreissen werde. »Denn das raubt dem Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird herumgeführt von dem und jenem, hie in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und preiset ihm jeder an seiner Hände Werk, und endlich siehet er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst; »durch Säen, Pflanzen, Begiessen seines Erbtheiles geniesse er dann das Seine in herzlich würckender Beschränkung (31. August 1774. D. j. G. 3, 37). Man vergleiche noch hiezu die Stelle im Werther: Wer aber . . . so sieht, wie artig jeder Bürger, dem's wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiss . . . ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist (ebend. 243).

Die eben angeführten vier Verse sind aus der Scene »Faust-Mephistopheles«, die im Fragment sogleich auf die »Faust-Wagner« folgt. Sie *beginnt* mit den Worten (S. 19):

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innren Selbst geniessen, etc.

Erst in der Ausgabe von 1808 stehen die Verse, welche den Sinn und den Reim vollständig machen: Mein Busen,

der vom Wissensdrang geheilt ist, Soll keinen Schmerzen künftig sich verschliessen. — So hat der Dichter manche Scene nicht vollendet, sondern nur gewisse bedeutende Gedanken und Bilder in prägnanter, vollendeter Form zunächst aufgeschrieben. So können Stellen auch derselben Scene aus verschiedenen Zeiten ergänzt worden sein. Aber die Grundstimmung wurde bei der Erweiterung und Ergänzung des Einzelnen festgehalten; das Ganze schwebte dem Dichter dabei gewiss immer vor Augen: vor seinem Geist stand das Gedicht vollendet, welches in Wirklichkeit nur in einzelnen Scenen ausgeführt war. Und mir scheint, Scherer hat es höchst wahrscheinlich gemacht, dass ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf in *Prosa* schon frühe, zur Zeit des ersten Götz, zu Papier gebracht wurde, daher sind die im Faust sich wiederholt zeigenden Spuren der Prosa erklärlich (s. die Ausführungen Scherer's S. 76 f. S. 99 f.).

Gewisse Motive und auch ausgeführte Verse aus früherer Zeit hat Goethe offenbar in der reifen Epoche seiner Kunst benutzt. An vielen Stellen wird dem aufmerksamen Leser das aufgefallen sein. So möchte ich nur anführen, dass eine Stelle im »Satyros« eine entschiedene Aehnlichkeit mit Faust's Worten hat, als er den Chor der Engel hört, in der Scene, die im Fragment noch ganz fehlt.

Faust:	Satyros:
(V. 420 f. Ausg. v. Loeper's.)	(D. j. G. 3, 178.)
Da klang so *ahnungsvoll* des Glockentones Fülle	Es war so *ahnungsvoll* und schwer,
Und ein Gebet war brünstiger Genuss;	Dann wieder ängstlich arm und leer;

Ein unbegreiflich holdes Sehnen	Es trieb dich oft in Wald hinaus,
Trieb mich, *durch Wald* und Wiesen hinzugehn,	Dort Bangigkeit zu athmen aus;
Und unter tausend heissen *Thränen*	Und wollustvolle Thränen flossen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.	Und heilge Schmerzen sich ergossen . . .

Halten wir fest, dass mehre Scenen der Hauptsache nach fixirt waren, dass die Ausführung in Versen im Einzelnen allmälich erfolgte, so begreift sich erst, dass Boie, der in der Mitte October 1774 Goethe besucht hatte, schreiben konnte, Goethe's Faust sei fast fertig und scheine ihm das Grösste und Eigenthümlichste von Allem (s. v. Loeper S. VII.). Dass der Dichter aber noch im October 1775 schrieb, er habe viel an Faust gethan, sahen wir oben (unter I.). So ist wohl auch schon ein Theil der Liebesscene (»Garten«; Loeper S. 133) 1774 verfasst worden. Gretchen sagt nach der Schilderung ihres Lebens (Vers 2791. Loeper): »Da gehts, mein Herr, nicht immer muthig zu, *doch schmeckt dafür das Essen,* schmeckt die Ruh«. – In »Künstlers Erdewallen«, am 17. Juli 1774 gedichtet, wie wir durch von Loepers Ausgabe der Briefe an Sophie La Roche wissen, tröstet die Muse am Schluss den Künstler mit ähnlichen Worten:

Dir schmeckt das Essen, Lieb und Schlaf,
Und bist nicht reich, so bist du brav.
(Der j. G. 3, 202.)

Nach dem Gesagten wage ich wohl mit Recht noch folgende Vermuthung. Die Scene »Nacht« (Valentin's Tod) fehlt freilich noch ganz im Fragment, wie die vor dem Thor (s. I.). Das Fragment schliesst bekanntlich mit

der Scene im Dom ab. Aber Valentin's Einführung hatte Goethe von Anbeginn beabsichtigt; auch im Fragment von 1790 sagt Gretchen (S. 122), sie habe jetzt ziemlich stille Tage: *mein Bruder ist Soldat,* mein Schwesterchen ist todt. In der Scene im Dom fehlt aber natürlich noch der später eingeschobene Vers: »auf deiner Schwelle wessen Blut«? (vgl. Scherer S. 100, S. 112). Die Situation der Ermordung Valentin's hatte Goethe gewiss schon vor dem Weggang nach Weimar dichterisch vor Augen gehabt und einiges vielleicht aufgezeichnet. Folgendes deutet darauf hin. Da Valentin Faust bedroht, ruft Mephisto:

Herr Doctor nicht gewichen! *frisch!*
Heraus mit Eurem *Flederwisch!* etc.

In der »Claudine«, von deren wahrscheinlicher Abfassungszeit ich oben gesprochen, singt der flotte Crugantino das Lied »mit Mädeln sich vertragen«; da heisst es weiter, indem eine ähnliche Situation wie in der besprochenen Scene des Faust vorschwebt:

Ein Lied, am Abend warm gesungen,
Hat mir schon manches Herz errungen;
Und steht der Neider an der Wand,
Hervor den Degen in der Hand;
'Raus, feurig, *frisch*
Den *Flederwisch!* etc.

(D. j. G. 3, 560.)

Verweilen wir noch bei der »Claudine«. G. von Loeper hat mit Recht eine Stelle aus derselben herbeigezogen zur Erklärung der Verse in der Scene »Faust-Wagner« (im Fragment von 1790, S. 15):

»Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt . . .«

Es soll, sagt er (a. a. O. 30), die gänzliche Entfernung von der Natur ausgedrückt werden, wenn Goethe seinen Gonzalo in der »Claudine« zur *selben Zeit* sagen lässt: »sonst pflegen sie immer das Gekämmte zu frisiren, das Frisirte zu kräuseln und das Gekräuselte am Ende zu verwirren«. (D. junge Goethe 3, 580.) In jener Stelle lobt Gonzalo im Gegensatz zu diesen Bestrebungen, worauf »sie sich noch Wunderstreiche einbilden«, die »schönen Geister, die wieder zur Natur kehren«, »alte Lieder singen, die von der Leber weggehen« und einem das Herz ergötzen (ebend. 579, 580). So haben auch die von Vers 180 an gesprochenen Worte des Faust »wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen« etc. ganz denselben Ton: Natürlichkeit und Herzlichkeit statt seelenloser, zusammengeleimter Gelehrsamkeit!

Und weiter weise ich auf etwas Bekanntes, das aber in diesem Zusammenhang einer Betrachtung würdig sein mag. Faust beklagt auf dem Spaziergang mit Wagner die Zwiespältigkeit seines Wesens. So stellen in der »Claudine« zwei Gestalten zusammen das dar, was sich in Faust vereinigt findet. Die Doppelnatur seines eigenen Wesens hat Goethe auch schon in den Gestalten des Pedro und Crugantino zu verkörpern gewusst. Pedro, eine idealistische, bei aller Männlichkeit zartfühlende Natur, ist treuer Neigung fähig, die das Geliebte festhält. Durch das Rauschen des Baches, das leichte Lispeln der Blätter werden sanfte Empfindungen in seinem Herzen wach. Die Welt scheint ihm durch die Liebe verklärt; durch sie ist er selig, wie Goethe selbst war in den schönsten Augenblicken der Blüthezeit der Liebe zu Lilli.

Crugantino dagegen ist ein starksinnlicher, lebenskräftiger Jüngling, der »mit einem Grund von Edelmuth und Grossheit im Herzen« (D. j. G. 548) sich in die überkommenen Formen der umgebenden Welt nicht

zurecht finden kann, der in die weite Welt aus innerer Unruhe vagirend strebt. Es redet die »zweite Seele« des Dichters selbst aus seinen Worten: »Wisst ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muss ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muss ich Knecht sein. Muss nicht einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehn«? (ebend. 610.) — Hermann Grimm erinnert, dass bei Gestaltung des Crugantino wohl Cervantes auf Goethe eingewirkt haben könne, dessen Roman längst seine Lieblingslectüre gewesen; später habe der Dichter das gleiche Thema im Wilhelm Meister wieder aufgenommen. (Vorlesungen über G. 1877. S. 259.)

IV.

Die erste Scene, der Monolog, ist offenbar das erste im »Faust«, was Goethe in gereimter Gestalt niedergeschrieben. Scherer wird im Recht sein, wenn er darlegt, dass die Scene ohne wesentlich neue Motive aus einer ältern Prosafassung, der Mittelstufe zwischen dem Puppenspiel und Fragment, in Verse gebracht worden. Einige Bemerkungen zu dieser werden mich zugleich zu einer Betrachtung auch anderer Scenen führen. Zu Faust's Worten:

»Dass ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält». . . . . .

sind die Verse an Merck eine bemerkenswerthe Parallele:

Erkenne jedes Dings Gestalt
Sein Leid und Freud, Ruh und Gewalt,
Und fühle wie *die ganze Welt*
Der grosse Himmel *zusammenhält.*

Hirzel setzt das Gedicht in das Jahr 1774 (D. j. G. 3, 157). Von Loeper (Werke Goethe's, Hempel V, 249) bemerkt, dass der Ton des Gedichts auf eine spätere Zeit als 1773 schliessen lässt, obschon der Anfang an die Epistel an Gotter vom Jahr 1773 erinnert.

Die folgenden Verse im Faust (89—93) hat Scherer (a. a. O. 72—74), wie mir scheint, zuerst ungezwungen und schön erklärt, während alle früheren gelehrten Erläuterungen gezwungen und unbefriedigend waren. Das Citat Faust's führt Scherer auf Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts zurück; Herder ist »der Weise«, den Faust anführt. — So hatte, ohne Goethe's Namen zu nennen, Herder seinen Freund wegen des Götz in den Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) mit Worten, die aus dem Herzen kamen, gerühmt.

Mit dem Satyros und Prometheus möchte Scherer diese Scene und die im Fragmente von 1790 auf die Unterredung Faust's mit Wagner folgende schon in das Jahr 1773 setzen. Ich weiss nicht, was ihn dazu bestimmt, nähere Ausführung verspricht er noch (S. 75). Da aber Herder's eben angeführte Schrift Goethe erst 1774 bekannt wurde (D. j. G. 3, 22, Brief an Schönborn), so nimmt Scherer an, dass Goethe in vorläufig fertig gestellte Scenen nachträglich hineingearbeitet habe. — Es äusserte Goethe selbst, dass Prometheus aus derselben Zeit wie Satyros[1] und ein wichtiger Theil des Faust stamme; aber während Riemer das Jahr 1773 annahm, weist Düntzer dem Jahre 1774 Beides zu (vgl. Strehlke bei Hempel VIII, 278). In seinem neuesten Buche »Goethe's Leben« 1880 äussert Düntzer (218), in den Sommer 1774 fallen der Plan nebst dem ersten »Fetzen« des »ewigen Juden« und der Anfang des ihm

[1] Vgl. oben unter III. S. 195.

schon längst vorschwebenden gewaltigen Faust, vielleicht auch Satyros.

Am 26. Januar 1775 schreibt Goethe an Auguste Stolberg, indem ihm offenbar eine Stelle sei e's im Drama sei es im lyrischen Gedicht Prometheus vorschwebt, denn in beiden findet sie sich, Folgendes: *»Musste er Menschen machen nach seinem Bilde, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniss, uns selbst verdoppelt«* (D. j. G. 3, 61).

»Vielleicht«, sagt Düntzer in der II. Ausgabe seiner Erläuterung von Goethe's lyrischen Gedichten (1874, 12, 116), indem er auf jenen Brief weist, »fällt das lyrische Gedicht Prometheus grade in diese Zeit«. Diese Vermuthung ist annehmbar, falls sie nur aussprechen will, Goethe habe ein Jahr und mehr, nachdem die Prometheusstimmung bereits verschwunden war, unabhängig von seinem Drama versucht dieselben Gedanken zusammengefasster und energischer in einem Gedicht auszudrücken. Denn in dem Briefe ist nichts mehr von der Göttermissachtung des kühntrotzigen Menschenvaters, welche er in stolzer Künstler-Schöpferfreude noch 1773 oder 1774 gehegt hatte!

Das Bild des Unendlichen, dem er vergeblich Ausdruck zu geben sich müht, ist die Liebe; das Ebenbild des Unendlichen, was muss es fühlen, wenn es Brüder findet, sein Gleichniss! Aber ich setze auch den Anfang des Briefes her: *»Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Complex von all denen Namen begriffe gegen das unmittelbare Gefühl,* zu dem — ich kann nicht weiter schreiben, Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — Ich komme doch wieder — ich fühle Sie können ihn tragen diesen *zerstückten, stammeln-*

den Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe!«

Der Ton in diesem ganzen Briefe erinnert wunderbar an die Scene, da Faust, von Gretchen aufgefordert, seinen Glauben an Gott zu bezeugen, vom Allerfasser, Allerhalter redet. . . . »Erfüll dein Herz, so gross es ist, Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, Nenn es dann, wie du willst, Nenns' Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen Dafür! Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch«.

Noch eine andre Stelle lege ich dem Leser zur Prüfung vor, welche durch Vergleichung mit einem Briefe an dieselbe Freundin die Zeit der Abfassung oder der Umstellung in Versen zu verrathen scheint, wenn wir auch hier Spuren eines ältern Entwurfs in Prosa zu suchen haben, auf den Scherer hingewiesen.

Die Scene Faust-Gretchen wäre danach im September 1775 nicht ganz gedichtet (s. S. 196), wohl aber fertig gestellt, wie die Scene »in Auerbachs Keller«. Am 14. wenigstens schreibt Goethe an Auguste, von der er sich ganz verstanden glaubte, es sei vielleicht Stolz von Lilli zu verlangen, dass sie ihn ganz erkenne und so erkennend liebe. Darauf heisst es: »Gustchen! — *lass mein Schweigen dir sagen, was keine Worte sagen können.«* Und am Abend desselben Tages: »Wie wollt' ich du könntest nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen.« — Im »Faust« heisst es: »O schaudre nicht! lass diesen Blick, Lass diesen Händedruck dir sagen, Was unaussprechlich ist:« . . . . .

Ich komme zur ersten Scene zurück. Die Verse: Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur! *Wo fass ich dich,* unendliche Natur? etc. bekunden Goethe-Faust's sehnsüchtige Verzweiflung, dem Quell alles Lebens näher zu kommen. — Von des Dichters verschiedener Auffassung der Natur in verschiedenen Zeiten redend, weist

Julian Schmidt[1] auf die Stelle im Werther hin, wo dieser von der verzehrenden Kraft spricht, die im All der Natur verborgen liegt und meint, dass die eben angeführten Verse aus Faust »ohne Zweifel gleichzeitig mit dem Werther geschrieben seien«. Die ersten Monate des Jahres 1774 werden in der That passen. — Es ist nun von Werth, in diesem Zusammenhang auf ein Gedicht zu achten aus dem Ende 1774 oder Anfang 1775[2], das an die Stelle im Faust lebhaft erinnert, aber eine beruhigtere, selbstbewusstere Stimmung bekundet. Das Gefühl der Befriedigung durch redliches Bemühen dringt rein und tief hervor. Ich spreche vom »Lied des physiognomischen Zeichners«, später »Künstlers Abendlied«, in welchem es heisst:

. . . Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muss ich dich *fassen.*
Wenn ich bedenk', wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschliesset,
Wie er, wo dürre Heide[3] war,
Jetzt Freudenquell geniesset;
Da ahnd' ich ganz Natur nach dir
Dich frei und lieb zu fühlen,
. . . .
Wirst alle deine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit *erweitern.*[4]

1 »Preuss. Jahrbucher« Oktober 1879. — Die Stelle steht im Werther bei Hirzel D. j. G. 3, 292.

2 Nach Strehlke (II, 189) schickte Goethe das Gedicht am 4. Dez. 1774 an Merck; bei Hirzel steht unter dem Briefe an Lavater, der das Gedicht enthalt, der 19. April 1775 (3, 84).

3 S. S. 193.

4 Zu dem Verse: »Und so mein Selbst zu ihrem Selbst *erweitern*« (Fragment S. 19) vergleicht Scherer (a. a. O. 75 und 78) eine Stelle im Prometheus. Es gehört als Parallele wohl auch der Schluss des obigen Gedichts hin.

Die Jahre 1773 bis 1775 bezeugen ganz besonders die dichterische Grösse Goethe's: das Tiefste, Eigenste, Gewaltigste, das in seinem Innern verborgen geruht, drängte ihn zur Gestaltung. Der eigenen Brust geheime tiefe Wunder eröffneten sich vor seinem Künstlerblick. Und in seinem Herzenswirrsal findet er doch die Herrschaft über sein leidenschaftlich erregtes Gemüth, so dass ihm auch Scenen an seinem grössten Werke, am Faust gelingen. Wie rührend und gross zugleich sein Wort an Klopstock vom 15. April 1775: »Ich beschäftige mich so viel ich kann, und das thut denn was. Indess muss Jeder seinen Kelch austrinken, spür' ich wohl und so fiat voluntas!«





7. Anmerkungen zu den »Weissagungen des Bakis.«

von

Moriz Ehrlich.



Als Goethe im Jahre 1827 aus Wien eine handschriftliche Deutung der »Weissagungen« empfing, schrieb er darüber am 4. December an Zelter: »Die deutsche Nation weiss durchaus nichts zurecht zu legen; durchaus stolpert sie über Strohhalmen. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen, wie früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt«. Wer jedoch diesen Ausspruch so verstehen wollte, als sei jeder Versuch, die Sprüche zu deuten, unnütz und thöricht, weil sie eben des Sinnes baar und deshalb überhaupt nicht zu deuten seien, wer der Meinung wäre, ihre anscheinende Unergründlichkeit rühre nur von ihrer Grundlosigkeit her, der würde weit über's Ziel hinausschiessen. Schon im Sprachgebrauch bedeutet das Wort »Unsinn« durchaus nicht etwas ganz Sinnloses, sondern nur etwas, was man

nicht in logischer Folge ohne Rest auseinanderlegen, nicht »dem schlichten Menschenverstande aneignen« kann. »Dieser aber«, sagt Goethe unter Anderem in den Sprüchen in Prosa, IV (955)[1], »hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schliessen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache«.

Der Unsinn nun trotzt den Forderungen des Menschenverstandes, dessen Denken nur schrittweise nach der engsten Form des Gesetzes von Ursache und Wirkung vor sich geht; er stellt eine Art verkehrten Sinns dar, eine Aeusserung voll von Widersprüchen, die einander aufzuheben scheinen, und ist dadurch dem Traum und dem »Wahnsinn« verwandt, als welcher, nach dem einleitenden Spruch dieser Weissagungen, auch die Reden des Kalchas und der Kassandra dem schlichten Menschenverstande der Griechen erschienen.

Unsinn, Traum und Wahnsinn sind nicht bedeutungslos, aber ihre Bedeutung ist irrationell, ihre Widersprüche sind für den Verstand nicht zu vereinigen, weil ihr Zusammenhang nicht durch den Verstand nach Grund und Folge geregelt ist. Ihr Sinn ist kein objectiver, allgemein giltiger, sondern ein subjectiver, nur der verborgenen Stimmung des Redenden oder Träumenden entsprechender. Er liegt versteckt in einer persönlichen Empfindung oder Anschauung, welche nicht der Verstand in einer regelrecht zusammenhängenden Kette von Begriffen ausspricht, sondern die Phantasie sprunghaft in scheinbar zusammenhanglose Bilder umsetzt. Diese Umsetzung ist symbolischer

[1] Nach der Ausgabe G. v. Loeper's. Berlin 1870.

Art und geht nach dem geheimen Gesetze einer Analogie vor sich, wie sie manchmal zwischen Sinnesvorstellungen verschiedener Gebiete, am häufigsten zwischen manchen Begriffen des wachen Denkens und gewissen bildlichen Vorgängen des Traumes hervortritt. Das tertium comparationis der beiden so disparaten Aeusserungen, eines abstracten Begriffs und eines concreten Bildes, liegt in einer eigenthümlichen Erregung des centralen Sensoriums, dessen Wesen und Sitz wir nicht kennen. Diese Empfindung, welche beiden Aeusserungen zu Grunde liegt, ist an sich einheitlich; die Verschiedenheit ihrer Erscheinungen rührt nur von der Verschiedenheit der Organe her, welche sich ihrer bemächtigen und je nach dem ihnen selbst innewohnenden Gesetze der Lebensthätigkeit in die ihnen adäquate, eigenthümliche Form umwandeln.

Der ganze bildliche Vorgang eines Traumes mag noch so sehr gegen alle Gesetze der Natur und des gesunden Menschenverstandes verstossen; erinnert sich aber der Träumende nach seinem Erwachen der Empfindungen, die mit jenen Bildern verbunden waren, so glückt es ihm mitunter, diese Empfindungen auf äussere Eindrücke und ihm geläufige Vorstellungen zurückzuführen, welche unter einander in dem natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung stehen, und nun zeigt es sich, dass auch die Bilder, welche auf einem Umwege aus jenen Eindrücken hervorgegangen sind, zwar nicht unmittelbar aus einander entsprangen, aber doch durch dünne Fäden gleichsam unterirdisch zu einem zusammengehörigen Ganzen verknüpft sind. Der Sinn des Traumes liegt also nicht in dem Traume selbst, vielmehr bleibt dieser Unsinn; denn er besteht aus einer Reihe von Bildern, deren Verbindung dem Gesetz von Ursache und Wirkung widerspricht, aber jedes Bild ist nach diesem Gesetze aus einer Empfindung hervorgegangen, und die einzelnen Empfindungen wiederum

sind durch Eindrücke und Vorstellungen veranlasst, welche unter sich in natürlichem Zusammenhange stehen. In diesem Complex von Eindrücken und Vorstellungen also ist der Sinn des Unsinns zu finden.

Dass Goethe selbst das Wort »Unsinn« nur in der hier entwickelten Bedeutung gebraucht hat, dass er damit nur solche dichterische Producte hat bezeichnen wollen, welche der »schlichte Menschenverstand sich nicht aneignen« kann, weil ihr Sinn nicht in klare Begriffe aufgelöst und durch logische Gedankenfolge verknüpft ist, sondern vielmehr ein Etwas enthält, was Phantasie und Empfindung als ein Unausgesprochenes, Halbunbewusstes mit in den Kauf geben, das geht auch daraus hervor, dass er im zwölften Buch von »Dichtung und Wahrheit« ein Gedicht »Halbunsinn« nennt, welches wol Niemand als halb sinnlos zu betrachten versucht sein wird. Es ist dies »Wanderers Sturmlied«, eine der schönsten seiner »Hymnen und Dithyramben«, in denen die Empfindung des Dichters unmittelbar aus dem Herzen hervorbricht und, durch die Eindrücke der Umgebung auf seine bewegliche Phantasie geleitet, gleichsam unter unsern Augen dichterische Gestalt gewinnt. Es ist klar, dass dort mit der Bezeichnung »Halbunsinn« nur die theilweise mangelnde Verknüpfung der sprunghaft auf einander folgenden, mannigfach wechselnden Bilder der Phantasie gemeint ist, deren Anlässe nicht in dem Gedichte selbst enthalten sind, sondern in den vom Dichter verschwiegenen äusseren Umständen und seiner leidenschaftlich erregten Seelenstimmung, unter denen das Gedicht entstanden ist, so dass auch dieses Gedicht in der That ohne Zuhilfenahme der Kenntniss jener Umstände dem »schlichten Menschenverstande« nur halb angeeignet werden kann.

Doch selbst wenn Goethe die Absicht gehabt hätte, in den »Weissagungen des Bakis« unter manchem Leicht-

fasslichen und anderem Tiefsinnigen auch einiges ganz Sinnlose zu geben, so lag es doch nicht in seiner Macht, dies Letzte hervorzubringen. Denn mehr als jeder Andere ist grade der grosse Geist den unabänderlich nothwendigen, gesetzlichen Formen seines Denkens unterworfen. Was er denken will, steht bei ihm, wie er es denkt, ist von der feststehenden Organisation seines Denkvermögens abhängig; zu sprechen aber ganz ohne zu denken, ist ihm überhaupt unmöglich. Ein harmonischer Geist, wie der Goethe's, kann trotz der grössten Anstrengung keinen ganz sinnlosen Ausspruch zu Tage fördern. Der scheinbaren Sinnlosigkeit wird immer ein versteckter Sinn zu Grunde liegen, der wenigstens in dem Geiste des Dichters eine gewisse Verknüpfung der Widersprüche darstellt; sein »Wahnsinn« wird »Methode« haben, wie der Hamlet's, grade weil es ein absichtlicher Wahnsinn ist, und weil diese absichtliche Thätigkeit nicht vor sich gehen konnte ohne die dem Dichter eigenen gesetzlichen Denkformen, oder ohne dass er sich überhaupt etwas dabei gedacht hätte.

Es wird also darauf ankommen, die Bilder der »Weissagungen« mit Hilfe der anschauenden Phantasie rückwärts in Empfindungen umzusetzen und diese wieder auf Begriffe zurückzuführen, welche dem Geiste Goethe's am meisten geläufig, ihm gleichsam immer gegenwärtig waren und in all sein Denken einflossen, wenn man den Schlüssel zu seinen Räthseln und den Sinn jener Phantasmagorieen entdecken will.

Dieser Sinn ist keineswegs immer ein sehr verborgener, vielmehr liegt er nicht selten ganz nah bei der Hand und läuft wol auch mitunter auf einen Scherz hinaus. Man muss sich daher hüten, bei der Deutung der Sprüche tiefsinniger sein zu wollen, als der Dichter selbst, oder dieselbe gar zu consequent bis in die kleinsten

Einzelheiten durchzuführen, sonst ergeben sich neue Widersprüche, und man »stolpert über Strohhalmen«.

Wenn nun Goethe in dem oben angeführten Briefe über die ihm zugesandte handschriftliche Erläuterung, deren Inhalt unbekannt geblieben ist, sich so unmuthig geäussert hat, so galt diese Ablehnung gewiss nicht der Absicht des Versuches selbst, sondern der in demselben angewandten Methode, welche vermuthlich darauf ausging, in pedantisch correcter Weise durch tiefsinnige und weithergeholte Auslegung jedem Worte des Dichters gerecht zu werden. Dass aber Goethe selbst, der es ja sonst nicht verschmähte, auf Anregung fremder Versuche zu manchen seiner dunkleren Poesieen eine nachhelfende Erläuterung zu geben, (»Urworte, orphisch«. »Die Geheimnisse«. »Harzreise im Winter«) jede Aufklärung der »Weissagungen« unterliess, ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, dass er den Charakter dieser »Thorheiten«, der grade im Geheimnissvollen liegt, und ihren Zweck, den Leser »verwirrt zu machen«[1] dadurch vernichtet haben würde. Dem Leser dagegen ist es nicht zu verargen, wenn er dem Dichter auch bei diesen Thorheiten einen weisen Sinn zutraut und sich aus der ihm zugedachten Verwirrung zu lösen versucht. Mit Recht hat daher Heinrich Viehoff in den fünfziger Jahren eine Deutung der seltsamen Sprüche unternommen, und Düntzer ist ihm auf dem einmal betretenen Wege gefolgt. Die Bemühungen Beider haben viele Dunkelheiten aufgehellt, aber doch noch manche, bisher unausgefüllte Lücke gelassen. Was ich hier gebe, soll nur dazu dienen, die durch sie gewonnene Einsicht zu erweitern und zu ergänzen. —

Ein Theil der räthselhaften Sprüche nun enthält überhaupt nichts Räthselhaftes; es sind diejenigen, welche auf

[1] Brief an A. W. Schlegel vom 20. März 1800.

mannigfache Weise das Thema ausführen, dass die Weissagung bei der Menge kein Gehör findet, sondern nur Demjenigen zu Gute kommt, der selbst weise ist und sich von den Erfahrungen des täglichen Lebens belehren lässt. Solcher Art sind die Sprüche 1, 3, 15 und 16. Einige andere bieten kaum eine Schwierigkeit, so dass über sie auch Viehoff und Düntzer, einzelner Meinungsverschiedenheiten ungeachtet, in der Hauptsache einig sind. Es sind die Sprüche 17, 19, 20, 24, 25, 26, 27, 28, 31 und 32. Geringe Abweichungen von den Erläuterungen Jener, die sich auch mir wiederum aus der Betrachtung dieser Sprüche ergeben haben, will ich hier übergehen, zumal wir alle Drei Recht haben können, da es zum Wesen orakelhaften Ausdrucks gehört, vieldeutig zu sein. — 14 und 23 hat schon Viehoff endgiltig gelöst; ebenso die Reihe 5, 6, 8, 11, 12, 13, welche er, geleitet durch Riemer's Bemerkung: »Da ihre Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin«, mit den Ereignissen jener Zeit in Verbindung gebracht hat. Zu 6 sei mir eine Vermuthung erlaubt. Sollte Goethe nicht, wie so oft, auch bei diesem Spruche, trotz seiner allgemeinen Tendenz ein ganz bestimmtes Ereigniss im Auge gehabt haben? Wenigstens liegt es nicht fern, bei den Worten: »Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen«, an den Prätendenten Ludwig XVIII. zu denken, der, aus Frankreich verbannt, sich im Jahre 1799 in das ihm von Paul I. gewährte Asyl zu Mitau in Kurland zurückzog; unter der »kalten Schwelle« würde dann vielleicht dies Vorland des nordischen Reiches zu verstehen sein. In seinem Exil beschäftigte sich dieser Fürst mit stillen Studien, wenn auch nicht mit Landbau, wie es der Pentameter: »Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend um ihn!«, freilich nur als Rath, anzudeuten scheint. Auch das zweite

Distichon: »Dann verstummen die Hunde[1]; es wird ein Geier[2] ihn wecken, Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.« wäre dann in Erfüllung gegangen; denn Ludwig wurde 1814 als König heimberufen und gab den Franzosen die Constitution, was freilich Goethe 1800 beim ersten Druck der »Weissagungen« noch nicht wissen konnte. Warum Düntzer unter »Ceres« hier »die Göttin der staatlichen Bildung« und unter dem »neuen Geschick« »die Rückkehr zur alten Thätigkeit« verstehen will, vermag ich nicht einzusehen. — In ähnlicher Weise scheint mir auch der Spruch 24 durch Napoleons gewaltsamen Siegeslauf veranlasst worden zu sein. — Es bleiben zu näherer Betrachtung noch die Sprüche 2, 4, 7, 9[3], 10, 18, 21, 22, 29 und 30, deren Deutung durch Viehoff und Düntzer mir der Ergänzung und Berichtigung bedürftig erscheint. Sie bewegen sich Alle mit Ausnahme der beiden letzten um einen und denselben ideellen Mittelpunkt.

Spruch 2 lautet:

»Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb sie dem Ganzen dahin!«

Unter dem langen und schmalen Wege verstehe ich Beobachtung und Selbstüberwindung. Je mehr man Beides übt, desto leichter schreitet man auf diesem Wege vor-

1 Die Demagogen. Vgl. Xenien 211 u. 213.

2 Nach Viehoff »Die Noth«, nach Düntzer »Die Reue des Volkes«; meiner Meinung nach »der Krieg«, der sich von Leichen nährt, wie der Geier von Aas.

3 Diesem Spruch stehe ich ebenso rathlos gegenüber wie Viehoff; Düntzer's Erklärung will mir nicht zureichend erscheinen.

wärts. Die nachfolgenden Schlangengewinde sind die bekämpften Irrthümer und Begierden (an einer andern Stelle spricht Goethe von der »schlangenknotigen Begier«). Ist man zur Erkenntniss der Wahrheit und zur Seelenruhe durchgedrungen, so werden die überwundenen Irrthümer und Leidenschaften zur freundlichen Erinnerung, die man zum Kunstwerk gestaltet als Beichte der Menschheit übergeben möge. — Viehoff bezieht den Spruch ganz allgemein auf den »Lebensweg«, Düntzer auf »die Naturwissenschaft«. Jene Deutung scheint mir zu weit, diese zu eng.

Spruch 4.

»Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt, und mit Menschengesichte
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt;
Lässt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.«

Wenn der sehnsüchtig ahnende Drang nach Erkenntniss sich zu menschlich klarer Anschauung der Idee über die im ewigen Fluss befindlichen Erscheinungen erhebt, dann enthüllt sich die Wahrheit und lässt den silbernen Schleier der Dichtung herniedergleiten, welcher ihm nun das fliessende Leben selbst mit goldenem Schimmer verklärt. Vgl. hierzu »Sprüche in Prosa« III (214): »Wem die Natur ihr offenbares Geheimniss zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.«

Wahrheit und Natur als »offenbares Geheimniss« unter dem Bilde einer verschleierten Jungfrau und die Dichtung als ihren durchsichtigen und verschönenden Schleier aufzufassen, ist eine Goethe durchaus geläufige Anschauung. So heisst es in dem Gedichte »Zueignung«:

»Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!«

Wie denn das ganze Gedicht den schönsten Commentar zu diesem Spruche bildet. — Viehoff und Düntzer halten ein wenig zu verständig die in dem Nachen fahrende Schöne für die »Zukunft«.

Spruch 7.

»Sieben gehen verhüllt und Sieben mit offnem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Grossen der Welt;
Aber die Andern sind's, die Verräther, von Keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.«

Viehoff hält die »Sieben Verhüllten« für »Verschwörer«, die »Sieben mit offnem Gesichte« für »Leute, die unter dem Deckmantel der Tugend selbstsüchtige Zwecke verfolgen«; Düntzer denkt an »sorgenvolle Rathgeber« und an solche, die »mit leichtfertiger Heiterkeit die Ihrigen in sorglose Ruhe wiegen«; die Zahl »Sieben« scheint ihnen bedeutungslos. Beider Erklärungen sind mehr dem »schlichten Menschenverstand«, als der Anschauungsweise des Dichters angepasst. Meiner Ueberzeugung nach handelt es sich hier um »Wahrheit« und »Irrthum«, ein Gegensatz, mit dessen Betrachtung sich Goethe während seines ganzen Lebens häufig beschäftigte, sodass nach Einfügung dieser beiden Worte, deren jedes aus sieben Buchstaben besteht (den Diphthong *ei* als *einen* Vocal genommen), der Anfang des Spruchs lauten würde: »Wahrheit gehet verhüllt und Irrthum mit offnem Gesichte«.

Die »Wahrheit« als verhüllte Gestalt ist uns soeben in Spruch 4 begegnet. Statt aller weiteren Auslegung des Sinnes führe ich als Erläuterung zu den einzelnen Theilen des Spruches der Reihe nach parallele Aussprüche Goethe's an:

Sprüche in Prosa III (179) »Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche: damit lässt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe: danach zu forschen ist nicht Jedermann's Sache.«

II (157) »Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir Alle nur blinzend so daran vorbeizukommen, *in Furcht sogar, uns zu verbrennen.*«

III (269) »Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, dass wir uns für beschränkt erkennen sollen; der Irrthum schmeichelt uns, wir seien auf ein- oder die andere Weise unbegrenzt.«

IV (937) »Das Wahre fördert; aus dem Irrthum *ent*wickelt sich nichts, er *ver*wickelt uns nur.«

V (969) »Eine falsche Lehre lässt sich nicht widerlegen; denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, dass das Falsche wahr sei.« Ferner »Analyse und Synthese« (Werke, XL S. 485): »Eine falsche Hypothese ist besser, als gar keine; aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art Glaubensbekenntniss wird, *woran Niemand zweifeln, welches Niemand untersuchen darf*, dies ist eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden.«

Endlich »Vier Jahreszeiten«. Herbst 55.

»Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.«

und 56

»Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer. Aber das Irren,
Immer schadet's; wie sehr, sieht man Ende des Weg's.«[1]

—

Spruch 10.

»Einsam schmückt sich zu Hause mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt sie; es zeiget sein Aug' ihr das vollendete Bild.«

Viehoff versteht unter der »Jungfrau« »die Freiheit«, Düntzer »die Wahrheit«. Jede der beiden Deutungen enthält nur einen Theil des richtigen Sinnes. Genauer betrachtet ist es »die Idee« und ihre Erscheinung. Wiederum lässt sich der Spruch im Einzelnen am besten durch Goethe's eigene Aussprüche erläutern, die ich hier anführe: »Sprüche in Prosa« III (334) »Die Idee ist ewig und einzig; dass wir auch den Plural brauchen ist nicht wohlgethan. *Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee;* Begriffe sprechen wir aus, und in sofern ist die Idee selbst ein Begriff.« III (336) »Die Manifestation der Idee, *als des Schönen,* ist ebenso flüchtig, als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. *Dies ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.«* VII (566) *»Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.«*

V (978) » . . . Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt. . . . . *Das Gesetz, das in die*

[1] Vgl. hierzu noch Spr. in Pr. I. 781 u. 782: II. 835: V, 971.

Erscheinung tritt, in der grössten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objectiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjecte finden muss, von denen es aufgefasst wird.« [1] Das würdigste Subject, der »Eine, dessen Auge der Idee ihr vollendetes Bild zeigt«, ist natürlich der Dichter, der sie zum reinen Kunstwerk gestaltet.

Spruch 18.

»Sag, was zählst du? — »Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein anderes Zehn, Hundert und Tausend hernach.« —
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — »Und wie denn?« —
Sage zur Zehne: Sei Zehn! Dann sind die Tausende dein.«

Düntzer bezieht den Spruch auf das thätige Leben, indem er ihn deutet: »Man darf nicht ängstlich alles Einzelne berechnen, sondern muss mit entschiedener Kraft handeln.« Viehoff kommt der Sache etwas näher, da er ihn »gegen überängstliche Mikrologen gerichtet« glaubt, »die Alles bis in's Kleine und Kleinste zu analysiren suchen und darüber nie zur Gewinnung des Grossen und Bedeutenden gelangen.« Mir scheint sein Sinn die Bedeutung der ideellen Anschauung gegenüber der oft überschätzten begrifflichen Analyse hervorzuheben. Zur Erläuterung meiner Ansicht diene: »Sprüche in Prosa« V (1016): »Begriff ist *Summe*, Idee *Resultat* der Erfahrung; jene zu ziehen, wird Verstand, dieses zu erfassen, Vernunft erfordert.« »Analyse und Synthese« (Werke XL, S. 485): »Die Hauptsache, woran man bei ausschliesslicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, dass jede Analyse eine Synthese voraussetzt. *Ein Sandhaufen lässt sich nicht analysiren.«* »Xenien« 56: »Analytiker«.

[1] Vgl. noch III, 856 und 857.

»Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält? —
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.« —

»Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller« S. 108 (vom 18. Juni 1826): »Die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze Sicherheit ist weiter nichts, als *Identität.* Zweimal zwei *ist* nicht vier, sondern es ist eben *zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier.*«

Spruch 21.

»Blass erscheinest du mir und todt dem Auge. Wie rufst du
Aus der innern Kraft heiliges Leben empor?
»Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig geniessen;
Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg.«

Düntzer sieht hierin »die Schilderung der religiösen Erhebung, welche den Körper des frischen Lebens beraubt, aber die Seele beschwingt, im Gegensatz zur schwankenden sinnlichen Liebe« des vorhergehenden Spruchs 20. Viehoff's Vermuthung geht auf »die geheimnissvolle Wirkung der Skulptur«. Beide streifen das Richtige von verschiedenen Seiten, ohne es jedoch zu treffen. Meiner Meinung nach ist es wiederum »die Idee«, welche der innern Anschauung des Künstlers »leblos und blass«, als abstractes Lebensgesetz, erscheint, während sie im Leben selbst seinem äussern Auge niemals in »vollendeter« Gestalt gegenübertritt. Aber grade durch diesen »Mangel« an wirklichem Leben erregt sie die »innere« Kraft des Dichters, der nun der angeschauten Idee in einem Kunstwerk »heiliges Leben« einhaucht, und durch diese dem Göttlichen sich annähernde,

schöpferische Thätigkeit »über sich selbst hinweggehoben« wird, während, wenn er die Idee »dem Auge vollendet« schon im wirklichen Leben anträfe, ihm nichts zu schaffen, sondern nur »ruhig zu geniessen« bliebe. Die zu Spruch 10 angeführten Stellen dienen zum Theil auch diesem zur Erläuterung.

Spruch 22.

»Zweimal färbt sich das Haar, zuerst aus dem Blonden in's Braune,
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errathe das Räthsel, so ist die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, dass du die erste bezwingst.«

Wieder »die Idee als Lebensgesetz in der Erscheinung«. Wo und wann auch immer die Idee in die Erscheinung tritt, wächst dieselbe nach einem unwandelbaren Naturgesetz, wie die Bewegung des Pendels, bis zu einem gewissen Höhepunkte an, um dann nach demselben Gesetz allmälig wieder abzunehmen. Wohin die schwindende Kraft fliesst, eben daher quillt sie auch, so dass aus dem Tode sich das Leben erklärt. In den »Sprüchen in Prosa« V (978) heisst es: »Beispiel von der Rose«. »In den Blüthen tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nur wieder der Gipfel dieser Erscheinung. Perikarpien können noch schön sein. Die Frucht kann nie schön sein; denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich (in's blosse Gesetz) zurück,« und unmittelbar darauf 979: *»Schönheit der Jugend aus Obigem abzuleiten. Alter stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. Inwiefern das Alternde schön genannt werden kann.«* Nämlich insofern es ebenfalls die Erscheinung des Gesetzes, nur in seiner Abnahme, wie die Jugend in seiner

Zunahme, darstellt und dadurch erst die Idee zur Vollständigkeit ihrer Erscheinung ergänzt. Daher in dem Spruch der Ausdruck »silbergediegen«.

Viehoff sowohl als Düntzer geben nur unbestimmte Hinweise, die nichts erklären. Jener sagt, »die zweimalige Umwandlung der Haarfarbe solle wohl sinnbildlich auf zwei Hauptveränderungsepochen im Innern des Menschen hindeuten«; dieser meint nur, »der Spruch beziehe sich auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse«.

Es bleiben nur noch Spruch 29 und 30.

»Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fusse;
Auf die Scheitel gestellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und fest bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.«

»Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen geniesse du das und koste nicht tiefer!
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.«

Schon Viehoff hat erkannt, dass die beiden Sprüche zusammengehören, giebt aber nichts weniger als eine Erklärung. Düntzer begnügt sich mit dem Wink: »*Freiheit* wird so leicht zur Frechheit und Willkür, *Liebe* zur Eifersucht; man muss sich vor leidenschaftlicher Ueberspannung auch bei diesen höchsten Gütern hüten.« Er scheint also anzunehmen, dass in den beiden Distichen des 29. Spruches zwei verschiedene Dinge gemeint seien, während sie doch augenscheinlich beide sich auf ein und dasselbe Ding beziehen. Auch was ich gebe, ist nur eine Vermuthung, zu deren Gunsten ich vorläufig keine Parallelstellen anzu-

führen weiss. Das Ganze scheint mir ein Scherz, auf dessen Fassung Goethe's Spruch (Zahme Xenien III, 1) passen würde:

»Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade!
Des Propheten tiefstes Wort,
Oft ist's nur Charade.«

Ich vermuthe als Lösung des Räthsels 29 das Wort »Pantoffel« in seiner eigentlichen und sinnbildlichen Bedeutung. Ein zierlicher Pantoffel am Fusse (»zu Fusse«) einer schönen Frau wird »verehrt, ja angebetet«, indem man vor ihm auf den Knieen liegt; wogegen unter dem Pantoffel zu stehen (»auf die Scheitel gestellt«) »von Jedem verflucht« wird. Der Pantoffel der Geliebten wird mit »zufriedener Lippe« geküsst, aber das Pantoffelregiment einer Maitresse ist der »Abscheu der Welt«.

In Spruch 30 wird das Sinnbild des vorigen Räthsels durch ein neues Räthsel in seine Bedeutung »Frauengunst« im edlen und gemeinen Sinne aufgelöst. Wie hoch Goethe Frauengunst geschätzt hat, würde, wenn es nicht sonst sattsam bekannt wäre, aus der Stelle in Tasso III, 4 hervorgehen:

»Jedoch es ist ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchstverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird.
Und fragst du mich nach diesen beiden Schätzen:
Der Lorbeer ist es und *die Gunst der Frauen.«*

Als Beleg zu Goethe's Sinnesweise nach der andern Seite ist mir nur zur Hand »Sprüche in Prosa« III (315): »Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken«;

doch zweifle ich nicht daran, dass sich genauer einschlagende Worte auffinden lassen.

Wollte nun Jemand fragen, ob mit Hilfe aller Erläuterungen aus den »Weissagungen des Bakis« für die poetische Empfindung oder philosophische Lebensanschauung ein erklecklicher Gewinn zu ziehen sei, so müsste man ihm mit einem ehrlichen »Nein« antworten, es sei denn, dass man schon das als Gewinn betrachtet, einen so grossen und vielseitigen Geist auch einmal über der spielenden Thätigkeit seiner Phantasie belauscht zu haben. Denen aber, welche es beklagen möchten, dass es dem Dichter mitunter gefallen hat, statt klarer Lebensweisheit geheimnissvolle Anspielungen auszusprechen, deren Sinn trotz aller darauf verwandten Mühe für den Verstand nicht ganz aufzuhellen ist, bleibt nichts übrig, als sich bei der Antwort zu beruhigen, die Goethe selbst in den »Zahmen Xenien« II, 21 (»Mit Bakis' Weissagungen vermischt«) giebt:

»Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft in's Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn.«
Deshalb thu' ich Busse!
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.«



III. Neue Mittheilungen.



I. Sechsunddreissig Briefe von Goethe.

mitgetheilt von

W. Arndt, C. v. Beaulieu-Marconnay, W. Creizenach, L. Geiger, K. Goedeke, L. Hirzel, W. L. Holland, H. Hüffer, G. v. Loeper, F. Muncker, C. C. Redlich, L. Urlichs, G. Weisstein.

Vorbemerkung.

Von den nachfolgenden 36 Briefen von Goethe ist Nr. 1 von *F. Muncker*, 2 und 36 von *L. Hirzel*, 3—5, 7—11, 17, 27, 29, 30 von *L. Urlichs*, 6 und 14 von *G. v. Loeper*, 12 von *K. Goedeke*, 13, 16, 21, 34 von *W. Arndt*, 15, 19, 23, 31 von *G. Weisstein*, 18 und 24 von *W. Creizenach*, 20 und 32 von *H. Hüffer*, 22 von *W. L. Holland*, 25 von *L. Geiger*, 26 von *C. C. Redlich*, 28, 33, 35 von *C. v. Beaulieu-Marconnay* mitgetheilt. Die Genannten haben auch den von ihnen veröffentlichten Briefen die Einleitungen, Anmerkungen und erklärenden Abhandlungen hinzugefügt, von mir rührt nur die Anordnung her.

L. G.

1.

(An Prof. Batsch. 18. December 1789.)

In der seit kurzer Zeit der herzoglich braunschweigischen Bibliothek in *Wolfenbüttel* einverleibten *Mengen'schen* Autographensammlung befindet sich folgender bisher ungedruckter Brief *Goethe's* an den Botaniker *Aug. Joh. Gg. Karl Batsch* (28. October 1761 bis 29. September 1802, seit 1786 ausserordentlicher, 1792 ordentlicher Professor in Jena), ganz eigenhändig mit deutschen Lettern geschrieben, 8vo:

Ew. Wohlgeb.

sende ich den botanischen Versuch über welchen ich mich Morgen mit Ihnen vorzüglich zu unterhalten wünschte. Ich habe ihn weder völlig endigen, noch genugsam ausarbeiten können, indess wird er auch wie er da liegt Stoff zum Gespräch geben.

Ich wünschte Ihre Meinung:

1) Ueber die Idee im Ganzen und wiefern Sie damit einstimmen.

2) Ueber den Vortrag ob Sie ihn einleuchtend halten.

3) Wünschte ich dass Sie mir mehrere Beyspiele anzeigten welche meine vorgelegte Theorie entweder einschränken oder bestätigen.

Ich habe die §§ einsweilen mit Bleystift numerirt, wenn Sie bey einem oder dem andern sich etwas notiren wollten.

Das übrige mündlich.

Es freut mich recht sehr dass sich die Weimarischen Gartenknechte gut halten.

W. d. 18 D. Ew. Wohlgeb.
1789 ergebenster
Goethe.

Es kann zweifelhaft erscheinen, ob das Datum in dem Original »18 D.« oder »18 J.« zu lesen ist. Die Angabe des Ortes erhellt das Dunkel nicht; denn in Weimar war Goethe am 18. Dec. 1789 ebensowohl als an demselben Tage des Januars, Junis und Julis. Dagegen spricht vielleicht die Handschrift selbst, namentlich aber der Inhalt des Briefes für den December. Unter dem botanischen Versuch, um den es sich darin handelt, kann nur die Schrift über *die Metamorphose der Pflanzen* gemeint sein, welche im Januar 1790 vollendet wurde und, da Göschen den Verlag ablehnte, bei Ettinger in Gotha 1790 erschien. Etwa seit dem Juni 1789 arbeitete Goethe daran, besonders eifrig seit dem October desselben Jahres. Unser Brief stammt aus einer Zeit, da Goethe die Resultate seines Forschens bereits in eine zusammenhängende Form gebracht hatte; das Schriftchen war schon für den Druck ausgearbeitet, aber noch nicht vollendet. Das weist uns entschieden auf das Ende des Jahres 1789. Am 18. und 19. December war Goethe wegen der Anwesenheit des Prinzen Constantin an der herzoglichen Tafel in Weimar; unmittelbar darauf begab er sich nach Jena, um sich mit Batsch über seinen botanischen Versuch zu besprechen; an der auf den 21. December bestimmten Jagd nahm er nicht Theil. An Knebel schrieb er am 22. December aus Jena: »Ich melde Dir, mein Lieber, dass es mir wohl geht, und dass Batsch die

Sache sehr gut aufgenommen hat. Ich habe wieder neue psychologische Erfahrungen bei dieser Gelegenheit gemacht und sehe wohl, dass der Umfang des Ganzen schwer zu denken ist. Ich arbeite es nun aus und es mag hingehen. Die Hauptsache wird nun sein, dass ich die Idee weiter ausarbeite und durch Beispiele und Tafeln erläutere.« Er dachte erst am 25. December Abends heim zu kommen, kehrte aber eher wegen der Geburt seines ersten Sohnes zurück. Höchst wahrscheinlich kündigte er durch unsern Brief dem Jenaer Forscher seinen Besuch an, der ursprünglich wohl auf den 19. December festgesetzt war (»über welchen ich mich Morgen mit Ihnen vorzüglich zu unterhalten wünschte«), aber durch das Bleiben des Prinzen Constantin sich um einen Tag verzögerte, wenn man nicht annehmen will, dass Goethe noch am 19. December Abends nach Jena ging. Batsch erhielt die Schrift noch einmal, nachdem sie vollendet war, im Januar 1790 zur Durchsicht; in dem Briefe vom 19. Januar, mit dem er sie zurücksandte, erinnerte er sich freudig der schönen Stunden, die er jüngst mit Goethe verlebt hatte, und bezog sich auf die damals mündlich gemachten Bemerkungen [1]. Die wenigen bisher bekannten Briefe Goethe's an Batsch, den er wegen seiner Begabung und seines unermüdlichen Strebens sehr schätzte und nach Kräften förderte (vgl. Goethe, Geschichte meines botanischen Studiums), beginnen erst im Jahr 1790; der früheste vom 9. Juli ist in der deutschen Romanzeitung (Berlin 1871, Nr. 12, Spalte 944) gedruckt.

1 Zur deutschen Literatur und Geschichte, ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlass, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Nürnberg 1858. I., 132 ff. — Ueber die Metamorphose der Pflanzen vgl. noch die Briefe Goethe's an den Herzog vom 6. Febr. 1790 und an Knebel vom 9. Juli 1790.

2.

(An Prof. Batsch[1]. *14. Februar 1794.)*

Ew. Wohlgeb.

übersende einen Aufsatz, den ich Ihrer und Ihrer Naturforschenden Freunde bester Aufmerksamkeit empfehle; er ist in jedem Sinne Concept und Sie würden mich durch jede Art der Anmerkung, beyfällig oder abfällig, abnehmend oder hinzufügend, sehr verbinden.

In der botanischen Angelegenheit habe das verabredete Promemoria Serenissimo übergeben und Hrn. Hofgärtner Reichart um ein Gutachten über den Gewächshaus-Bau ersucht. Von den Resultaten gebe seiner Zeit Nachricht. Leben Sie recht wohl und grüssen Sie Hrn. Dr. Scherer.

W. den 14. Febr. 94. Goethe.

3.

(An Böttiger. — Eigenhändig[2]. *26. October 1798.)*

Unserm würdigen Schröder glaubte ich, bey Gelegenheit der Wallensteinischen Vorstellungen, einen

1 Das Original dieses Briefes besitzt Hr. Seminarlehrer Markwart in Wettingen bei Baden im Kanton Aargau.

2 Dr. Scholl, Sohn eines Königlich Sachsischen Zahlmeisters, der aus politischen Gründen ausgewandert war, theilte in Philadelphia seinem Freunde Vezin mehrere an Böttiger gerichtete Briefe mit (von Herders Frau, Jean Paul, Klopstock, Kotzebue, Joh. Müller, Voss, ferner Pestalozzi an Wieland), welche er oder sein Vater ohne Zweifel in Dresden von dem Besitzer erhalten hatte. Hrn. Vezins Schwester, Frau Ernst Hasenclever, hat mir erlaubt sie abzuschreiben.

freundlichen Gruss schuldig zu seyn, es freut mich, dass er ihn so gut aufgenommen hat. Seine Antwort ist mir beruhigend, indem ich dadurch aus der Ungewissheit gezogen werde, und, mit mehrerer Zuversicht, meine kleinen Plane für diesen Winter verfolgen kann[1]. Der ich dankbar den mitgetheilten Brief zurücksende und recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 26. October 1798. Goethe.

4.

(An Niemeyer. — Unterschrift eigenhändig[2]. 15. November 1802.)

Sehr gern ergreif' ich die Gelegenheit, welche mir beyliegendes Bändchen[3] darbietet, um Ew. Wohlgeb. an die Augenblicke zu erinnern, welche wir zusammen in Halle, Lauchstädt und Weimar dieses Jahr über

1 Schiller hatte gehofft, Schröder, welcher sich der bekannten Streitigkeiten halber vom Hamburger Theater zurückgezogen hatte, würde den Wallenstein in Weimar spielen, und Goethe hatte ihn zu diesem Gastspiel eingeladen. Die Verhandlungen gingen, wie es scheint, durch Böttigers Hände, welcher Schröder in Hamburg besucht hatte. (Sch. an G. Nr. 464). Aber Schröder konnte sich nicht zur Rückkehr auf die Bühne entschliessen. Goethe hatte den ungünstigen Ausgang vorausgesehen. Die schliessliche Absage erhielt er durch Böttiger, wie es scheint, mit einer Zuschrift des Schauspielers. Denn der gleich am folgenden Tage an Schiller gegebenen Nachricht (Nr. 537) liess er auf dessen Wunsch den Brief Schröders folgen (Nr. 538—40).

2 Von der Schwiegertochter des Kanzlers, der verwitweten Frau Consistorialdirector Niemeyer in Greifswald, nebst Nr. 5 mitgetheilt.

3 Das Vorspiel »Was wir bringen« mit »Mahomet« und »Tankred« in ein Bändchen zusammengeheftet, wie das am 28. Nov. an Knebel gesandte Geschenk (Nr. 241.).

genossen und die, wenigstens für mich, so manches erfreuliche und nützliche erzeugten. Möchten Sie sich bey diesen dramatischen Arbeiten, deren Zweck und Werth Sie mehr als andere zu beurtheilen wissen, jene Stunden wieder ins Gedächtniss rufen, in denen wir uns über das Allgemeine und Ausgebreitete besprachen, da diese kleinen Arbeiten freylich nur das Besondre und Beschränkte ausdrücken. Wie sehr wünschte ich das nächste Jahr Verhältnisse fortzusetzen, welche sich auf eine so erfreuliche Weise gebildet haben und das Mädchen von Andros persönlich auf das Lauchstädter Theater einzuführen [1].

Einen Wunsch, der Ihnen, so viel ich weiss, nicht ganz unbekannt ist, wage ich noch, im Vertrauen auf Ihre Gefälligkeit, hinzu zu fügen. Wenn es nämlich Ihre Verhältnisse erlauben, so wird es mir viel Vergnügen machen den kleinen Merkur in meiner Sammlung aufstellen zu dürfen, wo er sich in Gesellschaft von seines Gleichen befinden würde, da er bisher nur einzeln und einsam aufbewahrt wurde. Ich würde mir die Freyheit nehmen dagegen ein bedeutendes Werk zu übersenden, das zu pädagogischen Zwecken sehr brauchbar und sowohl zur Unterhaltung, als Belehrung

1 Niemeyer, den Goethe in Lauchstädt und Halle kennen gelernt hatte (W. 27, 113), übernahm, nachdem Einsiedel »Die Brüder« nach Terenz zur Aufführung gebracht hatte, die Andria für die Maskenspiele, welche »Paläophron und Neoterpe« eröffnet hatten. Schon am 15. September sandte G. das Stück an Schiller (Nr. 875). In Lauchstädt wurde es am 23. Juni 1803 aufgeführt (Weber, Weim. Theater, S. 81).

geeignet ist. Der Titel liegt hierbey[1], nicht um Ihre mir schon erprobte Gefälligkeit zu bestechen, sondern zu erfahren ob dieses Werk sich nicht etwa schon in Ihrer Bibliothek befinden möchte. Sollte ich auch ausserdem noch irgend förderlich und behüflich seyn können, so würde ich es mir zur angenehmen Pflicht rechnen.

Empfehlen Sie mich den werthen Ihrigen und erhalten mir ein freundschaftliches Andenken, so wie meinen Hausgenossen in deren Nahmen ich meine Grüsse zu verdoppeln habe. Weimar am 15. Nov. 1802. Goethe.

5.

(An Niemeyer. – Datum und Unterschrift eigenhändig. 8. Juni 1803.)

Ew. Wohlgeb.

ist es gewiss interessant zu vernehmen, dass *die Fremde aus Andros* gut gegeben[2] und gut aufgenommen worden. Ich hoffe beydes soll auch in Lauchstädt zu Ihrer Zufriedenheit geschehen. In Hoffnung Sie und die Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, diesen Sommer wieder zu sehen, unterzeichne ich mich

W. d. 8. Juni 1803

Ew. Wohlgeb.
ergebensten Diener
J. W. v. Goethe.

1 Fehlt.

2 Am 6. Juni. Im November 1804 wurde sie auf Frau v. Staël's Verlangen nochmals aufgeführt (Carl Aug. an G. Nr. 219). Vgl. W. 27. 116, 124, 150.

6.

(An Riemer. 10. September 1803.)

In den 1846 von Riemer in seinen »Briefen von und an Goethe« herausgegebenen mit dem Jahre 1804 beginnenden Briefen fehlt ein für das Verhalten Goethe's zu jüngeren Männern seiner Umgebung besonders charakteristisches Dokument, sein Brief an Riemer vom 19. Mai 1809, der zuerst 1861 in der Berliner Goethe-Ausstellung mitgetheilt und nachher von mir erworben wurde. Er ist ganz von des Dichters eigner Hand (2 Seiten Folio), während das voraufgehende gleichfalls in meinem Besitz befindliche Billet vom 10. September 1803, also die *erste* schriftliche Spur ihres Verkehrs, von ihm diktirt und nur unterzeichnet ist. Andere Ergänzungen der gedruckten Korrespondenz finden sich in meinen Noten zum dritten Theile von Dichtung und Wahrheit, Textrevision, S. 224 bis 226.

Wenn Herrn Frommann und Ihnen, mein werthester Herr Riemer aus einem achttägigen Aufenthalt in Jena Vergnügen und Nutzen erwachsen kann, so ist es auch mir sehr angenehm, ob ich gleich die Ungeduld des kleinen Schülers kaum zu mildern weiss, der mit Leidenschaft seinen neuen Lehrer erwartet.

Der ich recht wohl zu leben wünsche

Weimar am 10. Sept. 1803. Goethe.

7.

(An J. M. Wagner[1]. — Unterschrift eigenhändig. 18. Nov. 1803.)

Mit Vergnügen habe ich Ihnen, mein verehrter Herr Wagner, anzuzeigen: dass Ihnen der Preis un-

1 Nr. 7—11 in der Würzburger Sammlung, dem v. Wagner'schen Kunstinstitut.

serer diessjährigen Ausstellung mit 60 Ducaten zuerkannt worden [1].

Da ich aus Ihrem Briefe vom 8. Juli fast vermuthen könnte dass Sie indessen eine Reise angetreten: so frage ich durch gegenwärtiges noch: ob Sie sich noch in Würzburg befinden? um Ihnen gedachte Summe, nebst der Zeichnung, wenn der kleine Umriss danach genommen ist, ungesäumt zuzusenden.

Wollten Sie mir, in Ihrem nächsten Schreiben, doch einige Nachricht von Ihrem Geburtsorte Ihrer Kunstbildung und sonstigen Schicksalen geben: so würde es mir sehr angenehm seyn.

Ich würde dagegen ein Empfehlungsschreiben an des Herrn Grafen von Thürheim Exzellenz beylegen, da mir die besondere Gunst dieses Herrn gegen Gelehrte und Künstler genugsam bekannt geworden.

Sollten Sie in der Folge nach Paris oder Rom gehen: so würde ich Ihnen dahin noch einige bedeutende Addressen geben können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, d. 18. Nov. 1803. Goethe.

Der Schreiber beyliegenden Briefes, der auch ausserdem sehr viel mit der diessjährigen Kunstausstellung zu thun hat, empfiehlt sich bey Gelegenheit der Uebersendung des Preises von 60 Duc: hiermit bestens und hofft dass

1 Mit einer Zeichnung über das Thema »Polyphem und Odysseus«. G. W. 27, S. 139. J. B. der Jen. L. Z. 1804, Nr. 6 unter dem Strich. An Eichstädt Nr. 20. 22. Vgl. meine Schrift J. M. von Wagner, ein Lebensbild. 1866. S. 5 fg.

ihm von einem billigdenkenden und den Preis gewinnenden Künstler, für seine vielfältig gehabten Bemühungen ein kleines Gratial nicht verweigert werde, welches gewöhnlich in 2 Ducaten bestand. Doch möchte er nicht vorschreiben sondern es dem gutdenkenden Geber überlassen.

Die Addresse ist

An Ludwig Geist
bey dem Herrn Geh. Rath von Göthe
in Weimar.

8.

(An Wagners Vater, den Hofbildhauer Peter Wagner in Würzburg. — Unterschrift eigenhändig. 23. März 1804.)

Des Herrn Grafen von Thürheim Exzell. haben in einem, vor kurzem an mich abgelassnen Schreiben wegen Ihres lieben Sohnes die günstigsten Gesinnungen geäussert und zugleich für räthlich gefunden dass die Preiszeichnung nach München gesendet werden möge.

Indem ich nun, in so fern ich dabey einige Stimme habe, in dieser Absendung die gnädigen Gesinnungen Sr. Excell. verehre, so will ich Ihnen, mein werthester Herr Hofbildhauer, die weitere Erklärung desshalb und die Besorgung dieser Sache völlig überlassen. Vielleicht sprächen Sie mit Herrn Professor *Schelling* darüber, dem ich mich bestens zu empfehlen bitte.

Inliegendes haben Sie die Gefälligkeit zu bestellen.

Weimar d. 23. März 1804. Goethe.

9.

An Herrn / Martin Wagner / Mahlern / nach Paris.
(Unterschrift eigenhändig. 25. März 1804.)

Moses, der die Quelle aus dem Felsen hervorruft, ist zum Gegenstand der Rückseite einer Medaille vorgeschlagen. Man wünscht nicht mehr Figuren als nöthig sind die Hauptmotive der Handlung mit Sparsamkeit darzustellen.

Moses, der im Sinne Rafaels (siehe dessen Bibel) das Wasser mit einem kurzen Stabe mehr hervorlockt, als gewaltsam hervorschlägt (ein langer Stab ist ohnehin nicht plastisch vielleicht liesse man auch einen kleinern aus der Composition.)

Mit dem Moses wenige Figuren (vielleicht nur zwey oder drey) doch gross gehalten, dass sie den runden Raum völlig und glücklich ausfüllen.

Verschiedene Künstler wollen die Gefälligkeit haben mir umrissne und ausgetuschte Entwürfe zu diesem Zwecke mitzutheilen. Darf ich Dieselben durch Gegenwärtiges auch darum ersuchen. Die Grösse des Rundes der Zeichnung wünscht man etwa einen Fuss im Durchschnitt.

Durch eine Zeichnung nach vorstehender Anleitung würden Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Was zu Ihren Gunsten in Würzburg geschehen ist und in München vielleicht noch geschehen wird, erfahren Sie durch Ihren Herrn Vater. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören womit Sie sich

beschäftigen und wie es Ihnen geht. Wenn Sie nach Rom gehen sollten sind Sie Herrn v. *Humboldt* empfohlen. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 25. März 1804. Goethe.

(Dazu Zettel:)

Mrs. Corbay. Perolle Parfumeur Rue de la Maure No. 10 Paris.

Pour Mrs. Desport et Comp. de Weimar.

Was Sie mir zu schicken haben geben Sie gefällig an vorstehende Personen in Paris ab so wird es ganz sicher an mich gelangen.

10.

(An denselben eigenhändig. — Geändertes Blättchen. 28. März 1804.)

Hier der Kürze wegen einige Empfehlungs-Blättchen. Ich wünsche Glück zu allem guten was Ihnen wiederfährt und ersuche Sie mir Nachricht zu geben wenn Sie in Rom angekommen sind.

W. d. 28. März 1804. Goethe.

11.

A Monsieur / Monsieur Wagner / de Würtzbourg / Peintre d'Histoire / a / Rome.

(Unterschrift eigenhändig. 4. August 1804.)

Die Nachricht, dass Sie glücklich in Rom angekommen sind[1], war mir sehr erfreulich, so wie ich

[1] Am 31. Mai.

Ihnen vielmahls danke, dass Sie meinen Wunsch wegen einer Zeichnung haben erfüllen wollen. Möchten Sie dieselbe um ein Stäbchen rollen und, in Wachstuch wohl eingenäht, unter meiner Addresse dem Courier mitgeben. Personen, welche sich länger in Rom befinden, werden Ihnen hierinn mit Rath an Handen gehen [1].

Wenn Sie einige Zeit in Rom sind so lassen Sie mich doch etwas näheres von Ihren Studien wissen, auch was Sie unter den neuen Gegenständen vorzüglich angezogen hat.

Wenn ich nicht irre so kommt Herr von *Humboldt* manchmal auf kurze Zeit in die Stadt, versäumen Sie doch nicht sich darnach zu erkundigen und ihn bald aufzusuchen. Es wird mich immer freuen zu hören dass Sie sich wohl befinden und vorwärts gehen.

Die Zeichnung des Polyphems werde ich, wenn sie zurückkommt, als ein freundliches Andenken aufbewahren.

Weimar d. 4. Aug.
1804. Goethe.

12.

(An Heyne. 2. Juli 1805.)

Ein glücklicher Zufall brachte mir einige an den Göttinger Professor Christian Gottlob Heyne gerichtete

1 Die Zeichnung befindet sich auch in dem Würzburger Kunst-Institut.

Briefe, die nach Amerika verhandelt werden sollten und nun dahin abgegangen sein mögen, vor Augen. Darunter befindet sich ein ganz eigenhändiger Brief Goethe's.

Ew. Wohlgeb.

erhalten mit vielem Danke die aus Ihrem Bücherschatze mir anvertrauten Bände zurück, nebst der Bitte mir auch künftig einen so schätzenswerthen litterarischen Beystand nicht zu versagen.

Den Antheil den Ew. Wohlgeb. an W. Briefen genommen ist mir höchst erfreulich und erinnert mich an die schönen Stunden in denen ich unter mancherley heitern Gesprächen auch dieser Ueberbleibsel gegenwärtig gedachte. Verwahren Sie beykommendes Exemplar zu meinem Andenken und erhalten mir Neigung und Gewogenheit.

Weimar d. 2. Juli
1805. Goethe.

Die zurückerfolgenden Bände waren der Göttinger Bibliothek entliehen und wurden für die Farbenlehre benutzt. Das an Heyne gesandte Exemplar ist, wie leicht erkennbar, das Buch Goethe's über Winkelmann. Orthographie und Interpunction sind genau wie im Originale.

13.

(An Zach. Werner. 28. April 1809.)

Sie erhalten, lieber Werner, hiebey das Original *vom 24. Februar;* eine Copie so wie die ausgeschriebenen Rollen bleiben in meinen Händen. Wir dürfen

tans nicht läugnen, dass die Aufführung des Stücks einige Gefahr hat. Deswegen lassen Sie mich damit so lange zaudern bis ich mit Muth und Ueberzeugung daran gehen kann, und glauben Sie, dass ich auch hierbey Ihr Bestes im Sinne habe.

Weimar
den 28. April Goethe.
1809.

Die unter Nr. 13, 16, 21, 34 mitgetheilten Briefe sind von mir der in der kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Radowitz'schen Autographensammlung entnommen, in welcher sie die Nummern 7171, 7166, 7167 und 7172 führen. Aus Nr. 13 und 16 gab Hübner-Trams, der Verfertiger des Catalogs dieser Sammlung, bereits — keineswegs genügende — Auszüge, vgl. Catalogue de la collection précieuse de lettres autographes laissée par feu Mr. J. de Radowitz, troisième partie etc. Berlin 1864. S. 569—571.

Der Brief an Zacharias Werner besteht aus einem halben Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers, der zu Quart zusammengefaltet. Nur der kurze Reverenzstrich und die Namensunterschrift ist von Goethe eigenhändig hinzugefügt. — Ueber die Entstehung des Werner'schen Trauerspiels »Der Vierundzwanzigste Februar«, hat Düntzer in seinem Buche: Zwei Bekehrte, Leipzig 1873, S. 158 fgg. Mehreres mitgetheilt. Goethe und Werner hätten »einen Wettkampf in einem einaktigen Drama verabredet, in welchem Werner die Folgen des Fluches, Goethe die des Segens darstellen sollte«. In der Note zu dem von Werner »am Abend des Tages des heiligen Apostels Mathias (24. Februar) 1814« geschriebenen Prolog zu seinem Stücke,

wird berichtet, dass dies im Februar 1809 unter Goethe's Auspicien zu Tage gefördert, »von diesem grössesten Kunstkenner und Musageten Deutschlands und Europas einer huldvollen Aufnahme gewürdiget, ja sogar unter seiner Leitung und auf eine seiner würdige, nämlich vollkommen und durchaus meisterhafte Weise, späterhin zu Weimar dargestellt worden ist«. Goethe war im Frühjahr 1809 wegen der von der Jagemann gegen seine Theaterleitung angezettelten Intriguen überaus verstimmt, musste es namentlich auch dem von ihm so begünstigten Werner auf's Aeusserste verdenken, dass derselbe Ende März im Hause der fürstlichen Geliebten Wohnung genommen, in dieser, und in Weimar selbst, bis zum 4. Juni weilte. So verschob sich die Inscenirung des 24. Februars. Am 4. Mai (vgl. Teichmanns Liter. Nachlass S. 329 fgg.) übersendet Werner das Stück an Iffland, als »sein neuestes dramatisches Product, welches Goethe für mein gelungenstes erklärt, auch zu der Aufführung desselben bereit ist, insofern nur die jetzigen Zeitverhältnisse ihm Zeit, Musse und Heiterkeit genug verstatten, das Stück einstudiren zu lassen«. Weiter schreibt er, dass er nach Goethe's Meinung die Triebfeder der griechischen Tragödie, den Fluch, sehr zweckmässig in's Spiel gebracht, dass Goethe auch das Motiv des Stückes sehr billige. Das Urtheil Goethe's wird uns durch eine am 30. April 1810 zu Henriette von Knebel (aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, S. 440) gethane Aeusserung, dass Werner in seinem Leben kein besseres Stück machen würde, bestätigt; schon am 22. Februar 1810 hat Henriette dem Bruder geschrieben (a. a. O. S. 418), dass Goethe es unter die »vorzüglichsten Geistesoperationen« und unter die »geistigsten Produkte« Werner's zähle. Nach den Tag- und Jahresheften (§ 730) ist die Aufführung des Vierundzwanzigsten Februars bereits im Jahre 1809 von Goethe mit grosser Sorgfalt vor-

16

bereitet worden; an »seinem Tage« 1810 fand dieselbe dann statt, nach Goethe (Tag- und Jahreshefte § 760) »ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig«. Auch Henriette von Knebel (a. a. O. S. 418) hebt das ganz vortreffliche Spiel hervor, am interessantesten sind aber die Aufzeichnungen, die Genast aus den Tagebüchern seines Vaters, Goethe's treuem Wöchner, uns mitgetheilt (Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, I., S. 173).

14.

(An Riemer. 19. Mai 1809.)

Den gestrigen Vorfall sehe ich als ein günstiges Ereigniss an, denn die böse Laune, der Sie Sich zeither übergeben musste früher oder später eine Scene herbeyführen, und ich gestehe Ihnen Sie haben meine Geduld auf starke Proben gestellt. Doch will ich gern, da das Uebel einmal einen Ausbruch genommen hat, und Sie aus unerfreulicher Erfahrung wissen wohin wir geführt werden können, mich beruhigen und wir wollen es weiter zusammen versuchen. Indessen mache ich Ihnen zur Pflicht an Selbstbeherrschung, ja an Selbstständigkeit zu denken und sich nach einem Amte umzusehen, deren manche Sie mit Ehren begleiten [sic] könnten und geschähe es nur um die Ueberzeugung bei Sich zu nähren: dass in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert

wird und dass wir nur in sofern für etwas gelten als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmässige und zuverlässige Weise entgegen kommen.

Vom Besondern erwähne ich nichts, als dass ich Ihnen eine sorgfältige Prüfung der Manuscripte [1] empfehle eh sie dem Druck übergeben werden. Doch dieses und alles andre wird sich leicht finden, wenn Sie Ihre schönen Einsichten auf die augenblicklichen Lebenspunkte wirksam conzentriren. Und so lassen Sie uns wieder zusammenkommen als wenn nichts gewesen wäre. Jena den 19ten May. 1809. G.

15.

(An Silvie von Ziegesar. 25. Juli 1809.)

Von Goethe's zahlreichen Briefen an die Familie des im Jahre 1813 als Generallandschaftsdirektor von Weimar, Eisenach und Jena verstorbenen Freiherrn von Ziegesar, insbesondere von den an dessen Tochter Silvie gerichteten, ist bisher wenig bekannt geworden. Einige sind im zweiten Bande von »Schelling's Leben. In Briefen. 1870« veröffentlicht und ein Billet, kurz nach dem Tode der Frau Rath geschrieben, hat Biedermann mitgetheilt (Goethe-Forschungen S. 395). Eine stattliche Reihe ungedruckter Briefe an Silvie aus den Jahren 1801 bis 1814 verzeichnet Diezel als im Besitze des Freiherrn von Werther befindlich.

Weder aus den bisher veröffentlichten Briefen, noch aus den erwiesenermassen an Silvie gerichteten Gedichten

1 Der Wahlverwandtschaften und des Anfangs der Wanderjahre.

»Zum 21. Juni 1808«, »Bergschloss« (Hempel I, 60) lässt sich mit Genauigkeit Goethe's Verhältniss zu der um sechsundzwanzig Jahre jüngern Freundin feststellen. Auch das nachfolgende eigenhändige Billet, dessen Schluss sich auf die Wahlverwandschaften zu beziehen scheint, ist nicht geeignet, wesentlichen Aufschluss über das Verhältniss des Dichters zu der später (1814) mit einem Pastor verheiratheten Freundin zu geben. Da Goethe berichtet, er sei am 23. Juli »wieder« nach Jena gegangen (Tag- u. Jahreshefte 721), so ist der Brief in Jena geschrieben. Er lautet:

Heut war meine Hoffnung Sie in kleinerer Gesellschaft zu sehen, und Sie gehen gleich auf und davon. Leben Sie recht wohl, liebste Silvie, und gedenken Sie mein.

Sobald ich in meinen Arbeiten Licht sehe, bin ich bey Ihnen und hoffe Sie vergönnen's auf einige Zeit.

d. 25. Jul. 1809. G.

16.

(An Prinzessin Friederike Caroline von Mecklenburg-Strelitz. 16. November 1813.)

Durchlauchtigste Fürstinn,
gnädigste Frau.

Die Härte der Zeit, die mir so lange jede Annäherung an Ew. Hoheit untersagte, habe ich nie schwerer gefühlt, als da ich verhindert ward beykommendes Werk, welches schon geraume Zeit bey

mir liegt, schuldigst zu übersenden. Nunmehr zaudre ich nicht es zu thun, damit in einer so ersehnten Epoche, durch Erinnerung an frühere Zeit, Ew. Hoheit etwas angenehmes entgegen komme: Denn gewiss macht es Höchstdenselben ein reines Vergnügen des würdigen Mannes zu gedenken, der die beyden Bände verfasst hat, sein edler Sinn drückt sich darin vollkommen aus, und man versetzt sich dabey so gern in jene Tage da man persönlich ein Zeuge so vieler sittlichen Vollkommenheiten seyn durfte.

An diese Erinnerungen schliesst sich bey mir nothwendig die lebhafte Vorstellung an, wie Ew. Hoheit mich, durch Ihro Gunst und Gnade beglücken wollen und rege wird der Wunsch dass es mir bald wieder so wohl werden möge Ew. Hoheit jrgendwo zu begegnen, um mich Ihrer theilnehmenden belebenden Güte abermals zu erfreuen.

Der ich, unter den angelegentlichsten Empfehlungen an Ihres Herren Bruders hochfürstl. Durchl. mich mit der gefühltesten Verehrung unterzeichne

Weimar d. 16. Nov. 1813.

Ew. königl. Hoheit
unterthänigster
J. W. v. Goethe

Der Brief besteht aus einem Quartbogen etwas feinern Papiers, als sonst damals gebräuchlich. Er ist ganz und gar von Goethe's eigener Hand, mit dem entschiedenen Bestreben nach kalligraphischer Schönheit, geschrieben. Der Text ist auf 3 Seiten vertheilt. Die Adressatin des Briefes kann Niemand anders sein als die Prinzess Friederike

Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz, die in erster Ehe mit Friedrich Ludwig Karl Prinz von Preussen vermählt, seit dem Jahre 1798 die Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels war. Zum zweitenmal im Jahre 1814 Wittwe geworden, vermählte sie sich am 29. Mai 1815 mit Ernst August Herzog von Cumberland, dem spätern König von Hannover. Sie starb am 29. Juni 1841. Auf sie allein, von allen fürstlichen Personen, die im Jahre 1813 lebten und mit Goethe in Verbindung standen, passt die Anrede am Anfang und Ende unseres Briefes. Ihr im Briefe erwähnter Bruder ist der Erbherzog Georg Friedrich Karl Joseph, der am 12. Aug. 1779 geboren, nach dem am 6. November 1815 erfolgten Tode seines (durch den Wiener Kongress zum Grossherzog erhobenen) Vaters, die Regierung antrat und sie zum Segen seines Ländchens bis zu seinem am 6. September 1860 erfolgten Abscheiden führte. Aus dem von seinem Sohn, Herzog Georg, warm geschriebenen Lebensbild: »Zum 17. October 1866. Allen lieben Landsleuten gewidmet von einem Mecklenburger«, entnehmen wir, wie jener im August des Jahres 1810 Goethe's persönliche Bekanntschaft in Teplitz gemacht, seit der Zeit dem Dichter treu zugethan geblieben. Bekannt ist die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher der Grossherzog den Dichter an seinem Geburtstage 1828 erfreute, indem er die im Studirzimmer des jungen Goethe zu Frankfurt ehemals vorhanden gewesene Standuhr ankaufen liess und sie als Geschenk dem greisen Dichter zum 28. August 1828 darbrachte. Goethe's schönen, tief empfundenen Dankbrief aus Schloss Dornburg, theilt der Verfasser des oben genannten Lebensbildes (S. 64. 65.) mit.

Die Fürstin wird in der »Belagerung von Mainz« 1793, Werke (Hempel) 25. 239, dann in den Tag- und Jahresheften 1807 (§ 655) erwähnt (Goethe's Aufenthalt in Carlsbad). Die Worte aber, mit denen dies geschieht, »Zu-

nächst hab' ich nun der Fürstin Solms, einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg, zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies«, lassen allerdings die Deutung zu, dass die persönliche Bekanntschaft mit derselben schon früher stattgefunden. Die Frau Rath hatte die Prinzessin schon 1790 kennen gelernt, da sie mit ihrer Schwester Louise — der spätern unvergesslichen Königin von Preussen — und ihrem Bruder Georg, während der Kaiserkrönung Leopolds II., im Goethehause einlogirt war. Wer kennt nicht die reizende Erzählung, wie die beiden Prinzessinnen zum Gaudium der Frau Rath, und zum Entsetzen der gestrengen Oberhofmeisterin, am Hofbrunnen nicht satt genug Wasser pumpen konnten?

Auch nach dem Jahre 1807 blieb Goethe in steter Verbindung mit der Fürstin. Ob er sie im Jahre 1810, während seines in den August fallenden Badeaufenthaltes in Teplitz gesehen, ist fraglich, da sie dort damals auf den Tod krank war (vergl. Zum 17. Oct. 1866. S. 40). Ein Brief an sie vom 3. Jan. 1812 soll sich im Geh. Haus-Archiv in Weimar befinden (Diezel's Verz. Nr. 277). Am 15. Aug. 1815 empfing Goethe auf der Gerbermühle bei Frankfurt ihren, so wie ihres (dritten) Gemahls Besuch. Am 20. August erwiderte Goethe denselben. Ein weiteres Zusammentreffen fand im October 1818 in Weimar statt (vergl. Th. Creizenach Marianne von Willemer, S. 45—47 u. S. 112). Am 11. Juni 1826 endlich sandte der Dichter der Herzogin die von Anton Radl gravirten Ansichten: Frankfurt von der Gerbermühle aus und die Gerbermühle von der Frankfurter Seite aus gesehen, so wie die Rösel'sche Zeichnung vom Hof des Goethehauses in Frankfurt mit dem darin befindlichen Brunnen; eine Sendung, die er mit einer besondern Widmung und je einem Vers begleitete. Unter der Zeichnung des Brunnens stand das bekannte: »An diesem

Brunnen hast auch Du gespielt« (vergl. Th. Creizenach a. a. O. S. 83 u. 84, und dessen frühern Aufsatz: »Goethe's und Klinger's Geburtshäuser« Preuss. Jahrbücher, Bd. 25, S. 70).

Wer der »würdige Mann, der die beyden Bände verfasst hat«, ist, vermag ich natürlich nicht — da alle weiteren Angaben fehlen — mit Bestimmtheit anzugeben; zunächst wird man ohne Zweifel an den am 20. Januar 1813 gestorbenen Wieland denken müssen.

17.

An Frau Hofrath von Schiller (Eigenhändig, ohne Datum[1]. *17. Januar 1814?)*

Der gute *Ernst* ist wieder in Jena, sonst hab' ich durch August mittelbar auf ihn gewirkt. Jetzt wünsche ich mit Ihrer Einstimmung etwas direct für ihn zu thun. Er will Jurisprudenz studieren und da ist die schönste Gelegenheit in's Lateinische und Römische zu gelangen und sich die Verdienste und Vortheile dieser Sprache und Nationalbildung zuzueignen. Für sich das zu thun ist schwer, ja unmöglich. Daher würde ich Herrn *Eichstedt* veranlassen, den jungen Mann an sich heran zu ziehen und ihn in die lateinische Gesellschaft aufzunehmen, und ihn zum Fleisse nöthigend,

1 Nr. 17 ist aus der Sammlung des Freiherrn Friedrich v. Schiller von dem Verstorbenen abschriftlich mitgetheilt worden.

ihn fort zu leiten. Geschieht dies mit Ihrem Beifall, so thue ich's heute[1]. Alles Gute.

G.

18.

(An Willemer. 26. April 1815.)

Auch nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Goethe-Willemer'schen Briefwechsels sind eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften erschienen, die interessantes und wichtiges neues Material beibringen; so vor allem der von Hüffer in der deutschen Rundschau, Bd. XVI S. 105 ff., in welchen zwei bisher unbekannte Briefe Goethe's an Willemer mitgetheilt sind. Zu meiner Freude kann ich nunmehr noch einen weitern ungedruckten Brief Goethe's an Willemer mittheilen. Derselbe begleitete die Uebersendung des Gedichtes »Reicher Blumen goldne Ranken«, das vom 12. Februar datirt ist, aber erst mehr als zwei Monate später in Frankfurt eintraf[2]. Der ganz eigenhändige Brief lautet[3]:

1 Die Zustimmung der Mutter wird gleich erfolgt sein, denn am 17. Januar erliess G. das Empfehlungsschreiben an Eichstädt (B. a. E. Nr. 172), worin er mit grosser Zartheit die mangelhafte Vorbereitung Ernst's andeutet. Unter den Hauslehrern, welche die Söhne erhielten, gerieth Abeken über die Methode der Erziehung in eine Differenz mit der Mutter, die er in einem erhaltenen Brief ohne Datum bespricht. Nach seinem Abgange besuchte Ernst die Schule und genoss den Unterricht von Jos. Schulze; später die Universität Heidelberg; während August v. Goethe sich zum Staatsdienst vorbereitete, bezog Ernst wieder die Universität Jena, wo er nach der Mutter Zeugnisse (Charl. v. Schiller I, 372) fleissig studirte.

2 Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne.

3 Im Original deutsche Lettern, blos das *Cursiv* gesetzte lateinisch.

Möge die Verspätung des beykommenden Gedichts durch die Erklärung entschuldigt werden: dass es lange auf dem Papier stand, ehe die Einfassung, ohne die es nichts bedeutete hinzugefügt werden konnte. — Denn obgleich solche Zierrathen im Orient nicht fremd sind so kostete es doch einige Mühe sie nach *Weimar* zu verpflanzen.

Unter Glas und Rahmen wünschte ich das Blättchen an Ihrer Wand zu wissen; damit Sie meiner in guter Stunde eingedenk sein mögen. Um baldige Nachricht und Auskunft bittend

herzlich verbunden

W. 26. April 1815. Goethe.

Der Brief befindet sich als ein Geschenk Mariannens im Besitz des Herrn Alexander von Bernus jun. in Manchester. Herr von Bernus hat eine Copie an Julius Frese überschickt, welcher die Güte hatte, mir dieselbe zur Veröffentlichung zu überlassen.

19.

(An Medicinalrath Günther. 10. August 1815.)

Der Adressat nachfolgenden Briefes, Johann Jakob Günther, wurde im Jahre 1771 zu Neviges bei Elberfeld, als Sohn des dortigen Wundarztes geboren. Nachdem er von dem Studium der Theologie zu dem der Cameralwissenschaften übergegangen war, widmete er sich endlich zu Marburg der Medicin. Kurze Zeit hatte er ein Physikat in Deutz inne und lebte dann als praktischer Arzt in Cöln, wo er alsbald den Titel als königlich preussischer und

später auch als herzoglich nassauischer Medicinalrath erhielt. Neben seinem ärztlichen Berufe beschäftigte er sich vielfach mit literarischen Arbeiten. In verschiedenen rheinischen Zeitungen und Zeitschriften, auch in der Kölnischen Zeitung, erschienen lyrische Gedichte und Aufsätze allgemein wissenschaftlichen Inhalts von ihm.

Wie aus Günther's nachgelassenen Aufzeichnungen zu entnehmen ist, kamen einige Artikel von ihm, fragmentarische Betrachtungen ästhetischen Inhalts, über Dichtkunst, über den Begriff der Schönheit, auch ein Essay über Abälard und Heloise u. s. w. zur Kenntniss Goethe's. Vielleicht haben gemeinschaftliche rheinische Bekannte dann Günther veranlasst, Einiges von seinen Arbeiten an Goethe zu schicken und so wird der vorliegende Brief die Beantwortung einer derartigen Sendung gewesen sein. Günther starb im Jahre 1852. Das Original des Briefes befindet sich im Besitz einer Enkelin Günther's, der Frau Auguste Rolfs in Cöln.

Ew. Wohlgeb.

freundliches Schreiben würde schon längst dankbar beantwortet haben, wenn ich nicht gehofft hätte, auf einer Reise nach Cölln Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Da jedoch nur wenig Zeit auf jene Fahrt verwendet werden konnte, bin ich, so sehr ich es auch gewünscht, nicht nach Deuz gekommen und sehe mich daher im Falle, ehe ich aus dieser Gegend scheide, Ew. Wohlgeb. schriftlich verbindlichst zu danken, für den mir an meinen Arbeiten gegönnten Antheil.

Denn was kann wohl erfreulicher sein, als wenn der Schriftsteller seine späteren [sic] Tage belebt sieht

durch glückliche Wirkungen die er auf jüngere Männer hervorgebracht.

Bleiben Sie daher versichert dass jedes Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Neigung mir höchst schätzbar seyn werde.

Zu fortdauerndem Wohlwollen mich angelegentlichst empfehlend

Wsb. d. 10. Aug. 1815. ergebenst Goethe.

Couvert-Aufschrift:

Des Herrn
Medicinalrath Günther
Wohlgeb.
franc. Deutz
gegen Coelln.

20.

(An Busching. 27. September 1816.)

Goethe bemerkte im ersten Heft von Kunst und Alterthum am Schlusse des Aufsatzes »Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar«: »Unsern Bemühungen im Südwesten kommt ein wünschenswerthes Unternehmen im Nordosten zu gute, die von Herrn Dr. Büsching besorgten wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters, welche keinem, der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben dürfen.« Der hier genannte Dr. Büsching ist Johann Gustav, der Sohn des beruhmten Geographen Anton Friedrich Büsching, er selbst, vornehmlich durch germanistische Arbeiten bekannt, geboren zu Berlin am 19. December 1783,

gestorben als Professor zu Breslau am 4. Mai 1829. Er trat früh in Verbindung mit Goethe, der den germanistischen Studien nicht gerade die Begeisterung der Romantiker, aber ein lebhaftes, verständnissvolles Interesse zugewendet hatte. Im Jahr 1810 schickte der Dichter, wie Büsching erzählt, dreissig Folio-Blätter, »halbe Bogen Oelpapier, auf welchem jeden eine beträchtliche Anzahl von Gestalten vorkam. Ein längliches Viereck zur Seite hatte die dazu gehörige Schrift enthalten, von der sich aber« — weil die Schrift nicht durchgezeichnet war — »nichts fand.« Goethe meinte, die Bilder möchten irgend ein Heldengedicht illustriren, und forderte Büsching auf, dasselbe ausfindig zu machen. Dies konnte freilich nicht gelingen. Dagegen entdeckte von der Hagen mit Hülfe Eichhorns und des Geheimen Raths Beuth, die Zeichnungen seien einer oldenburgischen Handschrift des Sachsenspiegels entnommen, welche auf 136 Pergament-Blättern im Jahre 1336 von dem Rasteder Mönch Heinrich Gloysten angefertigt wurde. Büsching gab darüber 1812 in dem ersten Hefte der »Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst« mit wenigen Worten Nachricht. Vier ereignissvolle Jahre vergingen, und Goethe konnte im Herbst 1814 und 1815 an den befreiten Ufern des Rheines liebe Jugend-Erinnerungen und den Sinn für nationale Geschichte und Bildung auffrischen. Frucht dieses Aufenthaltes war der zu Anfang dieser Zeilen erwähnte Reisebericht. Büsching dankte für die Empfehlung der wöchentlichen Nachrichten, indem er dem ersten Bande, der im Juli 1816 die bis dahin erschienenen Blätter vereinigte, eine Widmung an Goethe vorsetzte.

»Seit manchem Jahrzehnt«, schreibt er, »hat der Deutschen Meister die vielseitigen Regungen des wechselvoll bewegten theuren Vaterlandes in sich aufgenommen. Sie aussprechend und verkündigend, war Er der Schöpfer

neuer Gestaltungen, und in den kräftigen, vollendeten und vollkommenen Zügen, welche die Hand des Meisters entworfen, erkannte ein jeder selbst klar wieder, was er gewollt, gestrebt, gesucht und gewirkt hatte.

Die unvollkommenen Versuche dieser Blätter hat des Meisters Wort durch freundliche Empfehlung geehrt, und so werden sie auch Dem freudig und dankbar geweiht, der schon so viele Lehren, so viele freudige Stunden durch Seine Werke schenkte und schon öfter freundlich entgegen kam dem Ueberreichenden«.

Wie sich denken lässt, hatte Büsching nicht verfehlt, den Dichter um Beiträge zu ersuchen. Goethe sendet am 27. September 1816, jetzt zum zweiten Male, die erwähnten Zeichnungen, mit dem Vorschlage, Büsching solle einen Theil derselben nachbilden lassen und dazu ein symbolisches Alphabet, z. B. Besitz, Habe, Kaiser, Richter, heraussuchen. Diesen Rath befolgte Büsching nicht; er liess — offenbar das Verständigste — auf zwei Tafeln eine Anzahl von Abbildungen lithographiren und die bezüglichen Stellen des Sachsenspiegels, um deren Auffindung sich schon früher der Staatsrath Körner, dann ein Schüler Büsching's, Friedrich Jarick, bemüht hatten, mit einigen Erläuterungen zusammenstellen. Goethe erklärt sich am 10. Juli 1817 damit einverstanden, mit dem Bemerken, dass er die zugesendeten Arbeiten sehr schön und zu dem vorgesetzten Zwecke vollkommen hinreichend finde. »Es kommt ja hier«, fährt er fort »darauf an, dass man das Interesse anregt, nicht, dass man es befriedigt, und ich bin überzeugt, dass wir nach Erscheinung dieser Aufsätze und der dazu bestimmten Bilder gar bald von vielen Seiten Beiträge und nähere Bestimmung erhalten werden. Mir scheint es auf alle Fälle sehr bedeutend: dasjenige, was in Bezug auf geistliche Bücher und Bilder schon gethan ist, auch für das Rechtliche, Bürgerliche und Politische zu leisten. Es wird dabei

zur Sprache kommen, dass nicht allein der ungebildete, sondern auch der durchaus reingebildete, natürliche Mensch dasjenige mit Augen sehen will, was ihm durch's Ohr zukommt, desshalb denn auch die bilderreichen so wie die bilderlosen Religionen ihren Charakter im entschiedenen Gegensatz bethätigen.« So erschien — im vierten Bande der wöchentlichen Nachrichten, mit dem Nebentitel: Der Deutschen Leben Kunst und Wissen im Mittelalter, Breslau 1819 — der Aufsatz »Das deutsche Recht in Bildern. Nach Zeichnungen [,] mitgetheilt durch Herrn Geheimrath von Goethe.«

Die von Goethe ausgesprochene Hoffnung ist nicht unerfüllt geblieben. Oft genug hat man seitdem die Bedeutung jener erklärenden Bilder sowohl für die Rechtsgeschichte als für die Kunstgeschichte hervorgehoben. Von dem Sachsenspiegel besitzen wir vier illustrirte Handschriften, in Heidelberg, in Wolfenbüttel, in Dresden und in Oldenburg. Von den Zeichnungen der Heidelberger und Dresdener Handschriften erschien bereits 1820 eine bedeutende Zahl in den »Deutschen Denkmälern« von Batt und Babo. Im vergangenen Jahre ist auch der Oldenburger codex picturatus dem Texte nach vollständig veröffentlicht, von den Abbildungen freilich noch immer nicht so viel als man wünschen möchte, aber genug, um ihren eigenthümlichen Charakter besser als die wenig geschickten Umrisse bei Büsching erkennen zu lassen[1]. In der Einleitung hat der Herausgeber, F. von Alten, nicht unterlassen, an die vorhin angeführten Worte des »Meisters der Deutschen« zu erinnern, und Jeder wird mit Vergnügen

1 Der Sachsenspiegel, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336, herausgegeben von A. Lübben. Mit Abbildungen in Lithographie und einem Vorwort zu denselben von F. von Alten. Oldenburg 1879.

wahrnehmen, wie ein von Goethe angeregtes Werk nunmehr nach siebenzig Jahren sich der Ausführung näherte, um abermals zu bestätigen, was Büsching schon in seiner Widmung so richtig als warm empfunden zum Ausdruck bringt.

Hermann Uhde hat Goethe's Brief vom 10. Juli 1817, aus welchem Büsching nur die bedeutendste Stelle mittheilte, in den Westermann'schen Monatsheften 1876, S. 256 vollständig veröffentlicht und die richtige Datirung festgestellt. Goethe's frühern Brief vom 27. September 1816 kann ich hier folgen lassen. Er wurde von Büsching einem eifrigen Autographen-Sammler, dem Geheimen Obertribunalsrath Brassert — gestorben 1841 — zum Geschenk gemacht und von dessen Neffen, Herrn Berghauptmann Brassert in Bonn, nebst den später mitzutheilenden Briefen Goethe's vom 28. April 1828 und Zelter's vom 27. März 1832 mir zur Benutzung freundlich überlassen.

Ew. Wohlgeb:

Hätte schon längst für die freundliche Zuneigung [Zueignung] und die mit vieler Theilnahme von mir beachteten Arbeiten meinen Dank abstatten sollen. Wollte ich die Versäumniss entschuldigen, so musste ich mancher für mich schmerzlicher und unangenehmer Dinge gedenken, lieber will ich sogleich einen Beitrag übersenden, der Sie interessiren kann und vielleicht zu Ihren Zwecken brauchbar ist. Sollten Sie einiges von den seltsammen Darstellungen in Kupfer stechen lassen, so würde ich rathen ein symbolisches Alphabeth herauszusuchen z. B. *Kaiser, Richter, Besitz, Habe* etc. Die Vorstellungen kommen immer

wieder. In den Vorarbeiten finden Sie Anlässe hierzu, die ich jedoch wieder durchzugehen ausser Stande bin. Mögen Sie mir anzeigen, was Sie etwa davon zu nützen geneigt wären, so würde ich aufgeregt, noch eins und das andere hinzuzufügen. Gegenwärtig nur, damit die Sendung nicht säume, meine besten Wünsche für Ihr Wohl.

Weimar d. 27. Septbr. 1816 — *ergebenst* *Goethe.*

Nur die Unterschrift ist von Goethe's Hand. Der Secretär hat in dem ersten Satze »Zuneigung« geschrieben, offenbar ein Missverständniss, denn Goethe will für die »Zueignung« der wöchentlichen Nachrichten danken. Unter den schmerzlichen und unangenehmen Dingen ist vor Allem der Sturz mit dem Wagen zu verstehen, der am 20. Juli, nicht weit von den Thoren Weimars die Weiterreise Goethe's nach dem Rheine vereitelte. Wie die Zeichnungen an Goethe gelangten, wüsste ich nicht anzugeben; es wird erwähnt, dass bereits in den Jahren 1745 bis 1750 der bekannte Jurist Christian Ulrich Grupen die sämmtlichen Darstellungen der Wolfenbüttler und ergänzend der Dresdener wie der Oldenburger Handschrift durchpausen liess.

21.

(An? — *14. April 1817.)*

Ew. Wohlgeb.

erhalten abermals einiges Manuscript, mit Bitte es baldigst absetzen zu lassen, damit man beurtheilen könne wieviel zu dem zweyten Bogen noch nöthig sey.

B. J. Schüz danckt schönstens für geneigte Aufnahme u hofft Erlaubniss zur Wiederkehr.

Einige Wiener Zeichenstifte folgen hiebey zur Probe.

J. d. 14 Ap 1817 ergebenst Goethe.

Der Brief auf einem Blatt in Quarformat ist von Goethe ganz eigenhändig geschrieben. An wen aber? Und worauf bezieht sich »einiges Manus(*c*)ript«? Die letztere Frage lässt sich vielleicht aus dem am 20. Mai 1817 an Zelter (II, 402) gerichteten Brief beantworten, wo es heisst: »Vom dritten Rhein- und Mayn-Heft, Erinnerung der Folgetage des Rochus-Festes sind schon drey Bogen gedruckt.« Da das Heft im Cotta'schen Verlag erschienen, wird es zu Augsburg in der Cotta'schen Buchdruckerei gedruckt sein. Die Form der Buchstabentypen ist entschieden dieselbe wie in den anderen bei Cotta hergestellten Goethedrucken. Da Cotta aber 1811 schon geadelt, kann die Anrede: Ew. Wohlgeboren, nicht ihm gelten. Es wird der Brief also wohl an einen Factor der Cotta'schen Druckerei gerichtet sein. War dies im Jahre 1817 schon Wilhelm Reichel; an den wir einen aus dem Jahr 1828 stammenden Brief Goethe's (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 586 fgl.) jetzt kennen?

Wer B. J. Schüz weiss ich nicht anzugeben. Die deutlich umgeschriebenen Anfangsbuchstaben des Vornamens weisen auf keinen der vielen »Schütze«, mit denen Goethe in Verbindung stand.

22.

(An? [1] *16. August 1817.)*

Ew Gnaden

vermelde schuldigst dass HE. v. *Munchow* sich erklärt:

dass er mit Vergnügen den angefangenen Unterricht fort zu setzen geneigt sey; dass aber ein *dauernder* Aufenthalt in Weimar nur vom 29 Sept bis 29 Octbr einzurichten sey.

Ich habe daher sogleich die Frage an ihm ergehen lassen:

ob er den Sept. über eine wöchentliche Anwesenheit allhier veranstalten, auch vorläufig die Tage, so wie die Dauer des Aufenthalts bestimmen könne?

Sobald ich Antwort erhalte vermelde dieselbe sogleich. Überlassend ob vorläufig Ihro Hoheit einige Meldung zu thun.

---

1 Den nachfolgenden, von Goethe durchaus eigenhändig in deutscher Schrift geschriebenen Brief habe ich im Jahre 1868 von dem damals in Tübingen verweilenden Herrn Augustin Fischer, welcher längere Zeit in der Umgebung des Kaisers Maximilian von Mexico als dessen Berather in kirchlich-politischen Angelegenheiten sich befunden und im Besitze einer ausgezeichneten Bibliothek und einer grossen Autographensammlung war, zum Geschenke erhalten. Herr Fischer theilte mir mit, dass er das Schreiben aus dem Nachlasse einer hohen deutschen Frau, die in Rom gelebt, dort empfangen habe. An wen dasselbe gerichtet ist, vermag ich nicht anzugeben, wie mir auch nicht bekannt ist, ob es irgendwo bereits veröffentlicht worden. Orthographie und Interpunction habe ich hier auf das genauste beibehalten. Was das Aeusserliche des Briefes betrifft, so ist er mit deutschen Buchstaben auf Postpapier mit dem Wasserzeichen J. Whatman geschrieben. Das Format des Papiers ist gross Quart.

Auf Morgen erbitte mir die Erlaubniss aufwarten zu dürfen, um noch einiges andre zu besprechen. Es sey mir vergönnt zur Tafel zu bleiben.

Für heute wünsche: dass beykommendes, als ein wohl u herzlich gemeynter, festlicher, kleiner Beytrag aufgenommen werden möge!

Hochachtungsvoll
gehorsamst
W. d. 16. Aug. J. W. v. Goethe.
1817.

23.

(An Charlotte von Schiller. 7. Mai 1819.)

Der englische Porträtmaler, George Dawe (lebte von 1781 bis 1829), befand sich im Frühjahre 1819 in Weimar, um die dortigen Berühmtheiten zu malen. Goethe's Porträt erschien als sehr gelungen, und als es im Jahre 1820 von Wright in London in Kupfer gestochen erschien, wurde es auf dem Umschlag des ersten Heftes des dritten Bandes von »Kunst und Alterthum« folgendermassen angezeigt: »Goethe's Brustbild in punktirter Manier, überaus zierlich und zart behandelt, dabey kräftig und von schöner malerischer Wirkung. Dieses Blatt kann, bloss als Kunstwerk betrachtet, für gut und verdienstlich gelten; überdem ist es aber auch unter den vielen in Kupfer gestochenen Bildnissen des Genannten dasjenige, welches ihn am ähnlichsten darstellt«. Goethe empfahl den Maler sowohl seinem Freunde Friedrich August Wolf, wie auch dem Staatsrath Schultz und gedenkt seiner in den Tag- und Jahresheften (1079 unter dem Jahre 1821) in sehr rühmenden Ausdrücken. Mit nachfolgenden eigen-

händigen Zeilen empfahl er den Maler der Wittwe seines verstorbenen Freundes. Die Adresse aussen lautet:

Frau
Hofräthin
von Schiller
Gnaden

und der Brief:

Erlauben Sie wohl, verehrte Freundinn, dass Hr. Dawe, ein vorzüglicher englischer Portraitmahler, Ihnen um zehen Uhr aufwarte, um seine Verehrung für unsern grossen Abgeschiednen zu bezeugen und seine Marmorbüste zu betrachten, die so viel ich weis, bey Ihnen aufgestellt ist.

W. d. 7. May 1819. treulichst Goethe.

24.

(An Melber. — Unterschrift eigenhändig. 20. August 1819.)

Ihr werther Brief, mein theuerster Vetter und Freund hat mir ein doppelt angenehmes Gefühl erregt, theils durch das mir gethane vortheilhafte Anerbieten, besonders aber auch als Zeugniss Ihres edlen Charakters und einer glücklichen Lage.

Schon bey meinem Aufenthalt in Frankfurt erfreute ich mich zu sehen wie Sie, durch Talent und Thätigkeit sich in den erwünschten Zustand gesetzt einer trefflichen Mutter, ihr hohes Alter mit Bequemlichkeit und Vergnügen zu umgeben, und sich selbst dadurch

eine Empfindung zu bereiten welche[1] für einen dankbaren Sohn die erfreulichste von allen bleibt.

Wenn Sie aber nunmehr, mein Theuerster, ältere, von dieser würdigen Frau, im Drang der Umstände eingegangene Verbindlichkeiten frühzeitig erfüllen, so geben Sie derselben abermals einen Beweiss dass Sie allen Pflichten, die sich nur irgend auf die gute Mutter beziehen könnten, genug zu thun geneigt sind. Ich nehme daher, besonders auch in diesem Sinne Ihr Anerbiethen dankbar auf, und freue mich das wohlwollende Verhältniss zwey so ehrwürdiger Schwestern auf die edelste und anständigste Weise gelöst zu sehen. Möge eine ununterbrochene Thätigkeit immerfort zu Ihrem und der Ihrigen Heil gesegnet seyn.

treulich ergeben

Jena J. W. v. Goethe.
d. 20. Aug.
1819.

Zur Erklärung des vorstehenden Briefes mögen folgende Bemerkungen über Goethe und David Melber dienen:

Die Beziehungen Goethe's zu der Melber'schen Familie sind aus Dichtung und Wahrheit bekannt; keine von den Frauen aus Goethe's Verwandtschaft ist dort von dem Dichter in so anziehenden und lebenswahren Zügen geschildert worden, wie die »lebhafte Tante«. In ihr musste Goethe manchen Anklang an die Art der eigenen Mutter

[1] Die Silbe *che*, die eine neue Zeile beginnen sollte, ist durch Versehen des Schreibers ausgelassen.

wieder erkennen und in ihrem Hause am belebten Markt, unter den mancherlei Herrlichkeiten, die der Melber'sche Laden darbot, hielten sich die Kinder gewiss lieber auf als bei der strengern und ruhigern Tante Starck in dem ernsten Pfarrhause. Und auch später, als der Knabe zu selbstständigem Denken heranreifte, in den ersten Zeiten des siebenjährigen Krieges, scheint Tante Melber dem Goethe'schen Hause von allen Textor'schen Verwandten am nächsten gestanden zu haben; war sie doch die einzige, die gleich der Familie des Dichters preussisch und fritzisch gesinnt war. Bei dem Berichte über den Aufenthalt in Frankfurt nach den Leipziger, den Strassburger und den Wetzlarer Zeiten treten freilich die Beziehungen zu den Verwandten in Goethe's Schilderung gänzlich zurück; es war den künstlerischen Absichten des Dichters durchaus gemäss, die Familienerinnerungen in die behaglich breite Darstellung der Kinderjahre zu verflechten, um späterhin bei Erzählung der entscheidenden Entwicklungsjahre möglichst ungehinderten Spielraum für die weiteren und freieren Ausblicke zu gewinnen.

Aber auch in seinen Aufzeichnungen über die späteren Besuche in Frankfurt hat Goethe der Familie Melber nicht gedacht, wenn auch aus dem voranstehenden Briefe die fortdauernde enge Verbindung der beiden Familien hervorgeht.

Die mit Kindern reich gesegnete Familie Melber muss indess, um welche Zeit vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, in bedrängte Umstände gerathen sein. Es hängt dies vielleicht mit dem Tode des Handelsmanns Melber (1780) zusammen. Jedenfalls war Tante Melber genöthigt, von der Frau Rath grössere Summen zu entleihen. Es ist noch ein Document aus dem Jahre 1788 erhalten, wonach Frau Rath Goethe ihrer Schwester 5000 Gulden vorgeschossen hatte, aber die Rückbezahlung

der einen Hälfte ihr erliess, so dass, nachdem Frau Melber 300 Gulden zurück gezahlt hatte, ihr bloss noch 2200 Gulden zu bezahlen übrig blieben. Inzwischen wuchs ihr aber eine Stütze heran an ihrem trefflichen Sohne Johann Georg David, der im Jahr 1773 geboren, von 1789—92 als Apotheker in Darmstadt conditionirte, dann aber, 1792—94 dem Studium der Medicin in Jena oblag. Ob er während dieser Zeit mit seinem Weimarer Vetter in Berührung kam, ist mir nicht bekannt. Er promovierte 1794 und hielt sich dann noch in diesem und dem folgenden Jahr zu weiterer Ausbildung in Pavia und Wien auf. 1796 liess er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder[1]. Er wurde der Hausarzt der Frau Rath, die grosses Zutrauen zu ihm hegte und ihn sehr lieb gewann und wir werden gleich sehen, dass sie auch für ihn jenen geschäftigen Eifer aufwandte, den sie stets ihren Lieblingen gegenüber bewiesen hat. Als nämlich im Jahr 1803 die Stelle eines Stadtaccoucheurs neu besetzt werden sollte, eine Stelle, die bekanntlich mit auf Veranlassung der Umstände bei Goethe's Geburt creirt worden war, suchte Frau Rath ihren Einfluss zu Gunsten ihres Neffen geltend zu machen. Sie schrieb damals an den Senator Stock:

v[on] H[ause]. d. 16ten May 1803.

Lieber Freund!

Dem Vernehmen nach wird das Ambt eines Geburths-Helfers noch in dieser Woche vergeben. Ich empfehle Ihnen meinen Vetter Doctor Melbert auf's beste. — Wenn ich von seiner grossen Geschicklichkeit nicht völlig überzeugt wäre; so würde mich

1 Diese Daten sind aus Belli-Gontard's »Leben in Frankfurt am Main« Bd. IX. S. 36 f. entlehnt.

Sünde fürchten einen Mann zu Recommandiren wo Menschen Leben auf dem Spiel steht. In Hoffnung das meine Bitte gewährt ist — bin und bleibe ich

Ihre

und Ihres gantzen Hausses

treue Freundin

Goethe.

N. S. Gruss und Kuss an alle Ihre Lieben.[1]

In der That erhielt Melber die Stelle, jedoch erst 1804. Er blieb Hausarzt der Frau Rath und stand ihr auch noch zur Seite in der Krankheit, die ihren heitern und ruhigen Tod herbeiführte. In diesen letzten Jahren war es wohl, dass die Frau Rath die von Melber in seinem unten abgedruckten Briefe berührte Bestimmung traf, die schuldige Summe solle erst nach dem Tode der Frau Melber von den Melber'schen Erben an ihren Sohn in Weimar entrichtet werden.

Goethe dankte Melber in einem Briefe vom 19. Sept. 1808 für den Beistand den er der Mutter geleistet[2], und bat ihn, sich auch seiner Frau anzunehmen, die sich der Regelung der Erbschaftsangelegenheiten in Frankfurt unterziehen sollte. Bei seinem wiederholten Aufenthalt in Frankfurt in den Jahren 1814 und 1815 sah er ihn wieder und nahm an dem Wohlergehen des Vetters, der sich immer mehr zu einem der angesehensten und beliebtesten Aerzte aufschwang, freundlichen Antheil; im Jahr 1815 traf er ihn als jungen Ehemann an. Auch in den folgen-

1 Ueber die Provenienz dieses Briefes s. u. — Die Schreibung *Melbert* kommt häufiger in Familienbriefen vor: vgl. Loeper bei Hempel XXI S. 210. — Anstatt *auf's Beste* steht im Original *auf Beste*.

2 Abgedruckt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1873 Nr. 290.

den Jahren war Melber in seiner Berufsthätigkeit vom Glück begünstigt, so dass er mit der Zahlung der schuldigen Summe nicht mehr bis zum Tode der Mutter warten wollte und dies gab Anlass zu folgendem Brief Melber's, auf welchen Goethe in dem oben mitgetheilten Schreiben vom 20. Aug. 1819 antwortete.

Hochwohlgeborner Herr,
Verehrtester Gönner und Vetter!

Schon längst habe ich den Wunsch still genährt, dass eine Schuld die durch die Herzensgüte Ihrer seel. Frau Mutter erst nach dem Tode meiner Mutter von mir und meinen Geschwistern an Sie abzutragen wäre, noch bei Lebzeiten der Schuldnerin und zwar von ihr selbst getilgt werden mögte; allein die Unmöglichkeit irgend ein so grosses Ersparnis bei dem unbedeutenden Vermögen das meiner l. Mutter in dem Sturme der Zeit geblieben ist, aufzubringen, setzte die Ausführung desselben stets in die unbestimmteste Ferne, wodurch meine Sehnsucht ihn erfüllt zu sehen nur immer weiter hinausgeschoben, keineswegs befriedigt wurde.

Inzwischen hat mein Erwerb durch Gottes reichen Segen so zugenommen, dass ich es länger nicht ertragen mag, den Tod der Mutter zugleich als endlichen Zalungstermin einer heiligen Schuld anzusehen, und ich erkläre mich daher bereit, fl. 2200 die Jene in den Tagen der Noth von einer geliebten Schwester ohne Zinsen auf Lebenszeit erhalten, sogleich wann und wohin Sie wollen aus dem Meinigen zu erstatten und mit meinen Geschwistern dereinst darüber Abrechnung zu halten.

Könnte ich zugleich Worte des Dankes finden für die Güte die Sie durch stille Nachsicht in einer so langen Zeit mit Ihren Schuldnern überschwenglich bewiesen haben, ich würde meine Kräfte gerne versuchen; aber überzeugt,

dass es mir damit dennoch nicht gelingen würde, zähle ich darauf dass Sie Edler Mann mir den Willen für die That anrechnen und an meiner Versicherung sich begnügen, dass ich niemal die Wohlthat vergessen werde, die Ihre verewigte Frau Mutter durch jenen Nachlass und Vorschuss meiner Mutter und folglich auch deren Kinder [sic] erzeigt hat, auch dass ich es mir werde stets angelegen seyn lassen, meinen Kindern die Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihre Familie tief in das Herz zu prägen, damit wenn das Schicksal es so verlangen sollte, in der Zukunft vielleicht, ein Theil der Schuld die von den Grosseltern vererbt auf ihnen ruht, durch sie getilgt werden möge!

Im Bewusstseyn meines Unvermögens für Sie irgend sonst Etwas thun zu können, was Ihnen angenehm wäre, begnüge ich mich mit dem Anerbieten zu jedwedem Auftrag zu dessen Ausführung Sie mich befähigt halten, sehe Ihrer gütigen Zuschrift mit Verlangen entgegen, und schätze mich glücklich Sie bei dieser Gelegenheit der unwandelbaren Hochachtung versichern zu dürfen, womit ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Ihr ergebenster

Verehrer und Vetter.

Ffurt. d. 13ten Aug. 1819.

Goethe's Brief traf Melber gerade in den Vorbereitungen zur Feier des 70ten Geburtstages Goethe's, welcher am 28ten Aug. 1819 in Frankfurt festlich begangen wurde. Goethe überschickte der Museumsgesellschaft, die zur Feier des Tages einen academischen Festactus veranstaltet hatte, ein Dankschreiben durch Vermittelung Melber's, dem er zugleich mit einigen herzlichen Worten seinen Dank für die Betheiligung an der Veranstaltung des Festes aussprach.

Aus den folgenden Jahren ist über Beziehungen Goethe's zu der Melber'schen Familie nichts bekannt. Die Tante Melber starb 1823, hoch betagt, im Alter von 89 Jahren. Ihr Sohn starb ein Jahr später, nach langen schweren Leiden an den Folgen einer giftigen Wunde, die er sich bei einer Entbindung zugezogen hatte. Sein Sohn Georg (1816—73), gleichfalls Arzt, dabei ein feiner und gediegener Goethekenner, wurde also schon in den Knabenjahren des Vaters beraubt; es ist dies auch im Interesse der Goetheforschung zu beklagen, denn er hätte aus dem Munde des würdigen und zuverlässigen Mannes gewiss manche werthvolle Mittheilungen über Goethe's Frankfurter Beziehungen erhalten können. Die beiden oben mitgetheilten Schriftstücke befinden sich jetzt im Besitz seiner Wittwe, die sie mir zur Veröffentlichung gütigst überlassen hat.

25.

(An seinen Sohn[1]. *12. September 1821.)*

Wenn Du dieses Blat, mein lieber Sohn erhältst, schreibst u. sendest Du nicht mehr, ich folge bald nach und melde sogleich meine Ankunft. Ich war im Begriff Carlsbad auf einige Tage zu besuchen als Sontags den 9. ein grässlich Gewässer im Töpelthale niederging. Abends um 7. drang die Fluth auf einmal nach Carlsbald u. stieg bis Mitternacht, dann fiel es

[1] Bogen von 4 Quartseiten, 2 Seiten beschrieben, auf der 4. die Adresse. Alles auch die Adr. eigenhändig; deutsche Schrift. — Der Brief befindet sich im Besitz des Hrn. Baron v. Schimmelpfennig von der Oye zu Berlin, der gütigst den Abdruck gestattet hat.

bis 4. Grosser Schaden war angerichtet, Läden gefüllt, Buden weggerissen, alle Holzbrücken ebenfalls. Es soll in der Puppischen Allee 9 bis 10 Fus hoch gestanden haben. Du kannst dencken, wie weh es mir that im Augenblick da ich alte Freunde u bekannte Lokalitäten wieder zu begrüssen hoffte, sie in solche Gräuel verwickelt zu dencken. Mit Augen mag ichs nicht sehen. U so lass mich hoffen Euch alle gesund u frisch zu finden, mir sind noch immer die Folgen der Cur höchst erfreulich.

Grüsse Alles u gedenke mein. Deinen Brief mit Meyers [1] habe wohl erhalten.

Eger d. 12. Sept. 1821. Treulichst

G.

Adresse: Des Herrn
Geheimrath und Staatsminister
Ritter v. Goethe
Excellenz
fr. Gränze. Weimar.

Von diesem Tage (12. Sept. 1821) befindet sich in »Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rath Grüner« S. 54 fg. eine Schilderung des durch die Tepl angerichteten Wasserschadens. Ein fernerer Brief, der sich auf das Carlsbader Unglück bezieht, das. S. 53. Am 15. Sept. 6 Uhr kam Goethe in Jena an. Mehrere Wochen später schrieb G. an Zelter (III, S. 194; 28 Sept.) über das Carlsbader Unglück folgende Worte: »Meinen Sommer hab

1 Gemeint ist Heinrich Meyer.

ich glücklich und curhaft zugebracht; das Unglück von Karlsbad gab mir schlechte Nachcur, denn ich bin zu sehr mit diesem Orte verwachsen als dass ich ihn mir zerstört denken dürfte. Von den Höhen über Franzenbrunnen sah ich, gerade am 9., jenes Unheil in die mir gar wohl bekannte Töpelregion hinunterstürzen, und ohne wunderliche Zufälligkeiten wäre ich in das Unglück mit verwickelt worden. Ich hatte sodann weder Muth noch Beruf in den folgenden Tagen hinzugehen, und die zu einer Fahrt bestellten Pferde brachten mich nach Hause«.

26.

(An Graf Platen. Weimar 27. März 1824.)

Ew. Hochwohlgeboren

stehen bey mir und meinen Umgebungen immer im guten und freundlichen Andenken, wie das letzte Stück von Kunst und Alterthum bezeugen wird, weshalb mir denn Ihr gegenwärtiges Zuschreiben viel Vergnügen macht.

Die neue und alte Zeit hat immer in einigem Widerstreit gelebt, und es ist mir sehr viel werth, dass das Geschick mich begünstigt den heranstrebenden Jüngeren eher entgegen als aus dem Wege rücken zu können.

Das mitgetheilte Schauspiel sende jedoch, da Sie es dem Druck zu übergeben gedenken, gleich zurück: es ist in diesem Augenblick ganz unmöglich demselben die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen, indem ich bey Herausgabe eines naturwissenschaftlichen Heftes in Regionen verweile, wo mir das Theater, dem ich ohnehin entfremdet bin, ganz verschwindet.

Sodann bemerke, dass erst in einiger Zeit sich die lieben Gebildeten wieder um mich her versammeln, mit denen ich dergleichen heitern Produktionen mehr zu geniessen als zu beurtheilen pflege.

Uebersenden Sie mir es gedruckt, so ergreife ich alsdann die erste Gelegenheit meine Werthesten mit solcher Unterhaltung zu bewirthen und hoffe alsdann darüber ein erfreuliches Resultat ausgesprochen zu sehen.

Der ich mich Ihnen und den verehrten Ihrigen und allen Hochgeschätzten, die in Erlangen meiner gedenken mögen, zum schönsten empfohlen wünsche

gehorsamst

Weimar, d. 27. März 1824. J. W. Goethe.

Das Original dieses in Platen's Tagebuch S. 244 f. erwähnten Briefes befindet sich nach Diezel's Verzeichniss ungedruckter Briefe Goethe's (Nr. 590) in Kanzler Müller's Archiv; eine alte Abschrift, aus der ich den Wortlaut entnehme, liegt in den Briefsammlungen aus Platen's Nachlass auf der kgl. Bibliothek zu München. Zum Verständniss mögen einige Daten über Platen's vorhergehende Zusendungen an Goethe zusammengestellt werden. Sie beginnen mit den Ghaselen, Erlangen 1821, deren Schluss das Widmungsgedichtchen an Goethe »Dein Name steh zu jeder Frist etc.« bildet; das dieselben begleitende Billet vom 10. April 1821 ist in Platen's Tagebuch S. 221 abgedruckt. Nachdem der Dichter im October desselben Jahres durch Knebel's Vermittlung die persönliche Bekanntschaft Goethe's gemacht hatte (Tagebuch S. 226), gedachte dieser der Ghaselen freundlich am Schlusse seines Berichts über Rückert's Oestliche Rosen (K. u. A. III. 3 S. 175).

Im Jahre 1822 schickte Platen sein Bändchen Vermischte Schriften, in welchem »Der Spiegel des Hafis« durch den Schlussvers »Wem dies Büchlein will gefallen etc.« Goethen zugeschrieben ist, mit der im März 1822 (Tgbch. S. 230) gedichteten Glosse »Wer ein schönes Lied erfunden etc.« Die im October desselben Jahres wie im Fluge hingeworfene Uebersetzung des Hafis in Reimversen, für welche sich kein Verleger fand, sollte mit einem Prolog an Goethe eingeleitet werden, der nachher allein in der Urania für 1824 abgedruckt ward. Im September 1823 schickte Platen die Neuen Ghaselen (Tgb. S. 239) und Goethe veranlasste deren Besprechung durch Eckermann in K. u. A. IV. 3 S. 159—162 (Gespr. mit E. I. S. 95 f.). Inzwischen war in fünf Octobertagen »Der gläserne Pantoffel« niedergeschrieben. Eine von den 5 sofort genommenen Abschriften wurde Goethe gesandt. Auf diese Zusendung antwortet unser Brief, welcher mit weiser Schonung verschweigt, dass die gedruckten Schauspiele Platen's (Der gl. Pantoffel und Berengar) schon in des Schreibers Händen sind (Gespr. mit E. I. S. 137). Goethe's treffendes Urtheil über diese Schauspiele hat Eckermann a. a. O. S. 141 aufbewahrt. Wer es gelesen, kann nicht mehr zweifeln, warum unser Brief die Beschäftigung mit dem letzten Hefte (II. 2) zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie als freundlichen Vorwand gebraucht, um des Aussprechens dem Dichter genüber enthoben zu sein.

27.

(An Frau Hofrath von Schiller.[1] *Winter 1824.)*

Beiliegend, verehrte Freundin, übersende Ihnen ein Schreiben von unserm guten werthen *Ernst*, worin

1 Aus derselben Quelle wie Nr. 17; ohne Datum und Adresse mit eigenhändiger Unterschrift.

er den bisherigen Gang unserer Angelegenheit klar und deutlich darstellt, aber aus meiner Antwort sehen Sie, gewiss mit Vergnügen, dass sie diesen Winter über durch erneuerten Fleiss auf einen vortheilhafteren Punkt gebracht worden, als ich selbst erwarten konnte. Ich erbitte mir die Papiere wieder zurück und werde bemüht sein, dass zu Johanni neue und entscheidende Schritte zu thun seyen. Gönnen Sie dem Geschehenen Ihren Beyfall und erhalten mir eine so viel erprobte Freundschaft.[1]

treu angehörig

Goethe.

28.

(An Kanzler von Müller. 26. März 1825.)

In der Nacht des 21./22. März 1825 ward das Hoftheater in Weimar ein Raub der Flammen. Noch während des Brandes und der zur Bewältigung desselben versuchten Rettungsmittel ward bereits vom Grossherzog Karl August mit dem Oberbaudirektor Coudray in dem der Brandstätte gegenüber liegenden Witthums-Palais der Plan zum Wieder-

1 Da sich die Verhandlungen über die Veröffentlichung des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels Jahre lang hinzogen (Vollmer, Sch. und Cotta S. 571 ff. S. Boisserée 2, S. 359, 492, 503 f. 506) könnte man an das spätere Stadium, worin Ernst persönlich auftrat denken. Indessen hatte Frau v. Wolzogen keine Zustimmung zu geben, der Brief wurde also an Frau v. Schiller geschrieben. Auch war die Redaction des Manuscripts noch unvollendet. Ich setze also das Schreiben kurz vor den 26. März (Vollmer S. 571) und den entscheidenden Schritt, welchen G. ankündigte aber nicht gleich that, auf den 30. Mai 1824, als er noch vor Johanni an Cotta schrieb (ebd. S. 572).

aufbau berathen. Derselbe schloss sich eng an einen Riss an, der schon früher von Goethe und Coudray gemeinschaftlich entworfen worden war, weil das alte Theater sich immer mehr als ungenügend erwiesen hatte. So ist es denn natürlich, dass bei weiterer Verfolgung dieses Vorhabens auch Goethe's Theilnahme wiederholt in Anspruch genommen ward; ein Brief des Grossherzogs an Goethe vom 2. April 1825 weiset darauf hin. Letzterm waren die wohl meistens durch persönliche Besuche an ihn gebrachten Erörterungen sehr lästig, und er versuchte ein Mittel, sich davon zu befreien, indem er an den Kanzler von Müller nachstehendes Schreiben richtete:

Ew. Hochwohlgeboren
erlauben folgende Mittheilung.

Die letzten verwirrenden Ereignisse und die in demselben Moment mir auferlegte präclusive Pflicht, der Herausgabe meiner Werke ernstlich vorzustehen, nöthigt mich meine Freunde um eine besondre Gefälligkeit zu bitten, da ich mit Zeit und Kräften allerdings zu ökonomisiren habe. Ich wünsche nämlich von allem was Geschäft ist mich schriftlich zu unterhalten, wie ich solches mit Herrn Staats-Minister *von Voigt* viele Jahre fortzusetzen das Glück hatte; wobei in gar manchem Sinne gewonnen wird und ein freundschaftliches Mittagsmahl mit freiem ungetrübten Geiste von Zeit zu Zeit genossen, desto erquicklicher werden kann. Auch wünschte vor einem geneigten Besuch gefällige Anmeldung, weil das was ich jetzo vor allen Dingen vorzunehmen habe, ununterbrochene Aufmerksamkeit fordert. Wird mir dieses gewährt, so bleib

ich aufs neue meinen so treulich Theilnehmenden dankbar verpflichtet.

Das von Ew. Hochwohlgeboren aufgenommene Geschäft eignet sich gerade zu schriftlicher Unterhaltung; ich sende den *Soret*'schen Brief zurück und bitte ein Aktenfascikel zu formiren, wie denn nächstens meine unmasgeblichen Gedanken hierüber schuldigst mittheilen werde.

Weimar
d. 26. März 1825.

gehorsamst
J. W. Goethe.

29.

(An Ernst von Schiller[1]. — Unterschrift eigenhändig. 12. Oktober 1826.)

Euer Hochwohlgeboren

sende in Gemässheit gnädigster Resolution, welche beikommende Abschrift eines höchsten Handbillets ausweisst, die an Ihren Herrn Vater gerichteten Briefe und Billet's wieder zurück, von welcher das letzte an mich behalten[2] und ergreife die Gelegenheit

1 Nr. 29 und 30 aus derselben Quelle wie Nr. 17.

2 Ernst war im September und bis zur Hälfte des Oktobers 1826 in Weimar (am 24. August wollte er dahin abreisen, Vollmer S. 578) und hatte bei dieser Gelegenheit dem Grossherzog dessen Briefe an seinen Vater übergeben. Am 12. Oktober stellte dieser sie durch Goethe zurück und gab seine Erlaubniss zur Veröffentlichung mit Ausnahme des letzten (an G. N. 599). Sie sind erst von Frau von Gleichen unter dem Titel »Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller« 1857 herausgegeben worden.

Ihnen meinen Antheil an dem hiesigen Aufenthalte und den Wunsch ferneren Glücks und Gedeihens aufrichtig auszusprechen.

treulichst

J. W. Goethe.

Weimar den 12. October
1826.

30.

(An Carl von Schiller. 6. April 1827.)

Ew. Hochwohlgeb.

haben mir, indem Sie, bei einem freudigen Familien-Ereigniss [1], auch meiner gedenken wollen, eine grosse Freude gemacht; die gründliche Freundschaft die sich zwischen mir und Ihrem Herrn Vater bethätigte soll nicht mit uns beiden vorüber gehn, sondern sich billig auf Söhne und Enkel vererben.

Ihr Herr Bruder wird Ihnen mitgetheilt haben, welche Verhandlungen wegen unserer gepflogenen Correspondenz sich ihrem Abschluss nähern [2] und was zu der Aufbewahrung der theuren irdischen Reste, so wie zu dem Andenken des Würdigen für Plane weiter im Werk sind. [3]

1 Der Geburt des Sohnes Friedrich.

2 Goethe schrieb darüber am 30. December 1826 an Boisserée (2, S. 460), am 2. Februar 1827 an Cotta (Vollmer S. 580). Boisserée hat sich das Verdienst erworben, den Abschluss zu vermitteln.

3 Der Plan, worüber Goethe am 19. und 27. Januar an Boisserée schreibt (2, S. 464, 466), wurde noch im Laufe des Sommers dahin abgeändert, dass Schillers Reste in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt wurden (Carl Aug. an G. Nr. 627 ff. Vgl. Palleske 2, S. 605 ff.).

Mögen Sie mit den lieben Ihrigen die Früchte des Segens geniessen, den der Verewigte über sein Vaterland gebracht hat! Ein meinem lieben Pathen gewidmetes Andenken, bitte demselben für die Zukunft aufzubewahren. Es folgt nächstens. Mich zu dauerndem Andenken bestens empfehlend

In treuer Anhänglichkeit

Weimar den 6. April 1827. J. W. v. Goethe.

31.

(An Herzog Carl August. 5. Mai 1827.)

Ueber den im nachfolgenden Briefe erwähnten »Moller« in Florenz und über Beziehungen Goethe's oder des Weimarischen Hofes zu ihm ist Nichts zu ermitteln gewesen. An den in den »Tag- und Jahresheften« sowie in der »Rheinreise« erwähnten Georg Moller (geb. 1784), der als Oberbaudirektor in Darmstadt 1852 gestorben ist, ist wegen der Jahresdifferenz nicht zu denken. In der Italienischen Reise kommt ein Moller nicht vor.[1]

1 [Das Folgende sei in einer Anmerkung wenigstens vermuthungsweise geäussert. Im Jahr 1827 war von der Italienischen Reise Alles erschienen, was sich auf die Hinreise nach Italien, auf den ersten Aufenthalt in Rom und die Reise in Neapel und Sizilien bezog. In diesen Abschnitten, welche 1816 bez. 1817 im Druck erschienen waren, war von Florenz so gut wie gar nicht die Rede. Nur in dem Abschnitt: Perugia 25. Okt. 1786 war mit wenigen Worten auf das »Durchlaufen« von Florenz hingewiesen. Nun musste der Herzog etwas Näheres über den Florentiner Aufenthalt wissen wollen (in dem gedruckten Briefwechsel findet sich keine derartige Anfrage), und G.,

Der Brief, der sich in der hinterlassenen Autographensammlung eines verstorbenen hohen Beamten befindet, ist diktirt, nur die *cursiv* gedruckte Unterschrift ist eigenhändig. Er lautet:

Durchlauchtigster Herzog
gnädigster Fürst und Herr,

Ew. Königl. Hoheit schon längst an mich erlassene Anfrage so spät zu beantworten, kann ich nur dadurch entschuldigen, dass ich meine früheren auf die Italiänische Reise sich beziehenden Papiere zu durchsuchen nicht in diesen Tagen die gehörige Zeit gefunden. Da jedoch in selbigen nichts von einem weiteren Verhältniss zu Herrn Moller in Florenz zu entdecken gewesen, musste ich mich entschliessen, beyliegendes aus dem Gedächtniss zu verzeichnen, welches geneigtest aufzunehmen und meiner auch fernerhin in Gutem und Gnaden zu gedenken angelegentlichst bitte.

Verehrend wie vertrauend
Weimar d. 5. Mai *Ew. Königl. Hoheit*
1827. *unterthänigster Diener*
J. W. v. Goethe.

der erst 1829 die Beschreibung seiner Rückreise und in derselben die Schilderung seines längern Aufenthalts in Florenz veröffentlichte, mochte scherzhaft das Verlangen ablehnen, solches mitzutheilen. Denn er hatte auf der Reise, also auch in Florenz, um unerkannt zu bleiben, den Namen *Moller* oder *Möller* angenommen, wie er z. B. an Philipp Seidel (14. Okt. 1786) schreibt: »Hn. Kommissionsrath Paulsen kannst Du melden Herr Möller habe in Venedig nur 167 französische Livres und 14 Scudi erhalten«. Es wäre also nicht undenkbar, dass man in befreundeten Kreisen scherzhaft diesen Namen gebrauchte, sobald man von Goethe's italienischen Fahrten redete. L. G.]

32.

(An Weigel. 28. April 1828.)

Ew. Wohlgeb.

Sendung der erstandenen Bücher sowohl, als angebotenen Zeichnungen ist glücklich angelangt und gereicht den hiesigen Kunstfreunden zum Vergnügen; auch werden Sie die Zahlung für beide nächstens durch den hiesigen Banquier, Herrn Elkan erhalten. Nun aber beschwere ich sie mit einem nochmaligen kleinen Auftrag:

In einer auf diese Tage angekündigten Auction befinden sich Seite 29, die hier beiliegt, eine Anzahl Florentiner-, sogenannter Fortificationsmarmor; es wäre mir angenehm, mehrere Stücke davon für einen leidlichen Preis zu erhalten und überlasse denenselben die Wahl. Gehen sie um geringe Preise weg, wie hochst wahrscheinlich, so würde ich sie allenfalls sammtlich nehmen.

Mich fernerhin zu geneigtem Andenken empfehlend

ergebenst

Weimar *J. W. v. Goethe.*

den 28. April 1828.

Der vorstehende Brief ist diktirt, und nur die Unterschrift von Goethe's Hand. Die Adresse fehlt; es finden sich aber sichere Zeichen, dass sie auf den Proclamator Weigel in Leipzig lautete, der auf der Rückseite bemerkt, er habe am 3. Mai geantwortet. Ueber den Gegenstand des Auftrages gibt mein verehrter College, Herr Geheimrath und Professor Gerhard vom Rath, mir die folgende

freundliche Auskunft: »Der »Florentiner Fortifications-Marmor«, welcher auch Ruinen-Marmor, Calcaria ruiniforme, Pietra paesina und Marmor figuratum genannt wird, findet sich in der Nähe von Florenz. Er ist ein dichter, der Kreideformation angehöriger Kalkstein, welcher auf grauem Grunde eine grosse Zahl von mehr oder weniger rechteckigen oder polygonalen Figuren in gelblich-braunem Farbenton zeigt und dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit Abbildungen von Fortifikationen, Ruinen u. dgl. erhält. Diese eigenthümlichen Figuren erklären sich durch Sprünge und Verschiebungen, welche der Stein erlitten hat, und in welche später färbende Substanzen, Eisen- resp. Manganoxyd, eingedrungen sind. Die zersprungenen und verschobenen Stücke des Gesteins wurden durch die Niederschläge derselben filtrirenden Lösungen wieder verbunden.

Die Festungs- und Ruinenbilder in diesem »Marmor« (so bezeichnen die Künstler alle zu Ornamenten dienenden Kalksteine, während mineralogisch nur krystallinischer Kalkstein »Marmor« genannt wird) sind oft künstlichen Gemälden so ähnlich, dass die Steinplatten eingerahmt und als Zimmerschmuck verwandt werden.«

Goethe hegte für diesen Marmor eine besondere Vorliebe, er handelt eingehend darüber in dem Aufsatze: »Gestaltung grosser anorganischer Massen, 1824«, und man wird mit Vergnügen seine Beschreibung mit der eben mitgetheilten vergleichen. Die eigenthümlich malerischen Bildungen des Gesteins führen ihn zu der Bemerkung, »dass die Natur nicht später gewaltsame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erscheinungen mechanisch hervorzubringen, sondern dass sie in ihren ersten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte besitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugsamer Vorbereitung, das Ungeheure so wie das Zarteste zu bilden vermögen.«

33.

(An Ottilie von Goethe. 24. Juni 1828.)

Der Grossherzog Karl August war auf der Rückreise von Berlin am 14. Juni 1828 in Graditz bei Torgau vom Schlage getroffen gestorben. Kein Mitglied der fürstlichen Familie befand sich in Weimar; die Grossherzogin Louise bewohnte Wilhelmsthal bei Eisenach; der Erbgrossherzog Karl Friedrich und seine Gemahlin Maria Paulowna waren schon seit Monaten in Russland. Goethe's Schwiegertochter Ottilie hatte ihre Grossmutter, die Oberhofmeisterin Gräfin Henkel von Donnersmark, nach Karlsbad begleitet. Goethe selbst begab sich am 7. Juli nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen. Bevor er diesen Entschluss ausführte, schrieb er an seine Schwiegertochter folgenden Brief, dessen Schluss leider fehlt, da nur der erste Bogen desselben vorliegt.

Weimar, d. 24. Juni 1828.

In den ersten Tagen, meine liebe Gute, war nichts zu sagen noch zu schreiben; Jeder musste die traurigen Eindrücke in sich selbst verarbeiten. Nun aber kann man doch zu wechselseitiger Beruhigung wenigstens aussprechen, deshalb denn auch Gegenwärtiges zu Dir gelangen möge.

Vor allem empfiehl mich der theuern Frau Gross-Mama, versichere ihr, dass sie mir mit allen Lieben und Verehrten zuerst eingefallen ist. Deshalb ich denn auch vorzüglich zu ihrem Troste sage, dass sich die Frau Grossherzogin den Umständen nach sehr leidlich befindet, wie *Vogel* schriftlich versichert, welcher

gleich hinausging als er die traurige Nachricht vernommen hatte.

Ingleichen ist es schon ausgesprochen, dass sie nach Weimar zurückkehrt, wenn sie schon jetzt noch eine Zeit lang in Eisenach verweilt.

Sehr mit meiner Ueberzeugung trifft es zusammen dass die Frau Gräfin in Karlsbad ihre Kur vollkommen auswarte. Ich sende vielleicht einiges Ausführlichere über die Zustände in Wilhelmsthal, wo die nähern Umgebungen Ihro Hoheit den zwar wohlgemeinten löblichen, aber oft bis zur Indiscretion getriebenen Zudrang von Personen aller Klassen zu beklagen haben. Mag denn das auch zur Zerstreuung dienen und ein grosses Gemüth hindern, allzusehr und abgeschlossen bei sich selbst zu verbleiben.

Leugnen will ich nicht, dass mir die letzten Tage sehr schwer ward, dem vortrefflichen *Stieler* zu sitzen, damit des Königs Befehl bis zu Ende durchgeführt werde. Zwar gelingt ihm seine Arbeit so gut, er ist ein so verständiger, angenehm-unterhaltender Mann, dass ich es andrerseits für eine Wohlthat anzusehen habe. Jedermann ist mit dem Bilde zufrieden, und man hat alle Ursache es zu sein, doch kommt er unter vierzehn Tagen schwerlich weg, und da wird denn wegen Hand und Stellung noch manches auszuharren sein.

Eine wunderbare Erscheinung war mir *Minchen Munchhausen* mit ihren Schwestern, die auf einer Reise nach Schnepfenthal zu *Salzmann*, bei uns eintrafen.

Ich habe meine Neigung zu diesem wunderlichen Mädchen niemals geleugnet und — sie in einem solchen Augenblicke nach Jahren wiederzusehen, war eine seltsame Empfindung; doch benahm sie sich so artig und niedlich wie immer und erschien wie ein Sternchen in der Nacht.

34.

(An Radowitz. *22. April 1831.)*

Ew. Hochwohlgeb.

haben die Geneigtheit gehabt mir eine sehr angenehme Sendung von Herrn Baron von Reutern zu überschicken. Sie enthielt ein höchst bedeutendes Blatt auf welchem er, zwischen den aller liebenswürdigsten und ausführlichsten bildlichen Darstellungen, einen leeren Raum gelassen, worin er einige Freundesworte von mir zu sehen schon früher verlangt hatte, welchen Wunsch er nunmehr wiederholte.

Wie es damit ergangen spricht beyfolgender Brief umständlicher aus, welchen ich offen zusende damit Ew. Hochwohlgeb. näher unterrichtet werden von dem was eigentlich vorgegangen.

Hiezu füge nun die geziemende Anfrage: ob dieselbe mir erlauben, gedachte Kiste wieder, wohl eingepackt, an Sie zurück zu schicken? Da Ihnen wohl eher wie mir der Aufenthalt des Freundes bekannt seyn möchte, so wie Sie auch die schickliche Gelegenheit einer Absendung am besten beurtheilen werden.

Der ich mit Vergnügen den Anlass ergreife meine vorzüglichste Hochachtung auszusprechen und mich dankbar für übernommene Bemühungen zu unterzeichnen.

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar *gehorsamsten Diener*

den 22. Aprl. *J. W. v. Goethe.*

1831.

Dieser Brief steht auf den beiden ersten Seiten eines Briefbogens in Quartformat, er ist mit Ausnahme der Schlussworte »Ew. — Goethe», die eigenhändig, von Goethe's Schreiber geschrieben. Ueber die Reuterische Aquarelle gibt das Nähere Eckermann, Gespräche mit Goethe, II., 3 S. 228, das von Goethe hineingeschriebene Gedicht: »Gebildetes fürwahr genug!« ist mit einer von Goethe herrührenden längern Ueberschrift zuerst im siebenten Band der Nachgelassenen Werke, 1833, S. 215 gedruckt, Goethe fügte dann (a. a. O. S. 216) unter der Ueberschrift: »Bei Absendung des Vorstehenden« noch die Verse: »Wort und Bilder« u. s. w. hinzu (vgl. auch v. Loeper's Bemerkungen in Hempel's Goetheausgabe III. 173 fgl.). — Einen Auszug aus Goethe's Tagebuch vom 1. April 1831, der Eckermann's Erzählung voll bestätigt, gibt v. Biedermann, Zu Goethe's Gedichten S. 52. — Radowitz, an den der vorliegende Brief gerichtet, war damals Major. Der im Schreiben erwähnte Brief an Herrn v. Reutern selbst, ist ebenfalls noch vorhanden, aber ungedruckt, er befindet sich in Kanzler Müller's Archiv (vgl. Diezel, Ungedruckte Briefe Goethe's nach der Zeitfolge geordnet. Leipzig 1873, Nr. 908) und beginnt mit den Worten: »Ew. H. kostbare Sammlung«.

35.

(An Kanzler von Müller. 17. November 1831.)

In den zwanziger Jahren war unter der Zahl der die Kaiserin von Russland umgebenden Hofdamen eine der anziehendsten und liebenswürdigsten die Gräfin Tomatis, von griechischer Herkunft. Ihr Vater hatte sich, etwa zu gleicher Zeit wie Graf Capodistria, in Russland niedergelassen. Die junge Dame, von zierlichem, ebenmässigstem Wuchse, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, und sich von Jugend auf besonders von der deutschen Literatur angezogen gefühlt. So konnte es nicht Wunder nehmen, dass während der in den Jahren 1825 und 1828 stattfindenden längeren Besuche des Erbgrossherzogs von Weimar und seiner Gemahlin Maria Paulowna in Petersburg, die geistig hervorragende Hofdame die Augen sowohl der Fürstlichkeiten als auch ihres Gefolges auf sich zog. Die bei umfassenden Kenntnissen sich stets gleich bleibende natürliche Einfachheit und Bescheidenheit der jungen Dame vermehrte die Anziehungskraft, die sie unabsichtlich ausübte, und es bildete sich zwischen ihr und den beiden Weimar'schen Hofdamen eine Freundschaft, welche bis zum Tode dieser letzteren andauerte. Als nach dem plötzlichen Hinscheiden Karl August's die damals in Petersburg sich aufhaltende neue Grossherzogin Maria Paulowna ihre eilige Heimreise antreten musste, lud sie die ihr sehr sympathische Gräfin Tomatis zu einem Besuche in Weimar dringend ein. Nur zu gern folgte Letztere diesem Rufe, konnte jedoch erst im Herbste des Jahres 1831 die Reise ausführen, da sie sich inzwischen mit einem Offizier, Herrn von Tschefkin, vermählt hatte. Dieser brachte es bald bis zum General, und ward später zum Minister der Wege und Verkehrs-Anstalten ernannt, eine Stellung die er bis zum Jahre 1862 inne hatte, um sie dann mit

derjenigen eines Präsidenten des 3ten Departements des Reichsraths (Staatswirthschaft und Finanzen) zu vertauschen.

Frau von Tschefkin verlebte den November 1831 in Weimar. Von ihren älteren Freundinnen mit offenen Armen aufgenommen, sah sie sich bald von Allen die sich ihr naheten nach ihrem vollen Werthe anerkannt. Einer ihrer eifrigsten Verehrer war der treffliche Kanzler von Müller; auch Goethe fühlte sich von den ausgezeichneten Eigenschaften der Dame lebhaft angezogen, und sah sie häufiger bei sich, als dies sonst bei ähnlichen fremden Besuchen der Fall war.

Als die Zeit der Abreise nahete, richtete Frau von Tschefkin durch Vermittlung des Kanzlers an Goethe die Bitte um einige eigenhändige Worte für ihr Album, und die Gewährung ward ihr freundlichst zugesagt. Während der wenigen zur Disposition stehenden Tage wollte sich jedoch etwas Genügendes nicht finden lassen, und es ergriff nun Goethe das Auskunftsmittel, folgendes Schreiben an den Kanzler zu richten:

Ew. Hochwohlgeboren

muss ich mit Bedauern vermelden dass mir noch kein kleines Verslein für die vortreffliche Dame gelungen ist. Ihre Persönlichkeit, ihr Betragen, so wie ihre Verhältnisse und Schicksale sind so mannigfaltig, lieb- und ehrenwürdig, dass sie allen poetischen Bereich überschreiten, und sich durchaus nicht dichterisch epitomisiren lassen. Die Rhetorik mit aller ihrer Phraseologie kommt auch hier nicht zu Hülfe. Mir ist indessen ein Gedanke beigegangen: setzen Sie mir ein paar artige schickliche Worte freundlich

zusammen, welches Ihnen, in nähern Bezügen, nicht schwer werden wird; ich will sie abschreiben und Ihren Namen, wie man in Albums sonst zu thun pflegt, als Autor anführen. Das ist noch nicht leicht geschehen, und giebt einen nicht unschicklichen Scherz.

Das köstliche Schreiben unsers Freundes kommt hier dankbar zurück. Ihren mittheilenden Gesinnungen muss ich ja auch wohl die Verbreitung des Gedichts nachsehen, da es mir ja zu Ehre und Freude gereicht, wenn jene, dort symbolisch angedeutete, folgerechten Zustände, von denkenden Männern gebilligt werden.

Für die peau de chagrin ist das blasé zu mässig. Das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes deutet auf ein nicht zu heilendes Grundverderbniss der Nation, welches immer tiefer um sich greifen wird, wenn nicht die Departements, die jetzt nicht lesen und schreiben können, sie dereinst wieder herstellen, insofern es möglich wäre.

Alles Heitere und Gute zu diesen trüben Tagen.

Weimar d. 17. Nov. G.
1831.

Der allezeit bereite Kanzler war mit der ihm gestellten Aufgabe bald fertig und übersandte Goethen folgende Strophe:

»So selten neigt das Herrlichste im Leben
In holder Nähe freundlich zu uns hin;
Wir ahnen's wohl mit tief empfundnem Beben,
Doch nicht vermögen wir es anzuzieh'n;

Und lässt ein Gott es endlich niederschweben,
Scheint uns ein neuer Himmel aufzublüh'n —
Da nahen schnell der Trennung finstre Horen,
Und kaum gefunden ist es schon verloren!«

Goethe schrieb diese Verse aufs sauberste auf ein Blatt mit der Vignette von Weimar ab und setzte darunter:

»Vorstehendes, einem nicht zu verkennenden Freunde gelungenes, wiederholt und bekräftigt eigenhändig

Dem 25. Nov. 1831 gewidmet. ein stiller Verehrer J. W. von Goethe.«

Die Beziehungen des zweiten Absatzes sind jetzt schwerlich mehr aufzuklären; nach verschiedenen Seiten hin angestellte Forschungen haben kein Resultat gehabt. Vielleicht handelt es sich um ein Gedicht auswärtiger Freunde zum 28. August 1831, welches der Kanzler als fliegendes Blatt hatte drucken und vertheilen lassen, wie sich dies bei dem unermüdlichen Eifer des Letztern wohl voraussetzen lässt.

Von grosser Bedeutung ist der letzte Absatz, der sich in seinem Gesammt-Urtheil über die französische Nation eng an ähnliche Beobachtungen anschliesst, welche seit 1871 mehrfach an den Tag getreten sind. Balzac's peau de chagrin war kurz vorher erschienen und hatte in Deutschland vielleicht noch mehr Aufsehen erregt als in Frankreich selbst. Wie sehr Goethe sich dadurch berührt fühlte, geht auch noch aus einer Stelle seines, bis jetzt noch ungedruckten Tagebuches vom Jahre 1831 hervor. Darin findet sich Nachstehendes:

»Montag, 10. Oktober. Mittags Dr. Eckermann. La peau de chagrin zu lesen angefangen.

Dinstag, 11. Oktober. Mittags Wölfchen. Ich las la Peau de chagrin weiter und beschäftigte mich damit die übrige Zeit, wie ich denn in der Nacht mit dem 2. Theile fertig wurde. Es ist ein vortreffliches Werk neuster Art, welches sich jedoch dadurch auszeichnet, dass es zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geschmack hin- und herbewegt, und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten sehr consequent zu brauchen weiss, worüber sich im Einzelnen viel Gutes würde sagen lassen«.

36.

(An Knebel[1]*?* *undatirt.)*

Gerne will ich wenn du es verlangst zu dir hinauf kommen. Lass nur wenig Essen machen, denn die Mässigkeit wird heute gut seyn. Wir wollen unsern Aschermittwochen feyern.

G.

1 Das Original dieses undatirten, vielleicht an Knebel gerichteten Briefchens ist auf der aargauischen Kantonsbibliothek zu Aarau.





2. Prometheus.

Nach der Strassburger Handschrift.

von

Erich Schmidt.



Goethe's Prometheus ist zuerst 1830 in der Ausgabe letzter Hand erschienen, mit der schon 1785 durch Jacobi veröffentlichten Prometheusode als Anfang des dritten Actes. Der Dichter wähnte seine Originalhandschrift vom Jahre 1773 verloren. Lenz hatte einst das Fragment gelesen, in seinen »Briefen über die Moralität des jungen Werthers« (vgl. meinen »H. L. Wagner« 2 S. 161 f.) enthusiastisch gepriesen und eine Abschrift genommen, welche endlich nach langen Irrfahrten im December 1819 durch Seebeck's Vermittlung aus Russland nach Weimar zurückwanderte (vgl. Naturwissenschaftliche Correspondenz 2, 329 f.). Diese Copie liegt dem ersten Druck und somit allen folgenden zu Grunde. Einige Abweichungen sind nach einer Abschrift von einer Abschrift derselben in der Hempelschen Ausgabe 8, 300 mitgetheilt worden. Die Ueberschrift lautet »Prometheus aus der Mythologie«.

Den erklärenden Zusatz liess Goethe fallen, wenn er überhaupt von ihm herrührt.

Ein Prometheusmanuscript von Goethe selbst war im Besitz der Frau von Stein und ist nunmehr aus ihrem Nachlass nebst anderen[1] Goethepapieren von Herrn Prof. Barack für die Strassburger Universitäts- und Landesbibliothek erworben worden. Jetzt erkennen wir deutlicher, dass die Abschrift Lenzens von Versehen nicht frei war und dass Goethe später für den Druck mehrfache Veränderungen vorgenommen hat. Zwar nicht viele sehr wesentliche, immerhin aber genug, um eine buchstäblich treue Mittheilung der ursprünglichen echten Fassung zu gebieten, nach welcher auch mehrere bisherige Lesarten zu emendieren sind. Die kahle Zusammenstellung blosser Varianten schien mir hier nicht räthlich, sondern dies Gedicht soll mit allen Reizen eines ersten Wurfes vorgelegt werden. Natürlich habe ich auch die regellose Interpunction gewahrt mit ihren unpassenden Punkten u. s. w., ihren Ausrufungszeichen an Stelle von Fragezeichen u. s. w. (vgl. Heinse an J. G. Jacobi »Quellen und Forschungen« 2, 67 »Jezt hab ich zween Bogen Correctur vor mir liegen, in Göthens Operette Komma, Kolon, Semikolon und Punktum zu machen, Ausrufungszeichen in Fragezeichen zu verwandeln, zz in tz«). Im kritischen Apparat musste die durchgreifende Reform der Interpunction ausser Acht gelassen werden. Die übrigen Abweichungen werden sämmtlich verzeichnet (D. j. G. 3, 447 ff.): orthographische

1 Eine Collation — mit Ausnahme der Ephemeriden und Volkslieder — habe ich in Scherers Studien »Aus Goethes Frühzeit« (Quellen und Forschungen 34,7 ff) gegeben, wo auf S. 8 ein unliebsamer Druckfehler geblieben ist: »Gnädge Fräulein« als Überschrift des Briefes an die Klettenberg statt »Gnädge Fräulen«, wie S. 9 auch richtig steht. Da ich nur abweichendes bemerke, hätte die Anführung eines mit Scholls Abdruck übereinstimmenden Wortes gar keinen Sinn.

Verschiedenheiten, andere Wörter, andere Abtheilung der Verse, bisher unbekannte Verse u. s. w. Was durchgestrichen ist, steht hier in eckigen Klammern, was nachgetragen ist, cursiv. Gesperrter Druck zeichnet die wenigen unterstrichenen Wörter aus.

Unsere Handschrift besteht aus neun Quartblättern. Die letzte Seite ist leer. Sonst findet sich von der ersten Seite oben bis zur vorletzten unten kein Spatium. Die klaren und gefälligen Schriftzüge lassen vielleicht mehrere rasch auf einander folgende Stadien der Entstehung erkennen, aber diese kleinen Verschiedenheiten können ebenso wohl durch den Wechsel der Feder oder Tinte erzeugt sein. Einige Zusätze sind offenbar erst später angebracht worden. All das ergibt der kritische Apparat.

Mit Interesse wird man auch hier zuletzt die Bemerkung »Ende des zweyten Ackts« wahrnehmen, obgleich jetzt nur wenige die Jugenddichtung als abgeschlossenes Werk betrachten dürften. Sehen wir von Goethe's späterem Verfahren und dem Seebeck'schen Brief ganz ab, so beweisen ausser den durchschlagenden inneren Gründen unbestreitbare Zeugnisse aus der Geniezeit, dass wir ein »Fragment« vor uns haben. Lenz spricht a. a. O. von einem »Torso«, womit er der Pandorascenen gedenkend die beiden Acte meint; Schönborn berichtet aus Frankfurt 12. October 1773 an Gerstenberg (Redlich »Zum 29. Januar 1878« S. 5) über seinen Verkehr mit »Göde«: »Er scheint mit ausnehmender Leichtigkeit zu arbeiten. jezo arbeitet er an einem Drama Prometheus genannt, wovon er mir zwey Acte vorgelesen hat, worin gantz vortrefliche aus der tieffen Nathur gehobne Stellen sind«. Ich glaube, das genügt [doch will ich nachträglich noch v. Biedermann's »Goetheforschungen« S. 78 ff. citieren, auf eine Auseinandersetzung aber mit seinem Kritiker Düntzer verzichten].

Prometheus. (1)

Prometheus. Merkur.

Prom.

Ich will nicht ſag es ihnen
Und kurz und gut ich will nicht
Ihr Wille! Gegen meinen.
Eins gegen eins!
Mich dünckt es hebt ſich!

M.

Deinem Vater Zevs das bringen?
Deiner Mutter!

P.

Was Vater! Mutter!
Weißeſt du woher du kommſt?
Ich ſtand als ich zum erſtenmal bemerkte
Die Füße ſtehn.
Und reichte da ich
Dieſe Hände reichen fühlte.
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennſt Vater und Mutter.

M.

Und reichend dir
Der Kindheit nothe Hülfe.

Später im Titel der Zuſatz Dramatiſches Fragment. *Dann* Erſter Akt. *Alle Namen ſind ausgeſchrieben.* 3 Wille gegen. 5 dunkt. 6. Zeus. 9. Weißt. 10 erſten Mal. 15 und *fehlt, dafür Komma.* 17 noth'ge.

Pr.

Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit.
Den armen Sprösling zu bilden
Dahin dorthin nach dem Wind ihrer Grillen.

Merkur

Und schützten dich!

Prometheus (2)

Wovor? Vor Gefahren
Die ſie fürchteten!
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen die es heimlich neidſchten!
Dieſen Buſen gestählt
Zu trozzen den Titanen!
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Mein Herr und eurer?

Merkur

Elender! Deinen Göttern das.
Den unendlichen.

Pr.

Göttern? Ich binn kein Gott
Und bilde mir ſo viel ein als einer.
Unendlich! Allmächtig!
Was könnt ihr?

19 Sprössling. 23 ſie. 27 trotzen. 28—30 *ist, nachdem zunächst auf 27 Merkurs Antwort folgte, am Rand nachgetragen; der Schrift nach wohl unmittelbar, nicht erst in späterer Zeit. Die Verse finden sich auch etwas abweichend in der Ode.* 30 Mein, Eurer. 31 das. 32 Unendlichen. 35 *Zwei Fragezeichen, zwei Gedankenſtriche.* 36 könn't, 36 f. Ihr.

Konnt ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Fauſt?
Vermögt ihr mich zu ſcheiden
Von mir ſelbſt.
Vermögt ihr mich auszudehnen
Zu erweitern zu einer Welt.

Merkur

Das Schickſaal.

Pr.

Anerkennſt du ſeine Macht!
Ich auch!
Und Geh! Ich diene nicht Vaſallen.
(Merkur ab)

Prometheus.

(zu ſeinen Statuen ſich kehrend
die durch den ganzen Hayn zer-
ſtreut ſtehn)

Unerſetzlicher Augenblick!
Aus eurer Geſellſchafft (3)
Geriſſen von dem Tohren,
Meine Kinder!
Was es auch iſt das meinen Buſen regt
(ſich einem Mädgen nahend)
Der Buſen ſollte mir entgegen wallen!
Das Auge ſpricht ſchon ietzt.
Sprich rede liebe Lippe mir.

---

37 Könnt. *Goethe läßt öfters aus Nachläſſigkeit die Stricheldien weg.*
40 Vermög't ihr *(ebenso 43), fehlt* mich. 41 Mich von. 44 Schicksal.
47 *kein* Und; Geh', ich. *Nach* 47 Hain, stehen. 49 euerer. 50 Thoren.
52 euren Buſen. *Nach* 52 Madchen. 54 jetzt.

O könnt ich euch das fühlen geben
Was ihr ſeyd.

Sein Bruder kommt

Bruder

Merkur beklagte ſich bitter.

Pr.

Hätteſt du kein Ohr für Klagen,
Er wär auch ungeklagt zurück gekehrt.

Br.

Mein Bruder alles was recht iſt!
Der Götter Vorſchlag
War diesmal billig.
Sie wollen dir Olimpus Spitze räumen
Dort ſollſt du wohnen
Sollst der Erde herrschen.

Pr.

Ihr Burggraf ſeyn
Und ihren Himmel schützen
Mein Vorſchlag iſt viel billiger.
Sie wollen mit mir teilen, und ich meyne
Daſs ich mit ihnen nichts zu teilen habe.
Das was ich habe konnen ſie nicht rauben
Und was Sie haben mögen ſie beſchüzzen.
Hier mein und dein, (4)
Und ſo ſind wir geſchieden.

56 könnt'. *Nach* 57 (Epimetheus kommt). *Und in allen Ueberschriften* Epimetheus. 59 ſeine *vor* Klagen *nicht glücklich eingefügt.* 60 zurückgekehrt. 63 dieſsmal. 64 *Die zwei ersten Buchstaben von* Olimpus *sind corrigiert aus* P *oder* Th. — Olympus. 70 theilen, meine. 72 ich, können. 73 ſie, beſchützen. 75 Mein, Dein.

Br.

Wie vieles iſt denn dein?

Pr.

Der Kreis den meine Würckſamkeit erfüllt.
Nichts drunter und nichts drüber.
Was haben dieſe Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daſſ ſie mich begaffen.

Br.

Du ſtehſt allein.
Dein Eigenſinn verkennt die Wonne
Wenn die Götter, du,
Die deinigen und Welt und Himmel all
Sich *all* ein innig ganzes fühlten.

Pr.

Ich kenne das.
Ich bitte lieber Bruder
Treibs wie du kannſt und laſſ mich!
(Epimetheus ab)

Prometheus

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl ich mich.
Hier alle meine Wünſche
In körperlichen Geſtalten.

---

77 Wirkſamkeit. 81. Daß. 85 Deinigen, all'. 86 *fehlt* all, *das in O erst bei späterem Durchlesen eingefügt ist, entsprechend der ja auch aus dem Werther bekannten Vorliebe.* Ganzes. 89 Treib's. laß. *Nach 89 feinere Schriftzüge. Dass das folgende etwas später geschrieben bezeugt vielleicht auch die dann gleich zum ersten Mal angewandte Benennung* Epimetheus.

Meinen Geiſt ſo tauſendfach
Geteilt und ganz, in meinen teuern Kindern

Minerva kommt.

Pr.

Du wagſt es meine Göttin?
Wageſt zu deines Vaters Feind zu treten!

Min. (5)

Ich ehre meinen Vater
Und liebe dich Prometheus.

Pr.

Und du biſt meinem Geiſt
Was er ſich ſelbſt ist.
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht geweſen!
Immer als wenn meine Seele *spräche* zu ſich ſelbſt!
[spräche]!
Sie ſich eröffnete
Und mitgebohrne Harmonien
In ihr erklängen aus ſich ſelbſt.
Das waren deine Worte.
So war ich selbſt nicht selbſt,
Und eine Gottheit ſprach
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt ich eine Gottheit ſpreche,
Sprach ich ſelbſt.
Und ſo mit dir und mir
So ein ſo innig
Ewig meine Liebe dir.

95 Getheilt, theuren. 104 Seele zu ſich ſelbſt ſpräche, *wie Lenz wahrscheinlich copiert hatte.* 106 mitgeborne Harmonieen. 108 f. *durch Homoioteleuton weggefallen.* 112 wähnt'.

Min.

Und ich dir ewig gegenwärtig.

Pr.

Wie der füſſe Dämmerſchein
Der weggeſchiednen Sonne
Dort heraufſchwimmt
Vom finſtern Caukaſus
Und meine Seel umgiebt mit Wonneruh.
Abweſend auch mir immer gegenwärtig.
So haben meine Kräfte ſich entwickelt
Mit iedem Athemzug aus deiner HimmelsLuſt.
Und welch ein [ein] Recht
Ergeitzen ſich die ſtolzen (6)
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräffte!
Sie ſind mein, und mein iſt ihr Gebrauch.
Nicht einen Fustritt
Für den oberſten der Götter mehr!
Für sie! Bin ich für sie.

Min.

So wähnt die Macht.

Pr.

Ich wähne Göttin auch
Und binn auch mächtig.

118 füße. 119 weggeſchied'nen. 121 Kaukaſus. 122 Seel' umgibt, Wonneruh'. 125 jedem, Himmelsluſt. 127 Ergeizen. 129 Kräfte. 130 mein 131 Fußtritt. 133 *fehlt. In O nachträglich eingezwingt zwischen 132 und Min. Die Annahme, dieser Vers sowie 108f. sei von Goethe erst eingefügt, nachdem Lenz seine Abschrift bereits genommen, wird jeder bei näherer Ueberlegung verwerfen. Der Zusatz, mit zwei Fragezeichen natürlich statt des Ausrufungszeichens und des Punktes, ist nothig wegen der Antwort der Minerva, welche sonst nur gezwungen auf 126ff. zurückzubeziehen ist.* 136 bin.

Sonſt! Haſt du mich nicht offt geſehn,
Jn ſelbſt erwählter Knechtſchafft
Die Bürde tragen die ſie
In feyerlichem Ernſt auf meine Schultern legten.
Hab ich die Arbeit nicht vollendet
Jedes Tagwerck auf ihr Geheis.
Weil ich glaubte,
Sie ſähen das Vergangne, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen
Und ihre Leitung ihr Gebot
Sey uranfängliche
Uneigennützge Weisheit.

Min.

Du dienteſt um der Freyheit werth zu seyn.

Pr.

Und möcht um vieles nicht
Mit dem Donnervogel tauſchen.
Und meines Herren Blitze ſtolz
In Sclaven Klauen packen!
Was ſind ſie! Was ich?

Min. (7)

Dein Haſſ iſt ungerecht!
Den Göttern fiel *zum* [ihr] Loos *e*, Dauer
Und Macht, und Weisheit und Liebe.

Prometh.

Haben Sie daš all
Doch nicht allein.

---

137 oft. 138 Knechtſchaft. 140 Ernſt *corrigiert aus* Erſt. 141 Hab'. 142 Tagwerk, Geheiß. 144 Vergangene. 148 Uneigennützige. 149 Freiheit. 150 möcht', alles. 153 Sclavenklauen. 155 Haß. 158 ſie.

Ich daure ſo wie ſie —
Wir alle ſind ewig.
Meines Anfangs erinnr ich mich nicht,
Zu enden hab ich keinen Beruf
Und ſeh das Ende nicht.
So binn ich ewig denn ich binn.
Und Weisheit!
(ſie an den Bildniſſen herumführend)
Sieh dieſe Stirn an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt.
Und dieſes Buſens Macht!
Drängt ſich entgegen
Der all anfallenden Gefahr umher!
(bleibt bey einer weibl. Bildſäule ſtehn)
Und du Pandora!
Heiliges Gefäs der Gaben alle
Die ergötzlich ſind.
Unter dem weiten Himmel
Auf der unendlichen Erde.
Alles was mich ie erquickt von Wonnegefühl.
Was in des Schattenskühle
Mir Labſal ergoſſen,
Der Sonnen Liebe iemals Frühlingswonne, (8)
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Buſen angeſchmiegt.
Und was ich ie für reinen Himmelsglanz

162 erinnr'. 163 hab'. 165 bin, bin. *Nach* 166 Minerva. 167 Stirne. 172 allanfallenden. *Nach* 172 weiblichen. 174 Gefäß, *in O ursprünglich* Gefäſ. 178 je. 179 Schattens Kühle. 180 Mir *aus* Mich *corrigiert.* 181 jemals. 184 je.

Und Seelenruhgenuſs geſchmeckt
Das all! all! — Meine Pandora.

Min.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen,
Wenn du ſeinem Antrag
Gehör gäbſt.

Pr.

Das war das einzige was mich bedencken machte.
Allein — ich ſollte Knecht ſeyn und wir
All erkennen droben die Macht des Donnrers
Nein. ſie mögen hier gebunden ſeyn
Von ihrer Lebloſigkeit, ſie ſind doch frey
Und ich fühl ihre Freyheit.

Min.

Und ſie ſollen leben.
Dem Schickſaal iſt es, nicht den Göttern,
Zu ſchenken das Leben und zu nehmen.
Komm ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verſchliest.
ſie ſollen leben und durch dich.

Pr.

Durch dich, o meine Göttin.
Leben, frey ſich fühlen.
Leben — Ihre Freude wird dein Danck ſeyn.

Ende des erſten Ackts.

---

191 Einzige, bedenken. 192 f. *ergeben folgende drei Verse* Allein — ich ſollte Knecht seyn Und — wie Alle Anerkennen droben die Macht des Donnerers? 194 Nein *Zeile für ſich.* 195 *in zwei Verse zerlegt.* 196 fühl', Freiheit. 198 Schickſal. 201 verſchließt. 202 Sie. 204 frei. 205 Dank. *Nach* 205 *fehlt Schlussnotiz.*

Zweyter Akt. (9)

Auf Olympus.

Jupiter Merkur.

Merkur.

Gräuel Vater Jupiter Hochverrath!
Minerva deine Tochter
Steht dem Rebellen bey.
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und ſeinen lettnen Hof
Seine Welt von Tohn
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen ſie ſich all
Und weben jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.
O deine Donner Zevs.

Jupiter

Sie ſind! Und werden ſeyn
Und ſollen ſeyn.
Uber alles was iſt
Unter dem weiten Himmel
Auf der unendlichen Erde
Iſt mein die Herrſchafft
Das Wurmgeſchlecht vermehret
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen wenn ſie meiner Vaters Leitung folgen

Der zweite Act später geschrieben; es braucht sich ja nur [illegible] Ta[illegible] zu handeln. — Act (Auf Olympus.) 208 bei. 210 lettenen. 211 Thon. 213 all'. 216 Zeus. 217 und. 219. Ueber; *nach* iſt *Ansatz zu einem neuen Wort, ein halbes a.* 220 Unter *aus* unter *corrigiert.* 221 Herrſchaft. 223 Das, vermehrt. 225 Vaterleitung.

Weh ihnen wenn ſie meinem Fürſten Arm
Sich wieder ſetzen.

Merkur.

Allvater du Allgütiger
Der du die Miſſetaht vergiebſt Verbrechern.
Sey Liebe dir und Preis
Von aller Erd und Himmel.
O Sende mich, daſſ ich verkünde (10)
Dem armen erdgebohrnen Volk
Dich, Vater, deine Güte deine Macht.

Jupiter

Noch nicht. In neugebohrner Jugend Wonne
Wähnt ihre Seele ſich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören biſſ ſie dein
Bedürfen. Uberlaſs Sie ihrem Leben.

Merkur

So weis als gütig!

Thal am Fuſſe Olympus.

Prometheus

Sieh nieder Zevs,
Auf meine Welt ſie lebt.
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich ſey
Zu leiden weinen, zu genieſſen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten, wie ich.

226 Furſtenarm. 227 widerſetzen. 228 Du. 229 Miſſethat vergibſt. 231 Erd'. 232 Daſs. 233 erdgebornen. 235 neugeborner Jugendwonne. 237 bis. 238 Ueberlaß ſie. 239 weiſ'. *Nach* 239 Fuße des. 244 genieſsen. 245 *Zerlegt,* Wie ich *Zeile für ſich.*

Man ſieht das Menſchengeſchlecht durchs ganze Tahl verbreitet. Sie ſind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, ſie baden ſich im Waſſer, ſie lauffen um die Wette auf der Wieſe; Mädgen beſchäfftigen ſich Blumen zu brechen und Kränzgen zu flechten. Ein Mann mit abgehauenen Jungen Bäumen tritt zum Pr.

Sieh hier die Bäume
Wie du ſie verlangteſt.

Prom. (11)

Wie brachteſt du
Sie von dem Boden?

Mann.

Mit dieſem ſcharfen Steine hab ich ſie
Glatt an der Wurzel weggeriſſen.

Prom.

Erſt ab die Äſte! —
Dann hier rammle dieſen
Schief in den Boden hier,
Und dieſen hier ſo gegenüber.
Und oben verbinde ſie —
Dann wieder zwey hier hinten hin.
Und oben einen queer darüber —
Nun die Äſte herab von oben
Biſſ zur Erde.

Nach 245 *Klammern,* durch's, Thal, laufen, Mädchen pflucken Blumen und flechten Kränze. *Vor* 246 *Klammern* Ein Mann *nicht gesperrt,* jungen, zu. *Über* 246 Mann. 250 hab'. 252 Aeſte. 253 hier *fehlt,* ramme. *Vgl. in der nah verwandten Stelle in Von deutscher Baukunst DjG 2,206* einrammelte. 254 Schräg. 258 quer. 259 Aeſte. 260 Bis.

Verbunden und verſchlungen die
Und Raſen rings umher,
Und Aeſte drüber mehr,
Biſſ daſſ kein Sonnenlicht
Kein Regen, Wind durchdringe!
Hier lieber Sohn ein Schutz und eine Hütte.

Mann.

Danck theurer Vater tauſend Danck.
Sag dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte.

Prom.

Nein . .
Du haſt ſie dir gebaut und ſie iſt dein.
Du kannſt ſie theilen
Mit wem du willt.
Wer wohnen will, der bau ſich selber eine.
(Prometheus ab)

Zwey andre Männer. (12)

1ſter

Du ſollſt kein Stück [von]
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie ſind mir mein!

2ter

Woher?

1ſter.

Ich habe geſtern Tag und Nacht
Auf dem Gebürg herumgeklettert,

261 dir *(Corruptel)*. 264 Bis dafs. 267 Dank, Dank. *In* theurer t *aus* d *(Ansatz zu* dir*?) corrigirt*. 268 Sag'. 274 bau'. *Nach* 274 *fehlt* andre. *In den Ueberschriften immer* Erſter, Zweiter. 275 ſollt. 280 Gebirg.

Und mit ſaurem Schweis
Lebendig ſie gefangen
Dieſe Nacht bewacht
Sie eingeſchloſſen hier
Mit Stein und Aſten.

2ter

286. Nun gieb mir eins!
286a. [Sie waren mein wie ſie im Walde lieſen
286b. Wiedein]
Ich habe geſtern auch eine erlegt.
Am Feuer ſie gezeitigt
Und gegeſſen mit meinen Brüdern
Brauchſt du heut mehr als eine?
Wir fangen morgen wieder.

1ſter

Bleib mir von meinen Schaafen.

2ter

Doch!

1ſter will ihn abhalten
2ter gibt ihm einen Stos daß
er umſtürzt, der nimmt eine
Ziege und fort.

1ſter (13)

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus.

Was giebts!

281 Und *fehlt*, Schweiß. 285 Aeſten. 286 gib. 286a f. *fehlt.* 289 geſſen. 290 Brauchſt heut nur eine:. 292 Ziegen. *Nach* 293 abwehren, Stoß. *fehlt* der, *Klammern.* 295 gibt's.

Mann.

Er raubt mir meine Ziegen.
— Blut rieſelt ſich von meinem Haupt.
Er ſchmetterte
Mich wieder dieſen Stein.

Pr.

Reiſs du vom Baume dieſen Schwamm
Und leg ihn auſ die Wunde.

Mann.

So! — theurer Vater!
Schon iſt es geſtillet.

Pr.

Geh waſch dein Angeſicht.

Mann

Und meine Ziege!

Prom.

Laſs ihn.
Iſt ſeine Hand wider jedermann,
Wird iedermanns Hand ſeyn wider ihn.
Mann ab.

Prometheus.

Ihr seyd nicht ausgeartet meine Kinder!
Seyd arbeitſam und faul
Und grauſam mild
Freygebig geitzig!
Gleichet all euern Schickſaals Brüdern,
Gleichet den Tieren und den Göttern.

296 Ziege. 299 wider. 301 leg'. 303 geſtillt. 308 jedermanns. *Nach* 308 *Klammern.* 312 Freigebig, geizig. 313 all' euren Schickſalsbrüdern. 314 Thieren.

Pandora kommt. (14)

Prom.

Was haſt du meine Tochter
Wie ſo bewegt.

Pandora.

Mein Vater!
Ach was ich ſah mein Vater
Was ich fühlte.

Prom.

Nun!

Pand.

O, meine Arme Mira!

Prometheus.

Was iſt ihr!

Pand.

Namenloſe Gefühle.
Ich ſah ſie zu dem Waldgebüsche gehn
Wo wir ſo offt uns Blumenkränze pflücken.
Ich folgt ihr nach.
Und ach wie ich vom Hügel komme
Seh ich ſie [ih] im Tahl auf einen Rasen hingesuncken.
Zum Glück war Arbar ohngefähr im Wald.
Er hielt ſie feſt in ſeinen Armen,
Wollte ſie nicht ſincken laſſen,
Und ach ſanck mit ihr hin.
Ihr ſchönes Haupt erſanck.

Nach 314 kommt *eingeklammert.* 321 arme. 326 folgt'. 327 ſah *nach* komme. 328 Seh *fehlt*, Thal, geſunken. Auf — hingeſunken *Vers für ſich.* 329 ungefähr. 331 ſinken. 332 ſank. 333 erſank.

Er [ſchien] küſſte ſie tauſendmal
Und hing an ihrem Munde
Um ſeinen Geiſt ihr einzuhauchen.
Mir ward bang ich ſprang hinzu und ſchrie.
Mein Schrey eröffnet ihr die Sinnen.
Arbar lies ſie. Sie ſprang auf.
Und ach mit halbgebrochnen Augen
Fiel ſie mir um den Hals.
Ihr Buſen ſchlug, (15)
Als wollt er reiſſen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt ihr Mund, und [ihre] *tausend* Tränen ſtürzten.
Ich fühlte wieder ihre Knie wancken
Und hielt ſie teurer Vater.
Und ihre Küſſe, ihre Glut
Hat ſolch ein[e] unbekandtes Gefühl
Durch meine Adern durchgegoſſen,
Daſſ ich verwirrt, bewegt
Und weinend endlich ſie lies
Und Wald und Feld,
Zu dir mein Vater. Sag
Was iſt das alles was ſie [bew] erſchüttert
Und mich.

Prom.

Der Todt!

Pandora

Was iſt das?

---

334 küßte. 337 Ich — ſchrie *Vers für sich.* 339 ließ. 340 halb gebrochnen. 343 wollt', reißen. 345 lechzt', Thränen. 346 wanken. 347 theurer. 348 Gluth. 349 unbekanntes, *fehlt* Gefühl. 350 Gefühl *als erstes Wort eingesetzt,* hingegoſſen. 352 ließ. 351—353 = *2 Verse* Daß — weinend, Endlich — Feld. 354 ſag'. 357 Tod.

Prom.

Meine Tochter!
Du haſt der Freuden viel genoſſen.

Pandora

Tauſendfach! Dir danck' ichs all.

Prometh.

Pandora dein Buſen ſchlug
Der kommenden Sonne
Dem wandlenden Mond entgegen.
Und in den Küſſen deiner Geſpielen
Genoſſeſt du die reine Seeligkeit.

Pandora

Unausſprechlich.

Prom. (16)

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden.

Pand.

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel,
Bewegte, regte ſich ich ganz in Melodie verſchwamm.

Prom.

Und alles löſſt ſich endl. auf in Schlaf.
So Freud als Schmerz.
Du haſt gefühlt der Sonne Glut,
Des Durſtes Lechzen
Deiner Knie Müdigkeit.

361 Dank' ich's; Dir *aus* Wer (?) *corrigiert.* 364 wandelnden. 366 Seligkeit. 371 j *in* jedes *aus* d *corrigiert.* 372 *zerlegt,* ich — verschwamm *Vers für sich,* ich *corrigiert aus* in. 373 löſt, endlich. 375 Gluth.

Haſt über dein verlohrnes Schaaf geweint.
Und wie geächzt gezittert
Da du im Wald den Dorn dir in die Ferſe tratſt,
Eh ich dich heilte.

Pand.

Mancherley mein Vater iſt des Lebens Wonn
Und Weh.

Prom.

Und du fühlſt an deinem Herzen
Daſſ noch der Freuden viel ſind
Noch der Schmerzen die du nicht kennſt.

Pand.

Wohl! Wohl! dies Herze ſehnt ſich oft
Ach nirgend hin, und überall doch hin!

Prom.

Da iſt ein Augenblick der alles erfüllt.
Alles was wir geſehnt, geträumt, gehofft.
Gefürchtet meine Beſte. Das iſt der Todt.

Pandora (17)

Der Todt?

Prom.

Wenn aus dem innerſt tiefſten Grunde
Du ganz erſchüttert alles fühlſt
Was Freud und Schmerzen iemals dir ergoſſen.
Im Sturm dein Herz erſchwillt.

---

378 verlornes Schaf. 380 Als; F *in* Ferſe *aus* V *corrigiert.* 382 Mancherlei, Wonn'. 384 Du *fehlt.* 385 viele. 386 Viele der Schmerzen, *dann* die — kennst *Vers für sich.* 387 wohl, dieß. 391 *zwei Verse* Gefürchtet, Pandora, — Das ist der Tod! 392 Tod. 394 erschüttert *corrigiert aus* erschüttertſt. 395 jemals.

In Tranen sich erleichtern will und seine Glut vermehrt
Und alles klingt an dir und bebt und zittert.
Und *all* die Sinne dir vergehn
Und *du* dir zu vergehen scheinst .
Und sinckst und alles um dich Her
Versinckt in Nacht, und du in inner eigenem Gefühle
Umfassest eine Welt.
Dann stirbt der Mensch.

Pandora ihn umhalsend

O Vater lass uns sterben!

Prom.

Noch nicht!

Pand.

Und nach dem Todt.

Prom.

Wenn alles, Begier und Freud und Schmerz
Im stürmenden Genuss sich aufgelöst.
Dann sich erquickt in Wonne Schlafft.
Dann lebst du auf, aufs iüngste wieder auf.
Aufs neue zu fürchten zu hoffen und zu begehren.

Ende des zweyten Ackts.

397 *eingezwängt.* Thränen, Gluth. *Zerlegt:* Und — vermehrt *Vers für sich.* 401 Und sinkst *Vers für sich, dann* Und — Nacht. Und — Gefühl. 401 sinkst, her. 402 immer eigenstem Gefühl. ... immer *offenbar falsch ist (vgl. auch 393). Das* e *in* Gefühle *ist erst nachträglich hinzugefügt worden und wie öfters bei solchen Correcturen Goethes ziemlich weit von dem* l. *Nach* 404 ihn umhalsend *in Klammern.* 407 Tod. 409 In stürmendem, aufgelöst, 410 in Wonne schlafft. *Ich möchte einen Schreibfehler annehmen* Schlafft *für* Schlaff, *also bei des jungen Goethe oft gepflogner Zerlegung von Compositis:* dann sich erquickt in Wonne schlaf. *Unsere bisherige Lesart ist widersinnig.* 411 auf's jungste. 412 Von neuem, *fehlt* und. *Nach* 412 *fehlt die Bemerkung über den Aktschluss.*



3. Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe.

veröffentlicht von

Robert Boxberger.

mit beiträgen von

H. Grimm, H. Hueffer und L. Urlichs.

Vorbemerkung.


ie nachstehenden Mittheilungen sind der Auszug einer mindestens fünfmal so grossen Sammlung, welche R. Boxberger aus den Handschriften der Dresdener Bibliothek (Böttigers Nachlass, zu welchem auch die Briefe an Wieland und Humboldts an Loder gehören) entlehnt hatte und u. d. T.: »Zeitgenössische Mittheilungen über Goethe und Schiller« zu veröffentlichen gedachte. Aus dieser Sammlung, die, auf die beiden Dichterheroen bezüglich, möglichste Vollständigkeit der Notizen anstrebte und nach den Adressanten geordnet war, habe ich mit Erlaubniss des Herausgebers einen Auszug veranstaltet, der sich blos auf Goethe bezieht, von dem ihn Betreffenden

nur das Wichtigere gibt und streng chronologisch, ohne Rücksicht auf die Adressanten geordnet ist. Nur für diese Neugestaltung des Ganzen also trage ich die Verantwortung; das Verdienst der ganzen Sammlung ist Hrn. Boxberger zuzuschreiben, der seinerseits die Verantwortung für die Richtigkeit der Texte und die Bürgschaft übernimmt, dass die hier mitgetheilten Briefe und Brieffragmente bisher ungedruckt gewesen sind. In die Boxberger'sche Sammlung habe ich sodann drei Briefe aus dem ungedruckten Briefwechsel Jacob und Wilhelm Grimms, vom 15. Oktbr., 10. Novemb. und 20. Novemb. 1815 eingereiht, welche Hr. Professor Hermann Grimm mir zur Verfügung gestellt hat; ferner zwei Briefe: Jean Paul an Böttiger 18. März 1802, Joh. v. Müller an B. Winter 1804, von Hrn. Hofrath Urlichs aus der oben S. 229 A. [2] genannten Sammlung und einen Brief von Zelter an David Veit, 27. März 1832 von Hrn. Professor Hueffer.

L. G.



Becker an Wieland.

Basel, den 13. November 1779.

Ihr Herzog und Göthe sind von Genf aus über die Savoyer Gebürge und den lago maggiore nach Bellinzona gegangen und kommen über den Gotthardt zurück. Diese Reise ist in einer solchen Jahreszeit immer etwas sehr Gewagtes; es scheint aber, sie haben gute Witterung gehabt. Hr. von Wedel soll von Genf aus zurückgegangen sein. Von Göthen habe ich hier die angenehme Nachricht gehört, dass wir von Ihnen wieder eine sehr schöne Erzählung zu gewarten haben.

Göschen an Wieland.

Leipzig, den 17. Januar 1787.

Ich habe noch immer grosse Hoffnung mit Göthe gut zu fahren; dass ich nicht schlecht fahren werde, dafür bin ich schon gesichert. Ich habe Dero Namen in der Liste schon eingetragen, und die Freundschaft, nicht der Kaufmann, wird das Exempl. für Sie aussuchen.

Freilich subscribirt das Deutsche Publicum nicht so gern auf Göthens Schriften als auf Geisslers des jüngern seine unsterblichen Werke. Die Subscriptionslisten von beiden werden dies zur Ehre Deutschlands beweisen, und den Patrioten wird das Herz darüber schlagen vor Freuden.

v. Ramdohr an L. A. Böttiger.

Gotha, den 19. September 1794.

Ich hatte mir fest vorgenommen gestern Morgen zu Ihnen zu kommen. Um 8 Uhr war ich zu Krause bestellt, um 10 Uhr zu Göthe, um 11 Uhr zur Gräfin Bernstorff. Wohl! sagte ich mir: um 1 Uhr fährst du erst weg, also findest du gewiss eine Stunde für den lieben Böttiger. Inzwischen l'homme propose, mais Dieu dispose. Ich komme zu Göthe, finde ihn erst gesprächig, bald darauf interessant von Seiten des Kopfs, und endlich gar zutraulich und herzlich. — Das böse Gewissen wird bei mir wach! Du hast dem Manne Unrecht gethan, sag' ich mir. Er spielt nicht den Minister, nicht den Sonderling: es ist Folge der ersten Erziehung, es ist Mistrauen gegen sich und andere, die ihm Anfangs das kalte, stolze Ansehen geben. — Wir sehen schöne Zeichnungen, Gemälde, Ueberbleibsel des Alterthums. Zu ihrem innern Werthe gesellt sich das Andenken an Italien. Ich werde warm, entzückt, begeistert. Die Glocke schlägt 11 Uhr, ich muss zur Gräfin Bernstorff. — So ungern ich mich losreisse, ich muss zur Gräfin Bernstorff, Herr Geheimer Rath. — Da

gehen Sie und kommen wieder: ich habe noch einige Sachen, die Sie interessieren werden. — Ich expediere meine Gräfin Bernstorff in 10 Minuten — und wieder hin zu Göthe. Ich war in der festen Meinung, als ich Abschied von ihm genommen hatte, es sei 12 Uhr — es war 1 Uhr vorbei. — Ich beeile mich zugleich bei dieser Gelegenheit das Urtheil zurückzunehmen, welches ich übereilt über Göthen gefällt hatte. Ich habe es ihm selbst gesagt, dass ich ihn verkannt hätte.

Fr. Schulz an Böttiger.

Mitau, den 13. September 1795.

Göthens Elegien, die Weimar, das zarte, so sehr in Aufruhr gesetzt, habe ich noch nicht gelesen, aus dem fatalen Grunde, dass in ganz Mitau kein Exemplar davon vorhanden ist. O, der weiblichen und männlichen Abderiten, die glauben können, der Dichter habe an das Thier (französisch bête) gedacht, mit dem er sich zuweilen begeht, als er in seiner Verklärung die Erscheinungen in den Elegien sah.

Böttiger an Schulz

den 24. Februar 1796.

In unsrer Weimarischen Welt bleibt's beim Alten. Die heiligen drei Könige beschatten und bewetterleuchten einander wie sonst. Göthe, der seine Winterassembleen wieder hält, aber nur die Zimmer und Lichter gibt — er selbst arbeitet bei Schiller in Jena, mit dem er ganz zusammengeflossen ist — hat doch allerliebste Epigramme im Schiller'schen Almanach geliefert. Können Sie denken, dass das Publikum gänseköpfig genug ist, das † S. 241 für Gott weiss welches Geheimniss auszudeuten, da es doch vor den Augen steht, dass er den Judengalgen selbst meint. — —

den 27. Juli 1795.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen an unserm literarischen Himmel gehören *Göthes* Elegien im 6. Stück der Horen. Es brennt eine genialische Dichtergluth darinnen, und sie stehn in unserer Literatur *einzig*. Aber alle ehrbaren Frauen sind empört über die bordellmässige Nacktheit. Herder sagte sehr schön: »er habe der Frechheit ein kaiserliches Insiegel aufgedrückt. Die Horen müssten nun mit dem *u* gedruckt werden«. Die meisten Elegien sind bei seiner Rückkunft im ersten Rausche mit der Dame Vulpius geschrieben. Ergo —

Weimar, den 13. Mai 1796.

Unter andern bin ich, so die Götter wollen, gar Dramaturg geworden. Iffland aus Mannheim hat hier 4 Wochen lang durch sein Meisterspiel alles entzückt, und ich soll nun, so will es die Herzogin und Göthe, etwas in Druck ergehen lassen. *Göschen* will es mit aller Pracht seiner Offizin auszieren. Ist das Glück uns hold, so kommt Iffland zu Michaelis ganz zu uns, reformirt unser ganzes Theaterwesen und versucht, ob unser kleines Weimar wo nicht das prächtigste, doch das kunstreichste Theater in Deutschland besitzen könne. Da *Göthe* Anfangs August mit dem Herzog nach Italien geht, so muss eine neue Theaterdirection stattfinden. Dies und die anerkannte Vortrefflichkeit Ifflands bewogen den Herzog ihm alle Bedingungen zu bewilligen, die er vorläufig machte, und so kommt es bloss darauf an, ob man ihn aus Mannheim fortlassen will. — — Legen Sie nun ernstlich Hand an Ihre Italienische Reise. Sonst kommt Ihnen Göthe zuvor. Denn, wie mir Unger unter der Hand verrathen hat, wird er gleich nach Göthes Zurückkunft eine artistische Reise von Göthe erhalten, dergleichen noch nie erhört und gesehn war. Der Göthische Kammerherr Meyer ist schon

seit Jahr und Tag in Italien und hat dem, der da kommen soll, die Stätte bereitet. Darum wird auch Göthe seinen Wilhelm Meister auf einmal schliessen und die auf 8 Bände geschürzten Knoten mit seinem unwiderstehlichen Genieschwert mächtig zerhauen.

Schlichtegroll an Böttiger.

Gotha, den 3. Oktober 1796.

Wir haben hier in lustigen Cotterien uns sehr mit dem neuen Schiller'schen Almanach amüsirt. Es ist Schade, dass die Herren vor lauter Gift und Galle das Maass des Schicklichen und Honnetten oft weit überschritten haben, wodurch sie im Grunde niemanden so sehr schaden als sich selbst. Noch mehr Schade ist es, dass die erste Stimme, die sich dagegen im Reichsanzeiger regte, etwas so sehr plattes herausgestolpert hat; ich begreife dabei meinen guten Becker kaum. Göthe wird durch jenes Stück vom Anzeiger eine lustige Stunde gehabt haben. Unser Manso thut mir sehr leid. Wenn nur durch diese neue Erscheinung kein gar zu übler, grober Ton in unserer literarischen Welt eingeführt wird!

Böttiger an Schulz.

den 30. Oktober 1796.

Sein (Schreyvogels) neuer Lovelace, der zu Ostern bei Vieweg erscheint, wird gewiss grosses Aufsehen und Göthe, der ihn zuletzt in Jena überall anfletschte, noch bitterer gegen ihn machen. — — Göthe war fast den ganzen Sommer in Jena, weil er hier immer mehr seinen Einfluss verliert. Niemand flucht den Franzosen mehr als er, denn durch ihre Invasion und Kunstplünderungen in Italien verderben sie seinen Plan, in der Mitte des Sommers dahin abzugehn. Er muss sich also mit den Berichten genügen lassen, die ihm Meyer pünktlich aus Florenz abstattet, und seine Galle am deutschen Publikum aus-

lassen. Davon haben wir nun eine schöne Portion im neusten Schiller'schen Musen-Almanach durch seine Xenien bekommen.

Ich schreibe Vieweg, dass er Ihnen unverzüglich ein Exemplar dieses sansculottischen Ungeheuers zuschicke. Alle, die ihre Knie nicht vor den göttlichen Horen gebeugt haben, werden darinnen guillotinirt. Am härtesten ist Nicolai, Reichard (einst der Günstling Göthes und sein Hofkapellmeister) die Grafen Stollberg, die hier unter dem Namen der Dioscuren erscheinen, besonders aber der frömmelnde Fritz St., Manso, der die giftige Rec. der Horen in der neuen Bibliothek d. sch. W. gemacht hatte, Dyk, der Verleger dieser Bibl., und die Newtonianer, die Göthe's Offenbarung über die Farben nicht verehren wollen, gegeisselt. Alles ist in Aufruhr über diese Unverschämtheit. Man begreift nicht, wie der furchtsame Göthe *so* heraustreten konnte. Aber er denkt: künftiges Jahr bist du in Italien! Der Herzog in Gotha, der seinen Liebling Schlichtegroll mit einem assfressenden Raben verglichen fand, ist äusserst aufgebracht. Schlichtegroll hat nämlich im Nekrolog ein sehr hämisches Leben von Moriz einrücken lassen. Diese Schmach rächte Göthe. Kurz, dieser Musenalmanach wird wunderliche Explosionen hervorbringen. Wir wollen ihn einmal in Berlin zusammen lesen, denn es gehören viele Schlüssel dazu. Dagegen hat nun Göthe seinen Wilhelm Meister sehr glorreich geendigt. Auch seine bittersten Feinde müssen dies eingestehn.

Schlichtegroll an Böttiger.

Gotha, 14. Dezember 1796.

Ich habe nun den 4. Theil von Wilhelm Meisters Lehrjahren gelesen und das mit dem grössten Vergnügen!. Welche feine Welt- und Menschenkenntniss, welche Züge schöner Seelen! Dem Genius, der dies hervorgebracht hat,

muss man schon auch wieder etwas zu Gute halten und, vergessend der Xenien, fühle ich mich Goethe für den 3. und 4. Theil seines Meisters, oder vielmehr für das ganze Buch, zum herzlichen Dank verpflichtet. — Es ist mir unangenehm. dass gerade das nekrologische Thier in den Antixenien wieder aufgetreten ist; es kann scheinen, als hätte ich Antheil an diesen Gegengrobheiten, und doch ist nichts meiner Seele fremder als so etwas. Ich werde nicht ein Wort gegen jene unverschuldete Invective schreiben, und thät' ich es ja, so würde ich es *ingenue* mit meines Namens Unterschrift thun.

Johannes von Müller an Böttiger.

Wien, den 8. Januar 1797.

Göthe habe ich das grosse Vergnügen gehabt, in Zürich unerwartet anzutreffen. Auch ich war (aber nicht zugleich) in Stäfa.

Fr. Schlegel an Böttiger.

den 11. April 1797.

Was Sie mir von Goethe schreiben, ist mir sehr angenehm, und ich danke Ihnen bestens für die Mittheilung. Ich hatte schon hin [? und wieder] aus einigen Gesprächen mit ihm ersehen, dass er sich für meine Studien interessirt und auch meinen ersten Versuch gelesen hat. Es ist mir ungemein erfreulich, gerade durch *diese* Stimme eine Bestätigung zu erhalten, dass ich, obgleich ein Laie in der Kunst, doch nicht ganz ohne allen Beruf über dieselbe schreibe.

Buchhändler Unger an Böttiger.

Leipzig, den 10. Oktober 1797.

Wenn H. v. Göthe wieder in Weimar ist, werde ich wohl das nähere erfahren; auch werde ich von Berlin an ihn schreiben, und wenn Sie nicht wollen, des Fausts gar

nicht erwähnen. Ist und kann mir mein so sehr verehrter Göthe darum abtrünnig werden, weil ein anderer Buchhändler ihn 4 Wochen bewirthet hat, nun so sage ich weiter nichts dazu. Nur glaube ich, dass dies ein jeder andre, der auch kein Buchhändler gewesen wäre, mit Freuden und ohne alles andere Interesse gethan haben würde, wenn so ein lieber grosser Mann hätte bei ihm einkehren wollen. Genug hiervon; ich warte die Sache geduldig ab. — —

Professor Heinrich in Breslau an Böttiger.

den 28. Februar 1798.

Ebenso wäre ich sehr begierig zu wissen, ob die Hoffnung noch nicht verschwunden ist, einen von Göthe bearbeiteten *Hamlet* zu erhalten? und nicht Göthe die Aufforderung einer Theaterdirection, seine neue Bearbeitung zu vollenden, annehmen würde.

den 12. Mai 1798.

Man sagt mir, dass beim Weimarischen Theater zu der Musik von zwei vortrefflichen Opern *die vereitelten Ränke* und *die heimliche Heirath* umgearbeitete Texte von Göthe aufbewahrt würden.

A. v. Humboldt an Loder.

Salzburg, den 1. April 1798.

Dem Geh. Rath v. Göthe bitte ich mein dankbares Andenken zu erneuern. Ganz hat er mich doch wohl nicht vergessen. Sagen Sie ihm auch, dass seine zoonomischen Ideen mich lebhaft beschäftigen, und dass ich überall darauf Rücksicht nehme. Vielleicht weiss er noch nicht, dass die Goldfische (Cyprinus auratus L.) oft ohne Rückenflosse geboren werden, dann aber eine doppelte, auch wohl dreyfach getheilte ungeheuere grosse Schwanzflosse bekommen.

Friderike Brun an Böttiger.

Kopenhagen, den 14. Mai 1799.

Die Kupfer von *Catel* und *Nahl* in Hermann und Dorothea sind so schön als die von *Bolt* empörend schlecht sind. Die Leier-Vignette ist prächtig! Sagen Sie Göthen (denn ich hoffe, alle Fehd' hat ein Ende[1]) ich könne sie nie ansehen ohne an das Soupé in Carlsbad zu denken, da Göthe auf *Adlerweise* die jungen *Hühner zerlegte.* Ich besitze eine Skizze von Tischbein (Orest und Iphigenia nach Göthe), wo der Orest beinahe Portrait von Göthe ist, und die Tischbein mir schenkte, weil ich *das* sah — »Ja«, (sagte er mit seinem eignen Ton) »Sie gehören zu denen Auserwählten, denen so die Natur die Augen geöffnet hat um zu sehen.«

Rochlitz an Böttiger.

Leipzig, den 3. Oktober 1800.

Göthe hat mir vorige Woche geschrieben — freundlich, herrlich, aber sehr seltsam. Erst jovialische und gewiss herzliche Theilnahme, als Göthe; dann unmittelbar folgend, steif und kerzengerade über jene Angelegenheit mit »Serenissimo« [R. wollte bei Gelegenheit seiner Verlobung Weimarischer Legationsrath werden] —, die er jedoch nach Möglichkeit zu fördern verspricht; schliesslich ein freundliches, zutrauliches Wort. Er verlangte einen kurzen Lebenslauf, um dem Herzog Etwas von mir erzählen zu können; ich schicke ihm mit heutiger Post so Etwas und zweifle nicht, meine Sache wird gehen.

den 12. December 1800.

Göthe hat indessen mich zum Herzoglichen Rath machen lassen — was nun freylich für mich keinen Zweck

1 Bezieht sich auf Böttigers Veruntreuung des Manuscriptes von Wallensteins Lager an Friderike Brun. Vgl. *Schnorr v. Carolsfeld* Archiv für Literaturgeschichte, IX. S. 339 ff.

mehr hat [er hatte seine Braut verloren]. Das Rescript ist aber sehr ehrenvoll und bezieht sich unter Anderem fast gerade zu auf Nachrichten und Schilderungen von Göthe — was mir allerdings lieb ist. Er fordert mich auf, wegen seiner theatral. Preisaufgabe zu concurriren. So lange ich selbsthandelnde Person im Trauerspiele bin, geht es nun wohl nicht mit dem Lustspiel. Indess hab' ich ihm [nicht zum Concurriren] ein kleines Stück geschickt, von dem ich aber, aus gewissen Ursachen, zweifle, ob er es wird aufs Theater bringen. Wenigstens hab' ich verlangt, er solle meinen Namen nicht nennen.

[Das Stück hiess: Jedem das Seine, oder: Jedem, was ihm gebührt.]

den 30. December 1800.

Eben erhielt ich einen recht langen Brief von Göthe, worin er mir so viel Vortreffliches über meine jetzigen Verhältnisse und deren traurige Verwandlung sagt, dass ich sehr dadurch gerührt bin. — — Das — — kleine Stück will er geben lassen, und sagt dabey, weil mich in Weimar viele Leute lieb hätten, so wolte er es (auf meine Bitten) ohne Namen geben, um den Eindruck rein zu erhalten und so bemerken zu können.

Wieland an Böttiger.

Osmannstädt, den 9. Januar 1801.

Ich höre heut Abend beunruhigende Nachrichten von Göthe's Gesundheitsumständen. Hoffentlich, l. Freund, können Sie mir — morgen (denn ich schreibe dies am 9. Abends) etwas Tröstlicheres berichten. Der Verlust, wenn wir so unglücklich sein sollten ihn zu verlieren, wäre in mehr als einer Rücksicht unersetzlich und nicht zu berechnen. Der Himmel verhelfe bei dieser Gelegenheit Dr. Starken wieder zu seiner in Gotha vielleicht mit Unrecht verlornen Reputazion!!!

O., den 28. Januar 1801.

Was Sie mir, l. B., sub rosa aus dem Munde Ihres Freundes M . . sh von der geringen Achtung, worin mein Aristipp bei Schiller und vermuthlich auch bei Göthe steht, (wiewohl nur in verhüllten und beinahe räthselhaften Ausdrücken) gemeldet haben, hat mich bei weitem nicht so befremdet, wie man vielleicht vermuthen sollte. Ich wollte vielmehr behaupten können, es sey *unmöglich*, dass Schiller an einem solchen Werke wie Aristipp Gefallen haben, geschweige es gar vortrefflich finden könne. Das Nehmliche gilt nahezu auch von Göthe. Dieser könnte nicht einmal das Lesen der 4 oder 5 ersten Briefe aushalten. Alles, was ihm möglich ist, ist höchstens in den beyden Bändchen herumzublättern und hie und da etliche Perioden, mit dem Gefühl, *als ob er ohne Durst laues Wasser trinke,* zu überlesen. Schillern mag noch schlimmer dabei zu Muthe sein; denn ich wollte wetten, er stösst in dem ganzen Werke nicht auf eine einzige Stelle, die er entweder so *gedacht*, oder so *geschrieben* hätte. Kurz für beide ist Aristipp eine Genie- und Nervenlose, flache, insipide Arbeit, und dass es anders sein sollte, ist per naturam rerum nicht zu erwarten. Ich war darauf gefasst. Auch sind beide so aufrichtig und ehrlich gewesen, mir die Sensation, welche dieses opus auf sie gemacht, deutlich genug *zu verstehen zu geben*, dass ich mit einer kleinen Gabe von Intelligenz errathen konnte, was sie zu manierlich waren mir ins Gesicht zu sagen. Alles dies ist in der Ordnung und benimmt weder dem Einen noch dem Andern das Geringste von meiner Achtung. Interessanter für mich wäre, wenn Sie, mein Freund, da Sie mir doch einmal *so* viel gesagt haben, *mehr Licht* oder vielmehr *völlig befriedigende Aufschlüsse* über die Stelle Ihres letzten Briefes geben wollten, worin Sie sagen: Sie hätten bei dieser Gelegenheit (vermuthl. von Hrn. M . . sh) vieles von den *wahren Gesinnungen* dieser Herren gegen

mich erfahren, *was nie aus ihrem Herzen kommen sollte.* — Eine kleine Ueberlegung mit Ihrem φίλῳ ἤτορι wird Sie überzeugen, dass Sie mir zu meiner Beruhigung *Alles* sagen müssen, oder gar nichts hätten sagen sollen. Wir wollen wie *Männer* mit einander verfahren, und Sie dürfen mir kecklich zutrauen, dass ich nicht nur *Alles ertragen* kann, sondern auch keinen unweisen Gebrauch von einer ganz offenherzig vollständigen Confidenz machen werde.

O., December 1801.

Sollten Sie wohl glauben, dass die possierliche Anekdote, dass ich ohne den Jon meinen Agathon nicht gedichtet hätte, von keinem andern Menschen herrührt als von — mir Selbst? Sie ist wirklich ein blosser Nachhall von einem Wort, das ich einmal, ni fallor, zu Göthe sagte, da ich ihm den ihm damals unbekannten Jon anpries pp. Das Lustigste ist, dass die lächerliche Anekdote *wahr* ist. Die meisten Werke meiner jüngeren Jahre haben dergleichen Veranlassungen gehabt. Freilich haben Myriaden ehrlicher Leute seit 2000 Jahren den Jon des Euripides gelesen und darum keinen Agathon gemacht. So viel für diesmal.

O., den 15. Januar 1802.

Ich beklage sehr, l. B., dass das neue Jahr Sie gleich in seinen ersten Tagen so unfreundlich anlässt. Wollten die Götter, Sie hätten am 2. der Neugier, den Jon zu hören, die Ihnen so mancherlei Unheil zugezogen hat, so ernstlich, als ob sie der Teufel selbst wäre, widerstanden! Da ich von allem dieses Götterbastardes wegen Vorgefallenen kein Wort wusste, so können Sie Sich vorstellen, wie betroffen ich war, da ich am 13. d. von Goethe einen Brief bekomme, der mir, in Ausdrücken der heftigsten Erbitterung gegen Sie, von dem

ganzen Handel Nachricht giebt, in der Absicht zu verhindern, dass der aus dem Modenjournal eliminirte Aufsatz, oder etwas demselben ähnliches nicht etwa im *D. Merkur* erscheinen möchte. Ich hatte von dem besagten Jon zwar Gutes und Böses gehört, und konnte mir leicht vorstellen, dass ein mit Euripides und mit dem ganzen Hellas so bekannter Richter wie mein Freund B. sehr vielen Stoff zu einer scharfen Kritik darin gefunden, und, da er kein Freund des Verfassers ist noch zu sein Ursache hat, die Geissel nicht sehr gnädig geführt haben werde: aber wie es möglich sei, dass G. sich durch den Aufsatz quaest. so sehr beleidigt finden könne, konnte ich um so weniger begreifen, da sich nicht wohl denken liess, weder dass Sie einen in W. so viel bedeutenden Mann wie G. (von allem übrigen abstrahirt) in einem zu W. herauskommenden Journal vorsätzlich würden beleidigen wollen, noch dass G. durch irgend einen unvorsetzlichen Stoss mit dem Ellenbogen oder Tritt auf die Zehen sich so schrecklich beleidigt finden sollte. Dieses mir unbegreifliche Räthsel haben Sie mir nun durch die Mittheilung des corporis delicti (welches hiebei zurückkehrt) aufs vollständigste, aber wahrlich nicht zu meiner *Gemuthsergötzung,* sondern, da ich Ihr Freund bin und als solcher Theil an Ihnen nehme, zu meinem grossen Leidwesen aufgelöst. Mein offenes Urtheil, das Sie zu lesen wünschen, kann ich Ihnen, so wie es aus meiner innersten Ueberzeugung kommt, mit wenig Worten mittheilen. Ich unterscheide, wie in allen Dingen so auch hier, das Formale vom Materiali. Mit dem letztern wird es wohl, was die dem Stücke gemachten Vorwürfe betrifft, seine Richtigkeit haben, wiewohl ich kaum zweifle, dass ein Freund des Dichters nicht sehr verlegen sein würde, manches nicht ganz Unerhebliche zu seinem Schutz vorzubringen. Das Formale dieses Aufsatzes hingegen kann ich weder rechtfertigen noch entschuldigen;

und nur unter der Voraussetzung, dass Sie G...n selbst empfindliche Streiche, Stiche und Stigmata (noch ein gut Theil ärger als die Stupfen der Heil. Radegunda und des heil. Vaters Franz von Assisi) haben beibringen *wollen,* kann ich sogar begreifen, warum Sie nicht nach Ueberlesung dessen, was Sie (vielleicht noch in derselben Nacht und ganz warm von dem *Unwillen,* der Sie während der Aufführung erhitzte) geschrieben hatten, sogleich selbst hätten sehen sollen, dass G. Ihnen eine solche öffentliche Flagellation des Jons, des Dichters und dessen, der das Stück vorstellen liess und alles Mögliche anwendete, damit es reussiren sollte, nie, in seinem Leben nie verzeihen würde noch könnte. Und doch, da sich wieder nicht denken lässt, dass Sie (es wäre denn den Tag vorher, eh Sie von W. auf immer abzögen) sich um Nichts und wieder Nichts vorsetzlich und muthwillig einen Mann wie G. zum unversöhnlichen Feind sollten haben machen *wollen,* so bleibt nichts übrig, um die Sache einigermassen begreifen zu können, als die Shandysche Hypothese von des Erzbischofs de la Casa Teufeln, welche, da Sie leider ἐν πάθει an dem Aufsatz schrieben, legionsweise um Ihr Tintenfass herumgeschwärmt haben müssen.

Ihnen dieses mein freimüthiges aber ehrlich gemeintes Urtheil gehörig zu motiviren, müsste ich in eine Umständlichkeit eingehen, wozu ich keine Zeit habe, und deren Sie auch wahrlich nicht bedürfen, da Ihnen, bei einer nochmaligen gelassenen Durchlesung Ihr eigener guter Genius bei jedem von Ihrem Kakodaemon eingeschwärzten Wort, Sarkasm, ironischem Lob, Judaskuss und Dolchstich von hinten unfehlbar selbst einen Stich geben wird. Ich setze also nur noch dies hinzu: wenn Sie mein leiblicher Bruder oder Sohn wären, könnte ich Sie, quoad hunc passum, weder vertheidigen noch entschuldigen; und an G. Stelle würde ich die Sache eben so genommen, eben so hoch

empfunden und eben so gehandelt haben wie er. Das Schlimmste an dieser Sache, und was mir am leidesten thut, ist, dass dem Uebel nicht mehr zu helfen ist. G. nimmt sie als eine guerre ouverte und zwar als einen Vertilgungskrieg auf, wo einer von beiden auf dem Platz bleiben, oder vielmehr den Platz räumen muss.

O., den 19. Januar 1802.

Nun triumfirt freilich Mr. Schl. und Sie machen diesem Herren gegenüber eine traurige Figur. Das Schlimmste ist, dass es Ihnen nichts hilft. Denn G. wird Ihnen Ihr Stillschweigen für nichts anrechnen, und Sie wieder mit Ihm[1] auszusöhnen, ist so unmöglich, als den Mond mit den Zähnen vom Himmel herabzuziehen. Auch bin ich versichert, wenn in irgend einem deutschen Tagblatt etwas nur halbweg Nachtheiliges über Jon gesagt werden sollte, so wird es Ihnen vor die Thür gelegt werden. Eine ehrliche guerre ouverte wäre für Ihren Ruhm das beste; aber wer könnte Ihnen in Ihrer hiesigen Lage dazu rathen? — Ich meines Orts schweige zu allem diesem Unwesen, aber ich übersetze den Jon des Euripides für das Att. Mus. und das noch in diesem Jahr!

Rochlitz an Böttiger.

den 24. Januar 1802.

Gegen Weihnacht schrieb ich Göthe'n mit sechs Zeilen anständig, aber kalt und bestimmt, er solle mir meine Komödie [oben S. 324] zurückgeben und deren weiter keine Erwähnung thun, am wenigsten gegen das Publicum. Mit umgehender Post erhielt ich einen sehr artigen Brief von ihm, worin er mich bittet, ihm bis nach Neujahr Zeit zu lassen, weil ihn »und seine Freunde« erst die Ausstellung und dann einiges ihm sehr werthe für's Theater zu sehr beschäftigt

[1] Darunter geschrieben: ihn wieder mit Ihnen.

habe und so eben noch beschäftige. Schiller hingegen, der mir gutes Zutrauen schenkt, scheint jetzt in einer gewissen Krisis zu seyn; gebe der Himmel, dass er nicht durch jene Vereinigten irre an sich selbst wird.

Jean Paul Fr. Richter an Böttiger[1].

Mein[ingen], den 18.[2] März 1802.

Hier kommt Ihre herrliche Necker wieder[3], welche — in einen niedlichen Auszug gebracht — die beste Oberhofmeisterin der Deutschinnen werden könnte. Ich und meine C.[aroline] danken sehr für dieses unerwartete Geschenk. In einem Monat mach' ich mein kleines mit dem Titan, der mit dem 4. Bande abschliesset.

Ihr Weimarsch. envoyé erzählte mir Wunder von den dortigen Irreligions-Unruhen und Galeomachien[4]. Zuletzt legt Goethe noch wie ein Xerxes der Ilm Fesseln an wie der Hippokrene, und aus dieser wird die Onokrene . . .

1 Mitgetheilt von Urlichs. s. die Vorbemerkung.

2 aus 28 verbessert, wenn nicht umgekehrt.

3 Delphine von Frau v. Stael, die eben erschienen war.

4 lies: Galeomyomachien (Katz- und Maus-Kämpfen). Gemeint sind die Streitigkeiten zwischen Goethe's und Kotzebue's Parteien, die in dem vereitelten Projekt einer Schillerfeier am 5. März einen Ausdruck und Anlass zu langen Wirren gaben. Auf die Streitigkeiten wegen der »deutschen Kleinstädter«, worüber man G.s Annalen 1802 Biedermann, Nro. 286—292 vergleiche, scheint sich folgendes Billet Kotzebue's an Böttiger zu beziehen:

Durchlaucht die Herzogin Amalia schickten gestern Nachmittag den H. von Einsiedel zu mir, und liessen mir sagen, ich möchte, ehe Sie selbst nicht mit dem Herzog gesprochen, *Niemand* etwas sagen. Es bleibt also dabey, dass Sie sich vor der Hand nichts von dem Briefe den ich hier beylege, merken lassen. Vielleicht geht einer seiner Vorschläge durch, und dann wird glücklich sein

Ihren [sic] Kotzebue.

Wieland an Böttiger.

O., den 11. April 1802.

Göthe hat mir allerdings am verwichnen Donnerstag einen ebenso unerwarteten als angenehmen Nachmittagsbesuch gemacht. Wir waren mehrere Stunden vergnügt und traulich, und sprachen von mancherley; aber von allen theatralischen Abenteuern der letztvergangenen Wochen und Monate ne γρυ quidem. Da K . . . e zufällig erwähnt wurde, sprach er im Vorbeigehen unbefangen und *gut* von ihm; ebenso unbefangen wurde auch der Schlegelsche Jon und meine Uebersetzung des Euripidischen berührt. Ueberhaupt schien er sich keines Dings, das einer Apologie bedürfte, bewusst zu seyn; und ich glaube fast, dass dies wirklich der Fall bei ihm ist. Er schien auch gern zu hören, dass ich mich an die Helena des Euripides machen wollte, erklärte sie für sein Lieblingsstück und hielt es nicht für unmöglich, dass sie dereinst bonis avibus aufs Theater gebracht werden könnte.

Böttiger an Jakobs.

W., den 19. September 1803.

Falk ist mit Wiener Abderitenstreichen befrachtet seit 14 Tagen wieder hier angekommen. Aber er wird nichts davon schreiben. Denn er will diese Originalität gern noch einmal studiren und sich also den Weg dazu nicht vorsätzlich versperren. Jetzt ist er ganz in Kunststudien versunken und sitzt täglich zu Göthes Füssen. Göthe's Ausstellung wird, *sagt man*, künftigen Sonnabend ihren Anfang nehmen. Man ist allgemein begierig, wie die Polypheme, die Ulysses berauscht, ausgefallen sein werden, und ahndet gewaltige Ungeheuer. Ein Künstler hat den ganzen Bericht des Pausanias von Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi in Flaxmannische Umrisse gebracht. Daher ist jetzt Pausanias hier an der Tagesordnung. Hr. Wachsmann in Berlin hat zwar angefangen, die Flaxmannische Ilias nach-

zustechen. Allein er ist durch Riepenhausens Concurrenz zurückgeschreckt abgegangen.

Böttiger an Huber.

den 30. September 1803.

Wir sind hier sehr gespannt auf Shakespeare's Julius Cäsar von Schlegel, dessen Aufführung Göthe seit 10 Tagen täglich mehre Stunden zu Probe u. s. w. widmet. Der ganze Schlegel'sche Shakespeare soll nach und nach so durchgespielt werden.

den 30. November 1803.

Man hält hier zu Lande Kotzebue allgemein für den Verfasser der Expectorationen, eines schändlichen Libells gegen Göthe. Ich wage nichts zu entscheiden. Soviel ist aber gewiss, dass [? wenn] K. hier seine Unschuld nicht beweisen kann, er auch in Berlin mit unauslöschlicher Schmach bedeckt ist.

Weyland an Böttger.

Weimar, den 6. September 1804.

Götz von Berlichingen ist nicht am Sonnabend den 15ten. wie Sie glaubten, auf dem hiesigen Theater aufgeführt worden, sondern erst am letztern Sonnabend den 22ten. Am 15ten wurde anstatt seiner als diesjähriges debut — die *Saalnixe!* aufgeführt. Götz hat nur wenige wesentliche Veränderungen erlitten, ausser dass noch einige Theater-Coups und Gruppen hinein gebracht sind. Bei allen Schönheiten des Stücks, die besonders in einzelnen Scenen allerdings Wirkung thaten, machte doch die zahllose Menge von kurzen, abgerissenen Scenen, die die Geschichte eines Menschenlebens in sich fassen und in allen Winkeln von Schwaben und Franken vorgehen, die Zuhörer schwindelnd; dies ist der wahrste Ausdruck für die Wirkung des Ganzen. Wenn es aber auch das vollendetste

Meisterstück wäre, so würde doch das Publikum nicht oft Geduld genug haben, bis Schlag elf Uhr im Schauspielhaus zu sitzen, denn gerade so lange spielt das Stück! — Ich denke, Sie haben hieran genug!

Weimar, den 14. Oktober 1804.

Götz von Berlichingen ist jämmerlich in der Mitte entzwei geschnitten worden. Schon in der 2ten Vorstellung wurden die 3 ersten Akte davon gegeben und 8 Tage später die 2 folgenden, wozu aber, um die Zeit auszufüllen, der 3te Akt noch einmal gegeben wurde! — Was sagen Sie von dieser theatralischen Section?

Loder an Böttiger.

Halle, den 5. September 1804.

Ich weiss nicht, ob ich es Ihnen schon gemeldet habe, dass Göthe (mit der Vulpia!) drei Tage hier war und bei Wolf logirte. Wir wurden Tags vor seiner Abreise zu Wolf gebeten, wo wir bloss noch Schmalz und seine Frau fanden und dinirten und soupirten, auch eine sehr angenehme Unterhaltung hatten. Vorher, von 11—12 Uhr besuchte mich Göthe. Wir waren sehr freundlich gegen einander, und von alten Dingen war gar nicht die Rede zwischen uns. Er ist bei niemand, als bei Schmalz, Reichardt und mir gewesen.

Joh. Müller an Böttiger[1].

Winter 1804.

Allerdings fehlten Sie mir gestern sehr. Ich ass bey Hofe, war hierauf lang allein bey dem Herzogen, lange bei Göthe. Heute muss ich Briefe schreiben und werde Vormittags kaum fertig werden. Ich speise bey der Herzogin

1 Mitgetheilt von Urlichs. Vgl. die Vorbemerkung. Ueber Müllers Aufenthalt in Weimar G's Werke 27, 149.

Wittwe. Da sehe ich Sie, oder suche nach dem [Diner] Sie auf und raube Ihnen ein Stündgen. Dann oder Morgen, zu Vater Wieland. Danke für alles.

Loder an Böttiger.

Halle, den 20. Juni 1805.

Dass Göthe von Lauchstädt auf 14 Tage herkommen will um Gall zu hören, kann ich Ihnen sagen. Ich merkte es gleich aus Wolfs Anfrage, welche ich eine halbe Stunde nach seiner Rückkunft von Weimar, wo er ein paar Wochen zugebracht hat, erhielt. Den folgenden Tag sagte Wolf es mir auch in Göthes Namen.

Halle, den 1. August 1805.

Gegen Gall ist hier Steffens unmittelbar nachher in demselben Auditorium aufgetreten und hat alle Zuhörer, Studenten und Professoren dazu eingeladen. Er hatte es besonders auf Göthe gemünzt, der Galls fleissiger Zuhörer und Verehrer wie Wolf war; Göthe aber war so klug Tags zuvor nach Lauchstädt zu reisen und dort zu bleiben.

Minister von Voigt an Böttiger.

den 12. Juni 1809.

Am 5ten gaben mir die Leipziger Freunde noch einen ganzen Tag; die schöne Witterung begünstigte, dass wir im freien Garten speisen, Abendbrod halten, bis in die späte Nacht den Himmel über uns behalten konnten. — —

Göthe war im Geiste bei uns; was beiliegt, hatte er mir als Manuscript für Freunde mitgetheilt. Wir declamirten es und liessen die Musik zu seiner Gesundheit rühren. Denn es versteht sich, dass wir Musik in meinem Park hatten.

Weimar, den 8. Februar 1810.

H. G. R. v. Göthe liest die elegante Zeitung, auch weis ich, dass dort von der Ansicht der Wahlverwandt-

schaften mit Beifall gesprochen worden. Selbst aber habe ich noch nichts vernommen, auch die Elegante noch nicht gelesen, weil erst die hohen Behörden solche lesen. Aber im Morgenblatt las ich viel gut Gesagtes; was in der Jen. A. L. Z. steht, ist aus Berlin gekommen. Die hallische Recension wird dem H. v. Kotzebue Schuld gegeben. Er müsste also Friede mit Schütz gemacht haben. In solcher Manier kann man Alles tadeln, verkleinern, ja lächerlich machen. — Bei den zuchtreichen Damen siegt (und das ist immer glücklich genug) das moralische Gefühl; als Kunstwerk, als wahrer Menschenherzenverrath oder Aussprechung wird es nicht betrachtet, ob man wohl immer leicht in den eignen Busen greifen möchte.

W., den 18. Juli 1811.

Hr. v. Göthe ist schon seit 3 Wochen wieder in Jena. Der 2te Band seiner Lebensbeschreibung ist schon gedruckt und geht bis auf die Studien in Strasburg. Es wird also ein grosses Werk werden, de se ipso, und ein Gemälde, wie man gern von dem gegenwärtigen und künftigen Publikum angesehen sein will. (Das weiss ich nur durch dritte Personen.)

W., den 17. Oktober 1811.

Dem Schieferdecker habe ich Etwas, aber nicht Alles, eingeflüstert. Man weiss hier selbst nicht, wo der Spass herkam. Aber Göthe wenigstens hat keinen Theil gehabt; *ich ganz allein* habe darum gewusst und die Sache veranstaltet.

Böttiger an Jacobs.

Dresden, den 30. Juli 1812.

Was haben Sie zu Sicklers Cumanischem Fund gesagt? Der liebe Mann mag die Vulcane sichrer erklären können, als alte Denkmäler. Was er für einen Larventanz hielt, ist nur ein abgeblättertes Gemälde von allerliebsten Tänzerinnen.

Indess hat auch Göthe, wie ich höre, grossen Scharfsinn an diese Skelette verschwendet.

Rochlitz an Böttiger.

Leipzig, den 12. November 1812.

Was Sie über Göthe's Leben II sagen, stimmt fast gänzlich mit meinem Urtheil zusammen — auch in Ansehung jener Stelle über den Katholicismus. Sie ist meiner Einsicht nach nicht einmal durchgehends wahr, und dass sie, eben jetzt, eben von diesem Manne, eben so dreist und überraschend ausgesprochen worden, muss von vielen, und auf Schwache, von sehr üblen Folgen seyn. G.'n war, wie ich gewiss weiss, schon vor dem Druck manche Vorstellung über diese Stelle gemacht worden; er hat sie alle zurückgewiesen, weil, wer einmal mit einem solchen Buche auftrete, auch *alle* seine Ansichten und Ueberzeugungen, ohne Rücksichten auf irgend etwas, ausser die Sache selbst, heraussagen müsse — jenes sey aber wirklich seine Ueberzeugung.

Minister v. Voigt an Böttiger.

W., den 18. Februar 1813.

Noch wartete er (der französische Resident, Graf von St. Aignan) das Fest vom 16. Februar (das Geburtsfest der Erbprinzessin Maria Paulowna) bei uns ab. Es wurde mit *Bilder-Scenen* begangen, alle aus französischen Originalstücken. Ein Arcadier mit dem Parnass, allen Musen und Zubehören, Belisario, Hippolyt, die Horazier pp. Alles fiel schön aus; die Zwischenscenen waren eigens dazu von Müller componirt. Das poetische Programm dazu war von Riemer. Göthe dirigierte hinter der Coulisse. Die Vorstellung war in den Marmorzimmern. Die Zuschauer waren im grossen Saal. Es war fürwahr ein schönes Schauspiel, und unsre schönen Fräuleins wendeten die grösste Standhaftigkeit an, leblose Bilder zu machen, besonders die Klio. Es dauerte von 8—10 Uhr. — —

Jetzt, bald 6 Uhr, gehe ich zu Wielands Trauerloge. Sie wird, ohne die Constitution zu verletzen und mit nicht unwürdigen Abänderungen eine Schwester-Loge sein, weil die gesammten fürstlichen Personen dabei erscheinen. Göthe liest seine Rede ab, alsdann kommen einige Lieder und ein Epiphonema in Stanzen.

W., den 25. September 1813.

Ew. Wohlgeboren erhalten hiebei die Memoria (auf den Tod von Voigt's Sohn.) Ich bin versichert, dass Sie über Eichstädts Eloquenz und über die Benutzung des Stoffes fast verwundert sein werden. Hrn. v. Göthe's Ausspruch ist, dass etwas mehr Klassisches und Geschmackvolles und Geistreiches über den gegebenen Stoff nicht leicht hätte geschrieben werden können, und so auch andere Urtheile competenter würdiger Männer.

Rochlitz an Böttiger[1].

Leipzig, den 30. December 1813.

— — Unter diesen muss ich vor allen *Göthe* rühmen. Ich wüsste Nichts zu ersinnen, was ächte Humanität, Fürsorge, Zutraulichkeit und Freundschaft für Menschen, wie *wir* eben sind, thun könnten, das er nicht vom ersten bis zum letzten Tage, vornämlich für mich selbst, gethan hätte. Damit Sie nicht glauben, ich sehe durch das schmückende Glas der Vorliebe, will ich Ihnen nur Einiges anführen, was sich mit Wenigem anzeigen lässt. Die meisten Vorstellungen der Bühne waren bloss nach unsern Wünschen angeordnet; Göthe überliess uns für immer seine Loge, in welcher er nur uns besuchte — wie er uns seinen Wagen und andere Bequemlichkeiten überliess. Ich wünschte gleich beym ersten Morgenbesuch seine Kunstsachen, vornämlich seine Zeichnungen nach und nach kennen zu lernen. Er sann

1 Vgl. v. Biedermann, Göthe und Leipzig. II, S. 253 ff.

sich, damit dies auf die ungezwungendste und erfreulichste Weise geschehen möchte, Folgendes aus, was er gleich den ersten Nachmittag, wo er zu uns kam, mir vorschlug. Ich lasse für Sie, sagte er, jeden Tag ein Stübchen heizen, und sorge am Morgen dafür, dass Sie immer wenigstens für einige Stunden Beschäftigung bereit finden. Kommen Sie dann oder kommen Sie nicht. Kommen Sie, so wird mein Bedienter mirs sagen; kann ich, so theile ich Ihre Beschäftigung; kann ich nicht, so mögen Sie mich entschuldigen. Und so geschah es auch pünktlich; er kam aber allezeit, und ich blieb nur, wegen anderer Beschäftigung, drey Tage aus. Da kramten, und besichtigten, und untersuchten wir denn gemeinschaftlich; theilten uns unsere Ansichten einander mit, stritten wohl auch, und hübsch ernstlich; kurz, es waren köstliche Stunden; denn was weiss der Mann nicht alles, und wie lehrreich oder anziehend wird nicht selbst das Bekanntere durch sein Zusammenfassen des Einzelnen und Beziehen desselben auf das Allgemeine — besonders auch in Absicht auf Geschichte und Kunsttechnik! — Genug davon. — Zur Erinnerung an jene Stunden schenkte er mir noch beym Abschiede einige Skizzen von seiner Hand, und, in Beziehung auf seine Münzen, durch die wir einen schnellen Kursus der Kunstgeschichte gemacht hatten, verschiedene meiner Lieblinge darunter, gestochen.

Wilhelm Grimm an seinen Bruder Jacob[1].

Cassel am 14ten October 1815.

— Die Bilder der Boisseree sind über alle Worte herrlich und dass ich sie gesehen, ist mir unschätzbar, eine ganz

[1] Die drei folgenden Briefe sind aus dem ungedruckten Briefwechsel Jacob und Wilhelm Grimms. Jacob war als hessischer Legationssecretaire damals in Paris, Wilhelm von einer Rheinreise eben in Cassel wieder angekommen. Er war über Frankfurt gegangen und hatte von dort einen Abstecher nach Heidelberg gemacht, wo sich die Gebrüder Boisserée mit ihren Gemälden befanden.

neue Welt, die niemand vermuthet hat. Goethe war auch dahin gekommen wohnt bei B. und schreibt über die Gemählde, ausserdem giebt er sich mit persischen Sachen ab, hat ein Päckchen Gedichte in Hafiz Geschmack gemacht, liest und erklärt die Haoh Kiöh Tschwen und lernt bei Paulus arabisch. Er war so gnädig ein paarmal da zu seyn als wir die Bilder besahen und kam auf einmal zu mir und fragte nach unsern literar. Arbeiten. Ich sagte ihm dann verschiedenes unter andern auch, dass das manichfache Leben der Sagen, ihr hin und herströmen, ihre Vereinigung und Trennung ein besonderes Augenmerk sey. Ja antwortete er, was kann die Critik anders seyn, als die Beobachtung der verschiedenen Würkungen der Zeit, was ganz meine Meinung auch ist. Creuzer hat mir gesagt, dass ihn (Göthe) besonders die Prosa-Übersetzung bei der Edda gefreut, er redet noch immer von einer ähnlichen Arbeit beim Homer. Ich mogte ihm nichts davon sagen, so wie überhaupt von nichts nahliegendem anfangen.

Jacob an Wilhelm.

Paris den 10. Nov. 1815.

— Hat denn Goethe nicht von den Märchen gewusst und was dazu gesagt? und hastu ihm nicht den armen Heinrich gegeben? Görres hat wohl zu allem dem keine Zeit gehabt? Eine kleine solche Nachricht macht mir jetzt viel Vergnügen, der ich so viel dummes Geschäftszeug mit mir herum tragen muss.

Wilhelm an Jacob.

Cassel den 20. November, der seel. Mutter Geburtstag 1815.

— Goethe habe ich weder den armen Heinrich gegeben noch von den Märchen etwas näheres gesagt. Da er sich wohl bewusst seyn mag, wie leicht er an etwas Theil nimmt, so hat er eine eigene, wunderliche Scheu, man

kann sagen Ängstlichkeit, dass ihm ja nichts zu nahe rückt und er weicht gewiss aus oder setzt sich eiskalt hin, wenn man von etwas mit Lebhaftigkeit und Eifer spricht, das er noch nicht kennt. Als sein Geburtstag in Frankfurt war hat von den Hausleuten niemand etwas erwähnt, nur bei Tisch hat sich auf dem Main eine schöne Waldhorns Musik hören lassen und als er gefragt: was ist das? hat blos sein Bedienter geantwortet »ei Herr Geheime Rath heut ist ja ihr Geburtstag.« Während der Zeit haben sie ihm in sein Zimmer eine Schüssel mit köstl. Obst, wie Ananas u. s. w. schön geordnet aufgestellt, daneben ächt persisches Zeug (weil er gerade mit den oriental. Sachen beschäftigt ist) wo ich nicht irre, auch einen Dolch hingelegt, und wie er hineingetreten ist beobachtet. Anfangs, wie er es gesehen, ist er ganz ängstlich gewesen, hat hin und her geblickt und gemeint, es sey jemand versteckt, der nun glückwünschen werde, dann ins Neben Zimmer gesehen, ob etwa da Leute sich dazu versammelt hätten, und als dann endlich alles leer und still gewesen, hat ihn diese Aufmerksamkeit bis zu Thränen gerührt. Ich habe ihm daher kein Wort von der altdeutschen Poesie gesagt, bis er in Heidelberg von selbst zu mir kam und mich fragte mit welcher literar. Arbeit wir uns ietzt beschäftigten, ich erzählte es ihm ganz einfach und sagte da auch unter anderm, dass wir nach Art der Märchen die deutschen Sagen zusammen zu stellen dächten. Als die Rede auf ihre lebendige Verschiedenheit kam sagte er: »ja, was ist die Critik anderes als das Beobachten wie dasselbe in den verschiedenen Zeiten immer eigenthümlich auf den Menschen gewirkt und von ihm gefasst worden.« Was mir natürlich sehr willkommen war. Der Lui (Louis Grimm, jüngerer Bruder, Maler) hat es aus natürlichem Gefühl ebenso gemacht und zu dem ist er auch gekommen, hat ihn über die Rheinreise gefragt und dgl. recht liebreich.

Was er über die Edda gesagt, weiss ich von Creuzer, der sich, weil er auch nordische Mythologie vorgetragen, das Buch gekauft hatte.

E. Schadow an Böttiger.

Berlin, den 28. April 1816.

Es ist nicht lange her, dass ich in Weimar war, wegen dem in Rostock zu errichtenden Denkmale des Helden Blücher. — Hr. v. Goethe ist mir recht liebreich und milde vorgekommen, und behandelt Er Gegenstände der Kunst mit einer Aufmerksamkeit, wie sie mir auch noch nicht vorgekommen. Genug, ich und der Kapellmeister Weber haben da recht angenehme Tage verlebt [1].

Erbprinz Karl Friedrich von Weimar an Böttiger.

Weimar, den 14. Februar 1818.

Göthe wohnt schon seit diesem Herbst in Jena, von wo er indessen höchstens nur einmal herüber gekommen ist. Mir ahndet, dass er sich wohl zuletzt ganz in seinem lieben *Saal-Athen* etabliren wird. Eigentlich würde doch sein Verlust mehr imaginär als reell sein, denn da er, als Schriftsteller, seine Rolle ziemlich ausgespielt hat, und er seit seinem Abgang von der Theater-Direction hier nicht mehr beschäftigt ist, er sich auch ausserdem sehr wenig in der grossen Welt zeigte, so geniessen wir sein Hiersein beinahe gar nicht, und es ist uns schon lange zu Muthe, als wenn er seit geraumer Zeit abwesend, ja bisweilen als ob er nicht mehr in der Welt wäre. Leider ist seit Göthe's Abgang die Direction unsers Theaters schon durch mehrere Hände passirt, wodurch es zwar nicht auffallend

1 Derselbe schreibt: Berlin, 10. März 1818.
»Hr. v. Goethe hat mir geschrieben: Er denkt im Frühjahr herzukommen.«

gelitten hat, aber doch eher und mehr, als man glaubt, sinken kann. Unsere Oper ist indessen auf dem höchsten Grade der Vollkommenheit, auf welchen sie wohl in Weimar bei so wenig Mitteln gelangen kann. Kotzebue's Gegenwart geniessen wir wenig, da er diesen Winter äusserst leidend ist. Wer ihn näher kennt und weiss, wie sehr er als Sohn, Gatte und Vater zu schätzen ist, wird bedauern, dass er Grobheiten sich zugezogen und erlaubt, die oft wirklich nicht zu entschuldigen sind.

Jos. v. Hammer an Böttiger.

den 16. September 1819.

Vor einigen Wochen sind erst die ersten Exemplare von Göthes Divan hier angekommen, der doch gewiss in ganz Deutschland keinen Leser interessiren kann wie mich, der mich aber doch sehr unbefriedigt gelassen und durch die Aufnahme einer andern Uebersetzung der persischen Bothschaftsbriefe sogar ein wenig beleidigt hat. Indessen bin ich ihm als Orientalist und für meine Person in so weit den grössten Dank schuldig, dass ichs bloss ihm danken werde, wenn meine *Schirin* bekannter und mehr gelesen, und vielleicht doch einmal zur zweiten (wills Gott weniger mit Druckfehlern ausgestatteten) Auflage gedeihen soll.

Schauspieler Lemm an Böttiger.

Carlsbad, den 23. September 1819.

Das Wichtigste zuerst! Göthe ist endlich hier angekommen, und ich war so glücklich diesen Nachmittag ein Stündchen bei ihm zubringen zu dürfen! Keck — kühn — verwegen, nennen Sie es, wie Sie wollen, genug der heisse Drang den grossen Mann nur einmal zu sehen, der, ohne es zu wissen, durch seinen Antonio so viel zu meinem Glücke beigetragen, der durch seinen unerschöpflichen

Genius zur Ehre und Zierde der Deutschen den Gipfel des Ruhmes behauptet und für Herz und Gemüth mehr thut als Welteroberer! Das — was Sie besser auszudrücken und zu würdigen wissen als ich — Armer; ich muss recht dumm vor diesem grossen Manne gestanden haben — was thut's — wenn so viele Göthe's wären, wäre ja Göthe nicht der *Einzige!* ja was habe ich sagen wollen? — der heisse Drang ist gestillt — wie ich hörte, er sei hier, hielt die Begierde, ihn nur zu sehen, mich kaum so lange zurück, als die Gesetze der Schicklichkeit und die Gelegenheit, ihm vorgestellt zu werden, es erforderten — ich war während der Zeit nicht müssig, ging wie die Schildwacht an dem Hause vorbei — umsonst, der Zufall brachte ihn nicht an das Fenster; gestern nachdem ich wieder vergebens Fenster-Promenade gemacht, steh ich auf der Wiese bei einem Kunsthändler und sehe Bilder an, kommt ein fremder Mann und sagt: Wollen Sie Göthen sehen? Hier im Laden ist er und kauft Mineralien. Wo? Hier! — Da stand ich auch vor dem Laden — wo glücklicher Weise Schau-Exemplare ausstanden — er sass so freundlich da, dass ich den Entschluss fasste, gerades Weges zu ihm zu gehen, er ist gewiss nicht so schroff und hofmännisch, wie Einige mir gesagt. So war ich denn heut so verwegen mich selbst vorzustellen und — er hat mich *recht freundlich* aufgenommen — auf der Strasse, als ich von ihm kam, da fiel mir erst ein, was ich ihm hätte alles sagen sollen und wie verkehrt zwicklich ich mag gesprochen haben! nun er mag von mir denken, was er will, ist er nicht mit mir zufrieden — bin ich es unaussprechlich mit ihm, und das kann ich Ihnen sagen, wäre mir der Mann in der fernsten Weltgegend zu Gesicht gekommen, so hätte ich gesagt, das ist Göthe. — — Göthe trinkt zu Hause (den Brunnen) und nur leicht zu übersehende werden — ich sehe es kommen — die Schlüssel erhalten. — — Heut nahm

ich nach Göthe's Rath 4 Becher und befinde mich sehr wohl.

Peucer an Böttiger.

Weimar, den 14. December 1823.

Göthe's Gesundheit schien wieder zu schwanken. Er konnte nicht liegen, schlief wenig und meist im Lehnstuhl, so dass man die Brustwassersucht fürchtete. Jetzt geht es wieder besser, doch ist kein gutes Zeichen, dass die Füsse, die bisher angelaufen oder wohl gar geschwollen waren, sich wieder gesetzt haben. Das Heirathsgerücht verschwindet unter solchen Umständen von selbst. Diejenigen, die um ihn sind, haben viel zu leiden; er ist sehr grillig, übelnehmend, auffahrend; selbst sein Arzt, Dr. Rehbein, muss sich viel gefallen lassen. Meyer besucht ihn wieder häufig, da es auch mit Meyer's Gesundheit jetzt wieder gut geht. Gesprochen wird aber dabei eben nicht viel; die Unterhaltung ist ziemlich eintönig. Dann und wann ist noch Riemer dort, als Dritter; der gibt aber auch nicht viel von sich und macht gegen Se. Excellenz den unterthänigen Diener. — — —

Weimar, den 8. November 1825.

Gestern hat Weimar den denkwürdigen 7. November gefeiert, wo im Jahre 1775 Göthe zuerst in unsere Mauern trat. Er wurde ganz früh vor dem Erwachen durch einen sanften Choralgesang unter dem Gartenfenster seines Schlafzimmers überrascht. Um 9 Uhr versammelten sich alle singende Damen und Freundinnen des Göthe'schen Hauses, wohl 40 an der Zahl, in dem grössern Visitenzimmer, und empfingen den Eintretenden mit einer Morgencantate, Text von Himer, Musik von Karl Eberwein. Alle Minister und höheren Staatsdiener, auch Jenaische Professoren, Fremde u. s. w. waren hierauf in den anstossenden Zimmern seines Eintritts gewärtig. Der Staatsminister

v. Fritsch überreichte ihm ein Grossherzogliches Handschreiben mit einer auf diesen 7. November vom Grossherzog und der Grossherzogin geprägten Medaille, auf dem Avers die Brustbilder beider fürstlichen Ehegatten, auf dem Revers die Worte: Carl August und Luise Göthe'n. Der Stadtrath überreichte ein Bürgerrechts-Diplom für die beiden Enkel, Walter und Wolf von Göthe. Die Loge gratulirte, mehrere Landescollegia, die Bibliothek, die Academie. Die medicinische Facultät ernannte ihn zum Doctor; die theologische überreichte ihm ein Patent honoris gratia (jedoch kein Doctordiplom). In dem einen Zimmer war eine vollständige Ausstellung von allerlei Industrie- und Kunstarbeiten der hiesigen Damen, von welchen jede etwas für ihn diesem Tage zu Ehren, mit eigner Hand gearbeitet hatte. Um 10 Uhr kam der Hof, die ganze Grossfürstliche und Erbgrossherzogliche Familie. Um 11 Uhr war grosse Ceremonie auf der Bibliothek, wohin eine ziemliche Menge Karten an Herren und Damen ausgetheilt waren. Hier wurden zwei Briefe feierlichst deponirt, welche im J. 1775 Göthe's Vater und Mutter an einen holländischen Consul in Betreff der Anstellung Göthe's in Weimar geschrieben hatten. Abermals Gesang, componirt von Hummel und Rede vom Kanzler v. Müller, Gegenrede von Riemer. Um 2 Uhr 200 Gedecke im grossen Saale des Stadthauses mit Recitation, Gesängen und Toasts. Ich lege ein Exemplar hierbei. Abends Iphigenie von Göthe im Theater bei stürmischem Applaus; der Abgang beklatscht; die ganze Darstellung meisterhaft, der schönsten Zeiten unsers Theaters würdig. Göthe war zugegen bis in den dritten Act. Er wurde vor Anfang des Stücks beklatscht und mit Bravorufen empfangen. Abends nach dem Theater Abendmusik in Göthe's Hause, durch die Kapelle, von Hummel componirt. Dem Vernehmen nach hat er alle diese Herren nach beendigter Musik bei sich zum Abendessen behalten.

Eckermann übergab ein Gedicht. So endete dieser Tag, von welchem Ihnen Madame Hartknoch mehr erzählen wird.

Kanzler Friedrich von Müller an Böttiger.

Weimar, 26. Jan. 1826.

Verehrtester!

Herzlichsten Dank für Ihre gütige und erwünschte Zusendung. Unsere Jubel-Beschreibung gefällt mir selbst nun besser wenn sie Ihnen gefällt. Redigirt hat *Eckermann* sie nicht, sondern concipirt, die Redaction zu übernehmen hatte der Grossherzog selbst mich gebeten, damit nichts anstössiges darinn vorkomme. Und dabey ist denn mancher halbe Bogen ganz von mir eingeschaltet worden, vieles andere umgestellt oder ergänzt. Die Erklärung der Göthe-Symbole ist von *Goethe* selbst. *Günthers* trefliches Werk ist durch einen reinen Zufall nicht erwähnt worden zu meinem grosen Aerger; im 2. Bande wird es nachgetragen. Er hat sich Ihres Briefes sehr erfreut. — — —

Mit der Göthe-Jubelbeschreibung erhalten Sie in 2—3 Wochen sein Votivblatt selbst, als Titelblatt mit dem lithographirten *Fac simile:*

»Meinen feyerlich Bewegten
Mache Dank und Freude Kund:
Das Gefuhl, das Sie erregten
Schliesst dem Dichter selbst den Mund.«

Durch mechani. Schwierigkeiten bey Ausführung der Umschrift auf dem äussern Münzrand der Göthe-Jubel Medaille ist leider geschehen, dass die Ausgabe der bronzenen Exemplare bisher noch verzögert wurde. Sie erhalten zuverlässig von den ersten *disponiblen* Exemplaren. Käuflich wird sie nicht, aber *Brandt* giebt gleichzeitig eine *käufliche* heraus, die statt der Grosherz. Köpfe einen sehr sinnreichen

und vieldeutsamen Revers zeigen wird. Auf die *Loos-König*'sche bin ich neugierig. — — —

Peucer an Böttiger.

22. Juni 1826.

Göthe und Meyer sind zwar besser, aber noch nicht ganz hergestellt. Ersterer hat ein Geschwür am Halse unter der Kinnlade. Nach Rehbeins Tode behandelt ihn Bergrath Wahl, der auch mein Hausarzt ist. Es hat aber keine Gefahr. Am Montag und Dienstag musste ich hier dem beim Zeichen-Institut angestellten Maler Schmeller sitzen, der einen Brief von *Göthe* an mich brachte, worin er mich bat, ihm mein Porträt zukommen zu lassen, weil er jetzt »das Andenken so mancher geschätzten Gleichzeitigen zu bewahren suche.«

Weimar, den 3. October 1826.

Ihren Schützling, Hrn. Henderson aus Edinburg, habe ich, Ihrer Empfehlung zu Ehren, freundlich auf und angenommen, habe ihn Göthe'n vorgestellt — —. Er wird Göthe'n, von Paris aus, Lord Byron's Portrait schicken. — Uebrigens ist Grillparzer 5 Tage hier gewesen und erst heute gegen Abend wieder fort. — — Sonntag Mittag speiste ich bei Göthe mit ihm; schon Freitag Abend gab ihm Göthe eine Soirée, wobei ich ebenfalls war. An jenem Freitag Abend fand ich auch Staatsrath v. Jacob aus Halle dort und seine geistvolle, schriftstellernde Tochter. Grillparzer hat Göthe'n ungemein gefallen. In der That hat der Wiener Dichter hier Glück gemacht. Seine Gemüthlichkeit, sein reiner Sinn und bescheidenes Urtheil, haben allgemein angesprochen. Der Kanzler und Hummel fuhren ihn am Sonntag Vormittag nach Belvedere und Tiefurth. Montag früh ward er dem Grossherzog im Römischen Hause vorgestellt und blieb ziemlich lange bei ihm. Die

Gräfin Julie von Egloffstein hat ihn gezeichnet, in $^{3}/_{4}$ Stunden. Göthe liess ihn durch Schmöller zeichnen für seine Sammlung von Mitlebenden. Gestern Mittag speiste er mit dem Kanzler, Dr. Schütze, Reg.-R. Schmidt und Landesdirectionsrath Töpfer (einem grossen Freunde Göthes und der schönen Literatur) im Erbprinzen. Sonnabend Abend war er in der Euryanthe, Montag Abend in Armuth und Edelsinn. Gestern Nachmittag besuchte er die Bibliothek und besah die Merkwürdigkeiten, die sie enthält. Dem Schauspielerpersonal ward er bei einer Probe durch Stromeyer vorgestellt. Heute arrangirte ich ihm im Schiesshause eine Abschiedsmahlzeit, wobei Hummel zum Dessert auf dem Piano phantasirte. Gegen Abend stieg er in den Reisewagen und fuhr nach Nürnberg ab. Wahrscheinlich bringt Schütze etwas über Grillparzers Hiersein in dem Modejournal.

Weimar, den 22. Februar 1827.

Auch bei Göthe hatte er (Hiller, Fortepiano-Virtuos aus Frankfurt a/M.) mehrmals Zutritt, und ich habe ihn zuweilen in Abendcirkeln dort phantasiren gehört. Göthe hat ihm auch eigenhändig zwei Quaternen ins Stammbuch geschrieben, vom 10. dies. M., also vielleicht das neueste Gedicht aus Göthe's Feder.

Berka, den 27. Juli 1827.

Die Beilage ist ein unicum. Es giebt nur wenig Exemplare. Der Kanzler v. Müller ist der Verfasser, und der König ist der König von Baiern. Nächstens erscheint es gedruckt in Göthe's Kunst und Alterthum, mit Anmerkungen von Göthe.

Weimar, den 9. Mai 1828.

Ihren vortrefflichen Philhellenen, Dr. Iken aus Bremen, habe ich, mein hochverehrter Gönner und Freund, bei Göthe eingeführt, ja sogar vermittelt, dass er zum Mittags-

essen eingeladen wurde, wobei ich denn auch mit war. Ausser uns assen noch mit: Riemer, Eckermann, Landesdirectionsrath Töpfer (ein Hausfreund), und der junge Nicolovius aus Berlin, der eben sein neues Werk »Ueber Göthe« gebracht hatte. Dann noch: Göthe der Vater, Göthe der Sohn, und Göthe der heilige Geist (nämlich die Frau und Schwägerin des Sohnes). Dr. Iken hat einige Tage nacher noch den Genuss gehabt, ein halbes Stündchen in Göthe's Parkgarten mit ihm zusammenzusein; er war darüber höchlich beglückt. Somit hoffe ich Ihrer Empfehlung gebührende Folge geleistet zu haben. — —

Weimar den 19. September 1829.

Göthes 81ster Geburtstag wurde von einer kleinen Zahl Eingeweihter und nächsten Freunde durch ein Mittagsmahl im Gasthause zum Erbprinzen gefeiert. Schon mehrere Wochen vorher hatte der alte Herr geäussert, er wünsche keine Feier, da sein Geburtstag, nachdem der selige Grossherzog todt sei, keine Bedeutung mehr habe. So war es noch, als der Kanzler v. Müller seine Reise nach Italien antrat. Nachher ist man aber in den nächsten Umgebungen Göthes doch wieder auf die Sache zurückgekommen, und da Weimar hinter den übrigen Städten Deutschlands doch nicht ganz zurückbleiben und allein schweigen konnte, während an allen Orten und Enden gedichtet und gejubelt wurde, so gab er zuletzt seine Einwilligung; jedoch sollte Alles möglichst still und geräuschlos, ohne grosses Aufsehen, gemacht werden. So kam es denn, dass nur 19 Personen sich zu einem traulichen Festmahle im Erbprinzen, in einem abgelegenen Zimmer hinten hinaus, zusammenfanden, wozu noch 13 Fremde aus mehreren Städten Deutschlands und des Auslandes hinzugezogen wurden, die sich eben hier befanden. Am Morgen hiess es, Göthe werde nach Berka fahren, um den Gratulationen

auszuweichen. Indessen war aber am frühesten Morgen das in einer Kiste angekommene Geschenk des Königs von Baiern (eine Niobide) ausgepackt worden, Coudray hatte es in einem Zimmer, vor einem angebronzten dunkeln Hintergrunde passend aufgestellt, die übrigen Gaben und Festgeschenke waren reichlich und sinnig auf Tischen und Tafeln ausgebreitet, und als nach 7 Uhr der Gefeierte, von seiner Familie begleitet, in die Zimmer tritt, um sich die schönen Sachen und Widmungen zeigen zu lassen, so vergeht die Zeit ganz unvermerkt, und siehe da, es melden sich schon einige Freunde und Freundinnen des Hauses, sie werden eingelassen, es kommen andere hinzu, und kurz, die Reise nach Berka muss aufgegeben werden, der alte Herr musste im Négligé anwesend bleiben, und schnell verbreitete sich die Nachricht, Goethe bleibe hier und nehme Glückwünsche an. So machte ich mich denn ebenfalls auf den Weg und trat nach 11 Uhr ein. Die Zimmer waren noch voll. Man ging ab und zu. Er war sehr heiter, ging umher, sprach, stand wieder still, und hat sich die ganze Zeit über nicht gesetzt. Seine Haltung war gerade, sein Auge lebhaft und mild. Eine Menge Glückwünschungsbriefe und Gedichte lagen auf der Tafel; den Brief des Königs von Baiern aber hatte er an sich genommen. Wir hatten nachher an unserer Festtafel den Genuss, ihn vorlesen zu hören. Das Festmahl hatte, in Abwesenheit des Kanzlers, *ich* übernehmen müssen und wurde hierbei durch den Landesdirectionsrath Töpfer, einen intimen Göthe'schen Hausfreund, sowie durch Riemer und Coudray unterstützt. Ich sende Ihnen hierbei einige Exemplare unserer Gedichte . Der Prolog deutet auf einen kleinen Altar von Gyps, mit Emblemen, die sich auf Göthes Iphigenia, Faust, Reineke Fuchs pp. bezogen. Dieser kleine Altar stand auf der Festtafel, dem Sitze Göthes, des Sohnes, der unser Ehrengast war, gegenüber.

Die 13 Fremden muss ich Ihnen doch nennen: 1. Bildhauer David aus Paris, Mitglied des Nationalinstituts und Ritter der Ehrenlegion. Er war wenige Tage vorher gekommen, um Göthe's colossale Büste zu fertigen. Ein liebenswürdiger Mann, zwischen 30 und 40, der mehr aus reiner Verehrung Göthes als aus Speculation diese Reise gemacht zu haben scheint. Am Vormittage des 28. August war er mit der Thonbüste schon so weit vorgerückt, dass sie fast fertig war. Er will über's Jahr, zum 28. August, Göthe's Marmorbüste schicken. Auch beabsichtigt er, Göthe in ganzer Figur und sitzend, in Marmor zu bilden. David wurde hier in mehrere Kreise eingeladen, blieb aber den Tag über regelmässig bei seiner Arbeit. In den letzten Tagen gestattete er Mehreren den Zutritt. Der Eindruck war höchst imposant. Auch die Grossherzogin Mutter besuchte ihn und sagte ihm allerlei Schönes.

2. Victor Pavy, ein junger Dichter, Davids Begleiter. Er gehört ganz zur neuesten, hochromantischen Schule und machte hier eine Ode auf Göthe, die — und das will doch bei der so zahmen, durchsichtigen französichen Sprache viel sagen — so schwer zu verstehen ist wie Pindar. — — Beide, David und Pavy, sind aus der Vendée.

3. Seymour, ein hier privatisirender Engländer, der früher einige Zeit in Hannover lebte und recht gut deutsch spricht.

4. u. 5. Zwei polnische Dichter, Miskewicz und Dinier aus Warschau; sehr interessante junge Männer, voller Leben und Phantasie. Sie waren auf einer Reise nach Paris. David hat Miskewicz's Kopf als Gypsmedaillon abconterfeit.

6. Mr. Quetelet, Astronom des Königs der Niederlande, aus Brüssel. Ich kannte ihn bisher nur als Statistiker, er ist aber höchst vielseitig gebildet und, so wie seine Gattin, sehr angenehm.

7. Dr. Simson aus Königsberg, durch Zelter an Göthe empfohlen.

8. v. Holtei, aus Berlin, der ausdrücklich hierher gekommen war und ein »Lied vom Mantel« zur Feier des 28. August mitbrachte, nach der Melodie des bekannten Mantelliedes.

9. Dr. Frank aus Breslau, Holtei's Begleiter.

Die anderen Fremden fallen mir nicht gleich bei. Das Festmahl verlief sehr heiter. Es wurden viele Toasts gebracht, man sang, man scherzte, der junge Göthe sprach einige Dichterworte, zugleich im Namen seines Vaters; die freudigste Stimmung herrschte. Von Jena war blos Dr. Weller da, bei dortiger Bibliothek angestellt. Vom Theater nahmen blos Theil: Oels, Graff und Genast der Sohn. Letzterer war uns viel werth, wegen seiner Gesangstimme. Die anderen bedeutenderen Schauspieler liessen sich durch die Vorbereitung zum morgenden Faust abhalten. Coudray liess beim Dessert ein Gypsmedaillon, mit Göthe's Bildniss, und mit einer auf den Tag bezüglichen Umschrift, an die Gäste austheilen. Sonntag den 30. August lud ich die ganze Festgesellschaft, aber mit den *Damen*, zu mir ein.

Rochlitz an Böttiger.

den 22. September 1829.

Die acht Tage, die ich Anfang Julius mit Göthe'n, aber auch gänzlich mit ihm, verlebt habe, gehören unter die angenehmsten meines Lebens; und unter die angenehmsten nicht allein. Es ist nicht zu sagen, wie heiter, eingänglich, liebenswürdig der Achtziger ist. G. ist dies nie in diesem Grade und dieser Beharrlichkeit gewesen.

Peucer an Böttiger.

Weimar, den 26. November 1829.

Den jungen Londner, Hrn. Murray, den Sie mir in der ersten Hälfte des vorigen Monats zuwendeten, habe

ich sofort bei Göthe eingeführt und ihn dort ein halbes Stündchen mit dem Meister allein gelassen. Der junge, bescheidene, unterrichtete und liebenswürdige Mann schien von diesem Tête-à-tête unendlich beglückt, und auch Göthe, den ich später sprach, war von ihm erbaut.

Hammer an Böttiger.

Wien, den 6. April 1830.

Vor zwey Tagen hat Deinhardstein einen 4 Seiten langen Brief von Göthe erhalten, der als Mitarbeiter (an den Wiener Jahrbüchern) beitritt und schon die nächst zu sendende Anzeige über Zahns Werk ankündigt[1].

Peucer an Böttiger.

Weimar, den 18. April 1830.

Mad. Schröder-Devrient kam am Mittwoch vor 8 Tagen hier an. — — Sie ist von Göthe freundlich aufgenommen worden.

Weimar, den 7. Januar 1831.

Ich habe meiner Antwort auf Ihre letzte freundliche Zuschrift um deswillen Anstand gegeben, weil die Zeitungen Ihnen ohne Zweifel früher gemeldet hatten, dass Göthe wieder genesen und wohlauf ist. Dieser Zustand hat sich seitdem immer mehr bestätigt und befestigt. Zwar lebt er eingezogen und sieht wenig Menschen, doch ist er auch nicht unzugänglich: er empfängt, wer ihm eben behagt und wen er will. Aber nicht Alle, die *ihn* wollen, werden angenommen. Grossherzog und Grossherzogin besuchen ihn öfter. Letztere hat die Sitte der verstorbenen Grossherzogin, ihn wöchentlich am bestimmten Tag und Stunde mit einem Besuche zu beehren, aufgenommen und fortge-

1 Am 5. Juni meldet H. vom Eintreffen des ersten Goethe'schen Beitrags.

setzt. Göthe ist wieder mitten in seinen alten Gewohnheiten; er beschäftigt sich fleissig mit der Vollendung der Herausgabe seiner Werke, wobei ihm Dr. Eckermann wesentlich hülfreiche Hand leistet. Letzterer verliess bekanntlich den Geh. Kammerrath von Göthe in Genua und ging in die Schweiz, während jener südlicher in Italien vorschritt. Eckermann hielt sich dann eine Zeit lang in Genf auf, wo damals auch Hofr. Soret, der Erzieher unsers Erbgrossherzogs, auf Urlaub war, um seinem am Tode liegenden Vater dort nahe zu sein, der seitdem gestorben ist. Durch Soret scheint es sich nun gemacht zu haben, dass dem Dr. Eckermann die Aussicht eröffnet wurde, hier in Weimar eine fixe, ehrenvolle Beschäftigung zu finden. Auch Göthe dachte schon mehrmals daran ihm eine Anstellung bei der Grossh. Bibliothek hier zu verschaffen. Es fehlte aber an Entschiedenheit im Wollen und Wirken, woran es Göthe'n stets gefehlt hat. Nun aber giebt Eckermann dem Erbgrossherzog Unterricht im Englischen und in der Literatur, wozu auch Styl-Uebungen gerechnet werden. — — — — — —

Devrient war bei seiner ersten entrevue mit Göthe sehr verlegen; seine Frau, geborne Brandes, half ihm mit ihrer pikanten Lebhaftigkeit durch. Nachher hat er eines Abends bei Göthe vorgelesen und zwar zu grosser Satisfaction des alten Herrn.

Zelter an David Veit [1].

27. März 1832.

Ich bin gesund lieber Freund und muss wie jeder Andere tragen was aufgeladen wird. Sie sind alt genug

---

1 Mitgetheilt von H. Hüffer; s. Vorbemerkung. Dass der Brief an Veit gerichtet ist, lehrt eine Aufschrift von Varnhagens Hand. Aehnliche Aeusserungen Zelters über Goethe's Tod in G. u. Z. VI, 421 (Brief an den Kanzler v. Müller 31. März 1832).

um zu wissen was ich erfahre. Sie haben Ihre Frau verloren und mir ist mein Mann gestorben. So hat jeder seinen Schmerz und ich will den meinen haben. Bisher war ich von ihm 36 Meilen entfernt nun komme ich ihm mit jedem Tage näher und er wird mir nicht entwischen.

Nun halten *Sie* mir aber fest denn ich werde nach und nach so scheu wie ein Gebissener.

Peucer an Böttiger.

Weimar 10. November 32.

»Es ist vollbracht« kann ich Ihnen in gewissem Sinne freudig zurufen, mein verehrter Bruder! — Denn die gestrige grosse Logenfeyer ist aufs glücklichste abgelaufen, was bey der Vorbedingung: harmonischen Zusammentreffens von etwa 200 Individuen und so vieler verschiedenartiger Leistungen u. mechanischer Hülfsmittel, — immer etwas sagen will!!! —

Hier einstweilen unsere Gesänge, — die ganze Feyerlichkeit wird nun als Vtes (?) Heft der Analecten allerehstens gedruckt werden, »Manuscript für Brüder.« *Fritschens* Einleitungs Rede war sehr schön, sehr würdig und zart; ihr gieng der Gesang N. 1 [Weihgesang, gedichtet von *Fr. v. Müller*, componirt von *Felix Mendelssohn:* »Oeffnet euch, geweihte Pforten, Heiliger Schatten, schweb' herauf!«] *vorher*, und ihr *folgte* der Gesang N. 2 [Vergänglichkeit, ged. von *M. Claudius*, comp. von *Genast* »Der Säemann säet den Saamen«]. Sodann sprach Br. *Zeutsch*, Justizamtmann zu Berka die einfache, aber gemüthliche und eben dadurch sehr ansprechende Trauer-Rede auf Br. *Voigt*, einem Neffen uns. verewigten Ministers, der kürzlich als Burgermeister in Allstedt verstorben.

Nun trat der grosartige Gesang N. 3 [Beständiges, ged. von *Göthe,* comp. von *Hummel.* »Lasst fahren hin das allzu Flüchtige!«] ein, einst auf des Grossherzogs

Jubilaeum gedichtet, und also bald trug *Oels* meine maurer. Denkrede auf *Goethe* — ich darf wohl sagen *meisterhaft* vor; sein schönes Organ und die geschickte Austheilung von Licht und Schatten verblieb sich gleich von Anfang bis zu Ende, eine volle Stunde lang. Keine Sylbe gieng verlohren, die Aufmerksamkeit und Spannung, Theilnahme und Rührung der Schwestern war immerfort sichtbar.

Dem Gesang N. IV, herrlich von unserm *Rochlitz* componirt [Beruhigung, ged. von *Fr. v. Müller.* »Es ist ein Tag der Erndte und der Garben«] — folgte eine kurze, aber sehr eindringende Schlussrede des Meisters v[om] St[uhle], worinn er den Schwestern und den zahlreich besuchenden Brüdern aus benachbarten Logen für ihre Theilnahme dankte und den höhern, religiosen Sinn der Brüder im Anblick der Gräber ihrer Heimgegangenen zu fixiren suchte. Mit dem Armenlied N. V [ged. von Peucer, nach der Melodie von Nr. 167 des Liederbuchs. »Und eh' wir unsern Tempel schliessen«] und der Kette ward geschlossen.

Coudray hatte die Loge (im grosen, *neu verzierten* resp. restaurirten Stadthaus Saale auf das sinnigste und feyerlichste mit Symbolen und grosen Allegor. Gemälden decorirt.

Kein Schwarz, kein Flor, lauter frische, heitre Farben und Blumen.

82 Schwestern, alle ganz weiss gekleidet, blos mit einer kleinen blauen Schleife und dem Bilde *Goethe's* auf einer Busen-Nadel (beides wurde beym Eintritt in die ☐ den Schwestern als Gastgeschenk dargeboten) geschmückt; die Brüder ganz schwarz, mit dem Logezeichen, aber ohne Schurz.

Die Musical. Sänger führten die Lieder ohne alle Clavier-Begleitung unter *Hummels* Direction vortreflich auf, alles vierstimmig.

Den rührendsten Eindruck aber gab *Frau v. Goethe*, die, wie billig, mit ihren beiden hofnungsvollen Söhnen oben an sass und von dem 1. Schaffner feyerlich eingeführt worden war. Auch *Herders* Tochter und *Wielands* Enkelinnen waren eigends eingeladen, obschon ihre Männer nicht Maurer sind.

Der Grosherzog und seine Gemahlin hätten zwar persönl. beizuwohnen gewünscht, sich jedoch nicht stark genug gefühlt, ihre Empfind. zu mässigen, und fürwahr diess sind nicht leere Worte!

Und nun mein Theurer! nur noch so viel:

Eichstädts musterhafte classische Rede, mit deren Dedication er mich überraschte, werden Sie von ihm selbst erhalten. *Peucer* übersetzt sie.

Ihre Idee mit den Propylaen zu *Meyers* Medaille und die Innschrift *»Comes Goethii intravit«* sind beyde *vortreflich* und ich hoffe, dass die Ausführung ehestens beschlossen werden wird.

Kanzler v. Muller an Böttiger.

22. April 1833.

Es ist eine Stelle in ihrem letzten Briefe, die mich wahrhaft *choquirt*, da sie unmögl. aus gründl. eigner Ueberzeugung kommen kann.

Wo wäre denn das »Innhaltslose« in *Goethes* nachgelassnen Werken? Wo, frage ich, ich wünschte es kennen zu lernen. Etwa Faust, oder das uranfängliche, längst von allen Literatoren gewünschte Manuscript des Gottfried von Berlichingen, die reichhaltige Schweitzer-Reisse, der Schauspieler-Catechismus, die Aufsätze über die mannichfaltigsten Gegenstände der Kunst und Poesie? Wiegt nicht ein einziges dieser Werke eine Last modernster Faseleyen, Hyper-Kriticken, Novellen und excentrischer oder cynischer *Boerneriaden* oder *Menzeliaden* auf?

Aber, werden Sie sagen, die vielen aus Kunst und Alterthum abgedruckten Kleinigkeiten! Gehören diese nicht auch unter die »saemmtlichen Werke«? *Durften* sie auch nur wegbleiben, wenn man der Verpflichtung treu bleiben wollte, die im Begrif einer vollständigen Ausgabe liegt? Und sind sie denn darum *werthlos*, weil sie oft nur wenig Blätter füllen, oder Gegenstände des Tages berühren? Gehören sie nicht zur Literar-Geschichte der letzten Jahrzehnte? Es ist einmal Ton geworden, über Kunst und Alterthum hochfahrend abzusprechen; die Wenigsten haben es gelesen, die darüber losziehen, und würden anders urtheilen, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, unbefangen zu prüfen.

Herr *v. Rumohr* mit seinen materialistischen Kunst-Maximen wird längst vergessen seyn, wenn manches von Goethe in K. u. A. niedergelegte Wort erst recht gewürdigt und fruchtbar wirken wird.

Verzeihung dieser *brüderlich*-ofnen Ergiessung! *Sie* haben sich gegen *Goethe's* Manen so würdig, so voll reiner Pietät erwiesen, *Sie* stehen auf einer so ausgezeichneten Stufe nicht blos gelehrter, sondern humaner und cosmopolitischer Bildung, dass es mich billig von Ihnen mehr als von jedem Andern schmerzen muss, wenn Sie in den Ton jener Detractoren einstimmen, die den Maassstab des höchsten Kunstgebildes an jedes *Genre*bild, an jede zwar flüchtig hingeworfene, aber gleichwohl charackteristische Skitze legen, und weil Goethe nicht lauter Meisterwerke geschaffen, jede mindere Leistung für Spreu erklären. Gehen wir doch *Voltaires, Shakespeare's, Wielands, Klopstocks, Lessings, Jean Pauls, Herders* etc. sämmtl. Werke durch; wie vieles wird ein überfeiner Kunstrichter auszumerzen haben — und doch wer wird solche *Opera castrata* wollen? Gehört nicht auch das minder Bedeutende zur Geschichte eines *solchen* Meisters? Es giebt Leute, die sogar den

Wiederabdruck der Helena und der aus dem ersten Act des 2ten Fausts früher mitgetheilten Proben bekritteln. Was lässt sich dazu sagen? Was würden diese Herrn geschrieen haben, wenn man den 2ten Theil des Faust *ohne* diese wesentl. Bestandtheile, verstümmelt herausgegeben hätte? Oder träumten sich diese Herrn für 15 mal $7^{1}/_{5}$ gl. funfzehn *Fausti, Iphigenien, Tassos,* etc. in Goethes Nachlass zu erkaufen? Die gedruckte Ankündigung hat sie deutlich belehrt, was sie für ihr Lumpengeld zu erwarten hatten; es ist zehnmal zu viel für sie; alles was versprochen worden, hat man geleistet!

Es werden sich der vollwichtigen Stimmen genug über Goethe's Nachlass mit gerechter Prüfung, bald mit ernster Kritik, bald mit würdigem Lobe, vernehmen lassen; diese wollen wir erwarten, und ich hoffe zuversichtlich die Ihrige darunter zu finden. Ich bin nicht blind gegen Manchen begründeten Zweifel und Vorwurf ich lege keineswegs gleichen Werth auf alle Goethe. Producte, aber an Kleinigkeiten sollte man sich billig nicht krittelnd hängen, *ubi plurima nitent!* — — — —





4. Sieben Briefe der Frau Rath an Herrn und Frau Senator Stock.

mitgetheilt von

Wilhelm Creizenach[1].

1.

[Octavbogen.]

Lieber Freund!

Da es bey Stadt und Land eine ausgemachte Sache ist, mich als eine Beschützerin und Pflegerin der Sieben freyen Künste anzusehn — und alle Schöne

1 Diese Briefe sind mir von dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Hoffmann-d'Orville in Frankfurt a. M. zur Veröffentlichung gütigst überlassen worden. Da ich die Anmerkungen, mit denen ich sie zu begleiten gedachte, wegen eines Unwohlseins nicht mehr druckfertig stellen konnte, die Redaction aber dennoch den ersten Band des Jahrbuchs nicht ohne sie erscheinen lassen mochte, so werden die Anmerkungen im nächsten Bande nachfolgen. Ein Brief ist bereits oben S. 264 fg. veröffentlicht.

Geister die in Sturm und Drang sich befinden ihre Zuflucht zu mir nehmen; so hat auch Herr Robert der kurtze Zeit im Dinste Taliens und Melpomenens figurirt hat sich de und wehmüthig an mich gewendet um ihm bey meinen Freunden die am Ruder des Staats sitzen ein gnädiges fint [offenbar fiat] zuwegen zu bringen. Dieser junge Mann ist auserordentlich geschickt im Zeichnen ich habe eine Landschaft von ihm gesehen die dem grössten Meister Ehre machen würde. Da er nun seine Kunst noch sehr gern der Vollkommenheit näher bringen mögte und ihm ein Freund dazu behülflich seyn will; so wird er morgen bey einem hochedlen Rath um Verlängerung seines Hierseins unthänig [sic] ansuchen — Da Sie nun lieber Freund bey dieser Sache grossen Einfluss haben; so lege selbst eine Bitte vor den wirklich Talentenreichen jungen Mann bey Ihnen ein — Hoffe auf gnädige Erhörung und verbleibe nebst Empfehlung an Ihre liebe Frau und Kinder

Dero

gehorsambste Dienerin u Freundin

Goethe

v. H[1] d 14ten May

1794

1 = von Hause.

2.

[Quergeschriebenes Octavblatt.]

Liebe Freundin! Wenn ich ein Schloss ohne Haarflechten um 4 f. bekommen könnte; so wäre mir [es] sehr angenehm — wolltest Du wohl die Güte haben Dich bey Demoiselle Banssa darnach zu erkundigen. Ich bedaure die viele Mühe — doch seye Dein Trost das schöne Sprichwort: wer etwas kan, den hält mann Werth u. s. w. Ich bin und bleibe Deine

dankbahre Freundin
Goethe.

V. H. d. 28ten Novembr
1803

3.

[Quergeschriebenes Octavblatt.]

Liebe Freundin! Hir meine Gesinnungen über das entfernt seyn meines mir unvergesslichen lieben Fritzens. Gott sengne [sic] Ihn — Er mache seinen Eltern Freude — das wird geschen [geschehen] Amen!!! Künftigen Sontag werde die Ehre haben bey Ihnen mich einzufinden Gestern muss ich in etwas benebelt gewessen seyn — den wäre mein Verstandt in seiner Klahrheit gewessen; so hätte ich ohnmöglich so dum-

mes Zeug heraus babelen können — den welcher vernünftige Mensch wird das Sontags Kind — dem Vergnügen bey Euch allen zu seyn *vorziehen!* Kuss und Gruss von der alten Freundin

Goethe.

v H. den 5ten Mertz 1805.

4.

[Ein zusammengefalteter Octav-Briefbogen.

Auf der Aussenseite:

An

Frau Schöff Stock

Zu beliebiger Eröffnung]

v. H. den 13ten July 1805.

Liebe Freundin! Morgen kan ich nicht das Vergnügen haben Dich zu sehen — die Freude meinem lieben Stock Glück zu wünchen ist mir vereidelt — dass mir das peinlich ist — dass mich das Wetterwendisch macht — wirst Du meine Liebe! mir ohne Schwur glauben. Fritz Jacobi ist an dem allem Schuld — 20 Jahre haben wir einander nicht gesehen — die gute Schlossern hat Morgen ein kleines Fest — und erbat sich meine Gegenwart — konte ich Ihr das

versagen?? Dich und alle Deine Lieben hoffe ich noch oft zu sehen — Fritz wahrscheinlich zum letztenmahl — desswegen hofft auf Verzeihung

Deine

Freundin

Goethe.

5.

[Octavbogen. Auf der Aussenseite:

An

Frau Schöff Stock

Wohlgebohren]

v. H. d. 23ten Decembr 1806

Liebe Freundin!

Meine neue Hembten sind fertig ich mögte sie gerne bezahlen und weiss nicht was mann davor gibt — nur mit zwey Worten habe die Güte es mir zu berichten. Ich hoffe Dich liebe Freundin bald zu sehen — wünsche fröhliche Feyertage und bin ewig

Deine

treue Freundin

Goethe.

N. S. Deinem lieben Mann — Deinen eben so lieben Mädelein meinen Hertzlichen Gruss.

6.

[Octavbogen, auf der Aussenseite:

An

Herrn Stock

Ohne Datum.]

Lieber Freund!

Sintemahl, nachdem und alldieweil Frau Aja zuweilen eine Tappelinn ist; so hat sie auch rein vergessen wie viel Ew. Liebten zu bedeckung dero Leichnams bedürfen — Hir sind 8 Brabander Ehlen — nehmen Sie so viel davon als Ihr Bedürfniss erheisst [sic] — und schicken das übrige an dero ergebenste Dienerin zurück. Womit lebenslänglich verharre

Dero

Freundin

G.

7.

[Ein zusammengefalteter Octav-Briefbogen. Auf der Aussenseite:

An

Herrn Stock

zu eigenen Händen

Ohne Datum.]

Lieber Freund!

Dürfte ich Ihnen bitten, diesen Abend 50 f Müntz mit in Ihre Behaussung zu bringen — damit ich selbige

in Empfang nehmen könte. Ich brauche sie zu etwas Wo mich meine Rösserger /: nach dero Ausdruck :/ daurern [sic]. In Hofnung Ihnen noch heute meinen mündlichen Dank abzustatten verbleibe

Dero

wahre Freundin

Goethe.



IV. Miscellen, Chronik, Bibliographie.



1. Miscellen.

1. *In Herman Grimms* Besitz befindet sich eine Karte mit grün und goldnem Rand, in deren weisses inneres Oval von Goethes Hand geschrieben:

Ein treuer Freund
leider nicht
in Person.

Die Karte ist eingelegt in folgenden Brief [der Marianne v. Willemer] an H. Grimm:

»Frankfurt, den 1. Oct. 53.

Mein lieber Herman!

Für heute nur diese wenigen Worte! und auch einige von unserm Freunde die ich als Empfehlung und Entschuldigung sende. Ich bin schon abgereist, wenn Du dieses Blatt entfaltest, ich glaube es wenigstens: Deine beiden Briefe nehme ich mit auf das Stift Neuburg um sie dort recht ruhig zu beantworten, schreibe mir nicht eher als bis Du meine Antwort hast: verzeih die Eile die in meinen Buchstaben krabelt, ich sage wie der König Ahasverus: »Geschrieben hab ichs, jetzt gehts mich weiter nichts mehr an«.

Ich denke 3 bis 4 Wochen in Heidelberg zu bleiben, wenn der October erträglich ist; dann beziehe ich mein liebes Stübchen und lebe so lange Gott will. Wie Goethe nach dem Tode seines Sohnes gefährlich erkrankte, schrieb er in den ersten Tagen seiner Genesung nur die Worte: ich lebe und liebe noch! Ich denke Dir das noch öfter zu schreiben und bleibe unverändert

das Grossmütterchen.

Von Deinen Angehörigen war doch niemand krank? Du auch nicht?«

W. Scherer.

2. *Drei Stammbuchblatter*[1].

H. Frd. Nicolai berührte auf der Reise nach Deutschland und der Schweiz, die er im Jahre 1781 mit seinem ältesten Sohne Samuel Friedrich (kinderlos gestorben 1790) unternahm und zum Theil während der folgenden Jahre in zwölf starken Bänden ausführlich beschrieb, auf dem Heimweg auch Frankfurt am Main und Gotha. Das Bestreben, bedeutende Menschen kennen zu lernen, führte die Reisenden in Frankfurt mit Goethes Mutter zusammen, die dem jungen Nicolai den lessingischen Vers ins Stammbuch schrieb:

Trau keinem Freunde sonder Mängel,
Wähl Dir ein Mädgen keinen Engel.

Dieses bittet zu behertzigen

Frankfurth, den 17. September 1781 — Dero Freundin C. E. Goethe.

Im October trafen die Reisenden in Gotha mit Goethe zusammen, der dort vom Abend des 2. bis zum 10. October weilte. Er schrieb dem Sohn des Verfassers von Werthers Freuden die bezeichnenden Worte aus Horaz (ep. ad Pison. 343) in's Stammbuch:

Vtile dulci

Gothae d. 5 Octbr. 1781. — Goethe.

Beide Blätter sind im Besitz der Familie Parthey in Berlin, von der sie mir in liebenswürdigster Weise zum Abdruck überlassen wurden. Einen Brief Goethes an Frd. Nicolais Schwiegersohn Parthey, der sich ebendort im Original befindet, hat dessen Sohn Gust. Frd. Constantin Parthey anonym bereits in dem als »Handschrift für Freunde« gedruckten Büchlein »ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe. 1819 und 1827« mitgetheilt.

F. Muncker.

1 Die zwei ersten sind von Heinr. Düntzer, Goethe und Karl August, I, 129 schon stückweise, aber unrichtig mitgetheilt.

III. Löblich ist ein tolles Streben
Wenn es kurz ist, und mit Sinn:
Heiterkeit zum Erdeleben.
Sey dem flüchtigen Rausch Gewinn.

Fassnacht
1830 J. W. Goethe.

Diese Zeilen hat Goethe für Frau Charlotte von Ahlefeld, geborene von Seebach (1781—1849) niedergeschrieben, die sich als Schriftstellerin unter dem Namen Ernestine Selbig bekannt gemacht hat. Schon in ihren Kinderjahren, da sie noch zu Stedten bei Weimar, auf dem Landgute ihrer Eltern lebte, war Goethe durch ihre Gönnerin, Frau von Stein, auf ihr frühreifes Talent aufmerksam gemacht worden; um die Zeit, da er ihr diesen Vers widmete, lebte sie, von ihrem Gatten, dem holsteinischen Edelmann Johann Rudolf von Ahlefeld getrennt, in Weimar, wo sie sich durch ihr anspruchslos liebenswürdiges Wesen die allgemeine Achtung erwarb und namentlich auch im Kreise der Grossherzogin Luise gern gesehen war. Das Stammbuchblatt befindet sich jetzt im Besitz der Frau D. Platzmann in Leipzig; die Abschrift, die dem vorstehenden Druck zu Grunde liegt, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Professor Harnack in Giessen.

W. Creizenach.

3. *Tagebuch der Physicalischen Gesellschaft in Zürich.*

1775.

Den 26. Juni.

Praesente: Ihro Gn. Herrn Burgerm. H(eidegger).

Praeside: M. Hochg. H. Chorherr Gessner.

Vermischte Physiognomische Beobachtungen, Fragen und Grundsätze — von Hrn. Pfrhlfr. Lavater.

Der feste Theil des Schädels gibt den Bau der Stärke zu erkennen, die Haut der Stirne, ihre Runzeln drücken die Leidenschaften aus. Der feste Theil zeigt mehr von der Anlage, der bewegliche (hiermit eben die Stirnhaut) von dem Zufälligen.

L. Ich habe noch nie eine vollkommen gerade scheinende perpendiculäre Stirne in einer sanften weiblich gütigen Physiognomie gesehen.

In schreger gerader Stirne desto mehr Lebhaftigkeit in dem Character.

Die gemachten Einwendungen und Anmerkungen vermochten Hrn. Pfr. Lavater theils auf die Berichtigungen des Ausdrucks zu denken, theils auch jedem Aphorismo eine Zeichnung beizufügen und diese der Gesellschaft zu hinterlassen, in der Absicht, dass seine Beobachtungen untersucht und allfällig, wo gegründete Gegenbeobachtungen gemacht würden, berichtiget werden.

Hr. Caspar Füssli, Mahler, beschenkt die Gesellschaft mit seiner Enumeration der Schweizerischen Insecten, in welcher der Plan des grösseren Insecten-Werks vorkommt, welches er nebst den Herren Dr. Sulzer und Schellenberg veranstaltet.

Aderant:

Zween Hrrn Grafen von Stolberg.
Hr. Baron v. Haugwitz.
Hr. Doctor juris Göthe von Frankfurt.
Hr. Passavant V. D. M. von Frankfurt.
Hr. Sulzer von Winterthur, Arzt und Hofrath an dem Hof zu Sachsen-Gotha.

---

4. »Der Hofschauspielerin Demoiselle Rauscher alhier, bleibt auf deren unterm 21. des vergangenen Monats geschehene geziemende Aufkündigung deren Engagements am hiesigen Hoftheater, resolutionis loco, unverhalten: dass deren auf ein-vierteljährige Aufkündigung gesetztes Engagement mit Ostern des nächsten Jahres als beendigt anzusehen sey, wobei man derselben wegen ihrer Dienstleistungen und wegen ihres guten sittlichen Benehmens hiermit das beste Zeugniss zu ertheilen keinen Anstand nimmt.

Sign.: Weimar den 5. Decbr. 1816.

Grossherzogl. Sächs. Hoftheater-Intendanz

J. W. Goethe. Graf Edling. F. Kirms. S. Kruse.

Adresse: An die Hofschauspielerin Demoiselle Rauscher alhier • Weimar.«

Die »Demoiselle« Rauscher, an welche das in meinem Besitze befindliche Actenstück gerichtet ist, erwähnt Pasqué, Goethes Theaterleitung in Weimar II, 309. Nach der dort unter No. 207 mitgetheilten Notiz debutirte sie am 7. Mai 1815 als Servilia in »Titus« und gieng Ostern 1817 ab. Die letztere Notiz wird durch das hier zur Kenntniss gebrachte Document bestätigt.

»Demoiselle« Rauscher war die Tochter eines Hofmusicus des Fürsten von Würzburg, Grossherzogs von Toskana. Sie war, als sie nach Weimar gieng, ein Mädchen von 16 oder 17 Jahren. Nach der Rückkehr von Weimar lebte sie in Würzburg als Domchorsängerin und Gesanglehrerin. Das Zeugniss Goethes, welcher bei ihrem Eintritt in Weimar ihre musicalischen Fähigkeiten persönlich geprüft und, nach ihrer Erzählung, ihren Gesang auf dem Clavier begleitet hatte, bewahrte sie als eine theure Erinnerung bis in ihr Alter auf. Kurz vor ihrem, Anfang der siebziger Jahre erfolgten Tode schenkte sie es ihrem Arzte, Hr. Dr. P. Müller, jetzt Prof. in Bern, durch dessen Güte es in meinen Besitz übergegangen ist.

---

5. In meinem Besitze befindet sich ein Quartblatt, auf welchem von der Hand eines Schreibers unter der Ueberschrift: »Namen. Männliche. Weibliche« folgende Altdeutsche Eigennamen in zwei einander gegenüberstehenden Columnen verzeichnet sind: Günther. Gernot. Giselher. Dankrad. Tronek. Hagen. Danquard. Ortewein. Gere. Eckeward. Volker. Rumold. Sindolt. Humold. Siegemund. Siegfried — Chriemhild. Ute. Siegelind.

Quer über ist von Goethes Hand mit Bleistift dazu geschrieben: »Könnten Sie mir nicht zu so viel Männer-Nahmen auch correspondirende Frauennahmen auffinden? G.« Das Blatt ist ohne irgend welche Aufschrift oder Datierung, und kam vor vielen Jahren als Geschenk aus der Hand S. Hirzels in die meine.

L. Hirzel.

---

6. *Beethoven und Frau Rath an Bettina.* Herm. Grimm hat in seiner Abhandlung über Bettina auf Briefe Rücksicht genommen, welche von der Adressatin zuerst in dem Buche: »Ilius Pamphilius und die Ambrosia« 1848 veröffentlicht worden sind. Die Echtheit der 6 in jenem Buche zuerst bekannt gemachten Briefe ist manchmal angezweifelt worden: nun gibt M. Carrière von zweien derselben einen sorgfältigen Abdruck, nach den Originalen hergestellt, welche sich in der Handschriftensammlung des Hrn. v. Nathusius befinden (Allg. cons. Monatsschrift III. S. 79—82) und fügt der Originalfassung die Varianten bei, welche im ersten Abdruck vorkommen. Mit gütiger Erlaubniss des Herausgebers wiederhole ich hier die Briefe und die Varianten.

L. G.

I. Der Brief Beethoven's.

Wien am 10 Febr. 1811.

Liebe, liebe Bettina[1]!

Ich habe schon zwei Briefe von ihnen[2] und sehe aus ihrem Briefe an die Tonie dass sie sich immer meiner und zwar viel zu vortheilhaft erinnern — ihren ersten Brief habe ich den ganzen Sommer mit mir herumgetragen und er hat mich oft seelig gemacht, wenn ich ihnen auch nicht so oft schreibe und sie gar nichts von mir sehen, so schreibe ich ihnen doch 1000mal tausend Briefe in Gedanken. — Wie sie sich in Berlin in ansehung des Weltgeschmeißes[3] finden, könnte ich mir denken, wenn ichs nicht von ihnen gelesen hätte, schwätze über Kunst ohne Thaten!!!!![4] Die beste Zeichnung hierüber findet sich in Schillers Gedicht »die Flüsse« wo die Spree spricht — sie heirathen liebe Bettina[5], oder es ist schon geschehen, und ich habe sie nicht einmal zuvor noch sehen können, so ströme den[6] alles Glück ihnen und ihrem Gatten zu, womit die Ehe die ehelichen[7] segnet — Was soll ich ihnen von mir sagen »Bedaure mein Geschick« rufe ich mit der Johanna aus, rette ich mir noch einige Lebensjahre, so will auch dafür wie für alles übrige Wohl und Wehe dem alles in sich fassenden dem Höchsten danken — An Goethe wenn sie ihm von mir schreiben suchen sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken, ich bin eben im Begrif[8] ihm selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesezt[9], und zwar blos aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen, wer kann aber auch einem grossen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation?

1 Geliebte liebe Freundin.

2 Ihre, Sie, Ihnen etc. sind mit grossen Anfangsbuchstaben gedruckt.

3 Weltgeschmeiß: das *es* ist in das ß etwas hineingezogen in der Handschrift.

4 Blos 3 Ausrufungszeichen.

5 Freundin.

6 denn.

7 Ehelichen.

8 Begriff.

9 gesetzt.

Nun nichts mehr liebe gute B.[1], ich komme diesen Morgen um 4 erst von einem Bachanal[2], wo ich sogar viel lachen muste[3], um heute beinahe eben so viel zu weinen. rauschende Freude treibt mich oft gewalthätig[4] in mich selbst zurück. Wegen Clemens vielen Dank für sein Entgegenkommen, was die Cantate, so ist der Gegenstand für uns hier nicht wichtig genug, ein anderes ists in Berlin, — was die Zuneigung so hat die Schwester davon eine so grosse portion[5], dass dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird, ist ihm damit auch gedient? Nun leb wohl, liebe, liebe B.[6], ich küsse dich . . . . .[7] auf deine Stirn und drücke damit wie mit einem Siegel alle meine Gedanken für dich auf. — schreiben sie bald, bald, oft ihrem . . . . .[8] Beethoven.

II. Brief der Frau Rath.

Den 19ten May 1807.

Gute — Liebe — Beste Betina!

Was soll ich dir sagen? wie dir danken? vor[9] das grosse Vergnügen das du mir gemacht hast. Dein Geschenk ist schön — ist vortreflich — aber deine Liebe — dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher als es der tode Buchstaben ausdrücken kan. O! Erfreue mein Hertz — Sinn und Gemüthe und komme bald wieder zu mir. Du bist beßer — Lieber — größer als die Menschen die um mich herumgrabelen, den eigentlich Leben kan man ihr thun und laßen nicht nennen — da ist kein Fünkgen wo man nur ein Schwefelhöltzgen anzünden könte — sie spärren die Mäuler auf über jeden Gedanken der nicht im A.B.C.Buch steht — Laßen wir das, und kommen zu etwas, das uns schad-

1 Freundin.
2 Bacchanal.
3 mußte.
4 gewaltthätig.
5 Portion.
6 Freundin.
7 so mit Schmerzen.
8 Bruder. An den beiden letzten Stellen Worte, die für mich unlesbar sind; an der ersten ein dicker Dintenstrich, unter dem die abgedruckten Worte recht wohl stehen können, das kleingeschriebene Wort vor Beethoven kann Freund oder Bruder heissen.
9 für.

loß hält. Meine Freude war groß da ich von meiner Schwiegertochter[1] hörte daß du in Weimar gewesen wärest — du hast viel Vergnügen dort verbreitet — nur bedauerte man daß dein Aufenthalt[2] so kurz war. Nun es ist noch nicht aller Tage Abend — sagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht alles zu sagen haben!!! Darum komme bald — und erfreue, die biß der Vorhang fält ist und bleibt

Deine
Wahre Freundin
Elisabetha Goethe.

---

7. *Ursel Blandine*, eine Ergänzung zu Zeitschrift für deutsches Alterthum 20. 125. R. Köhler bemerkt in seinen lehrreichen Mittheilungen über »Harlekins Hochzeit und Goethes Hanswursts Hochzeit«: »Goethe hat die Braut seines Hanswursts Ursel Blandine. nach Ursel, der Braut Harlekins genannt.« In unseren Bruchstücken spricht Hanswurst nur einmal, D. j. G. 3, 497. von seiner Ursel, mit einer Kürzung des Namens, denn nach der Uebersicht in D. u. W. 23, 51 heisst die künftige Schwiegermutter Ursel, die Geliebte jedoch Ursel Blandine. Ueber den Zusatz Blandine gibt Köhler keine Aufklärung. Offenbar schien der einfache Name der Vorlage für die Farce nicht zu genügen, wohl aber erinnerte Goethe sich dabei jenes groteskeren Doppelnamens aus irgend einer anderen alten Harlekiniade oder dergleichen, wahrscheinlich aus J. G. Schochs verbreiteter »Comoedia vom Studentenleben« 1657, wo Pickelhering 5, 4 über einen nächtlichen Auflauf vor dem Haus einer galanten Dame äussert: »Es war den guten Freunden vmb Jungfer Vrschel Blandingen.« Goethe sagt ferner in D. u. W. 22, 18: »Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben. wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Gewiss. einem gebildeten Menschen. geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken«. Aber Hanswursts Geliebte durfte ihn führen.

1 »von meiner Schwiegertochter.« Diese Worte fehlen im Abdruck. Auch im Briefwechsel mit Goethe liess Bettina alle Beziehungen auf Goethe's Gattin weg.

2 dort ist eingeschoben. Die kleinen Veränderungen der Orthographie habe ich nicht angemerkt.

Ueber Schochs roh skizzirtes Schauspiel und seine Abhängigkeit von älteren Stücken Stymmels und Wichgrevs handle ich ausführlicher in einem Vortrage, welcher die Komödien vom Studentenleben aus dem 16. und 17. Jahrhundert als Seitenschössling der biblischen Dramen vom verlorenen Sohn zu entwickeln strebt. Derselbe wird in den »Verhandlungen« der Trierer Philologenversammlung erscheinen.

8. *Don Sassafras.* Am 1. Nov. 1768 schreibt Goethe aus seinem Frankfurter Krankenzimmer an Käthchen Schönkopf: »Was macht denn unser Principal, unser Direckteur, unser Hofmeister, unser Freund Schönkopf? Gedenckt er noch manchmal an seinen ersten Ackteur, der doch diese Zeit her, in allen Lust- und Trauerspielen, die schweren und beschwerlichen Rollen, eines Verliebten und Betrübten, so gut und so natürlich als möglich, vorgestellt hat. Hat sich noch niemand gefunden, der meine Stelle wieder begleiten mögte, ganz mögte sie wohl nicht wieder besetzt werden: zum Herzog Michel finden Sie eher zehn Ackteurs, als zum Don Sassafras einen einzigen. Verstehen Sie mich«? (D. j. G. 1. 26). Und in einem von Frivolität nicht freien Brief an Käthchen (Frankfurt, 31. Januar 1769) beendet Goethe den Bericht über sein Gespräch mit dem Officier in Naumburg — es betraf seine angegriffene Gesundheit — wie folgt (D. j. G. 1. 43): »meine Geschichte und die Geschichte meines Freunds Don Sassafras hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmanns überzeugt«. Hier könnte man den Don Sassafras auf Freund Horn übertragen, da Goethe unmittelbar fortfährt: »Unglücklicher Horn«, aber die Rücksicht auf die frühere Stelle, welche Käthchen hoffentlich nicht verstanden hat, gebietet uns die Geschichte des Freunds Don Sassafras zur Geschichte Goethes zu rechnen.

Ein sehr belesener medicinischer College spottete neulich über die Naivetät interpretierender Philologen, die nicht wüssten, dass der Sassafras ein bis in unser Jahrhundert hinein übliches probates Heilmittel sei: O. Jahn nämlich bedaure den Don Sassafras in keiner Komödie nachweisen zu können. Vgl. Briefe an Leipziger Freunde 1. Aufl. S. 74. v. Loeper zu D. u. W. 21. 298.

Ich meinestheils halte die medicinische Deutung für richtig. Das Decoct, welches, schon in älteren Liedern als »Tränklein Sassafras« besungen, noch Holtei Gelegenheit zu dem hübschen Wortspiel in einem schlesischen Gedicht gegeben hat, konnte

den Leipziger Löffelherren leicht zu einem Necknamen dienen: vielleicht um so eher, wenn sich durch den Gleichklang mit dem Namen irgend einer Bühnenfigur oder dergleichen eine Zweideutigkeit der Bezeichnung ergab, welche auch die kecken Anspielungen Goethes in Briefen an ein junges Mädchen erklären würde. Ich kann wenigstens die Möglichkeit einer solchen Interpretation nachweisen: ein prahlerischer, aber in Krieg und Liebe nichts weniger als glücklicher Ritter würde recht wohl zu Goethes Don Sassafras passen und das dreiste Wortspiel zu einer guten Pointe spitzen. Früher habe auch ich bei Holberg und anderen vergebens nach einer so benannten Figur gesucht und dem Namen nach auf einen soldatischen Prahlhans gerathen. Einen solchen gibt es wirklich. Der geistreiche J. V. Andreae, dessen ernsthafte Beziehungen zu Goethe ich ein ander Mal besprechen möchte, liefert im Menippus S. 210ff. eine vorzügliche Scene, wo Wernerus und Buratin, beide echte Sprösslinge des miles gloriosus oder capitano Spavento, bramarbasieren. Buratin tritt wenig hervor. Gryphius scheint den Dialog, der gewiss auf dramatische Anregungen zurückgeht, für seinen »Horribilicribrifax« verwerthet zu haben. S. 211 sagt Wernerus zu Democritus: ego sum Wernerus de Sassofrasso. S. 213 fragt ihn Buratin: nonne tu forte Capitaneus Wernerus de Sassofrasso es, armorum gloria? Die Anreden Capitano und Don fehlen nicht. Dies nur zum Zeugniss, dass wir Philologen so gar naiv doch nicht gewesen sind, wenn wir auch vielleicht auf falscher Fährte suchten und die Komödie uns näher lag als die Apotheke.

9. Zu *»Götter, Helden und Wieland«*. Die lucianische Form des Todtengespräches wird bereits von humanistischen Satirikern mit vielem Geschick nachgeahmt. Das Motiv erfährt dann gewissermassen eine Umkehrung in den Stücken, welche Verstorbene wieder auf die Erde führen, sei es einen Julius, sei es einen Lutherus redivivus. Dass auch dieses Frischlinsche Motiv noch dem achtzehnten Jahrhundert bekannt ist, zeigt z. B. Meissners Nachahmung »Teutsches Schauspiel zu Venedig«.

Zu derselben Zeit, da ausser französischen Todtengesprächen D. Fassmanns platte »Entrevuen im Reiche der Todten« lebhaften Anklang und mancherlei Nachbildungen fanden, haben die Schweizer in der lucianischen Form literarische Satire gepflegt. Nicht mit des Griechen launiger Kunst, nicht mit der ernsteren Wucht Huttens, doch mit treffendem Witz, der freilich dem engen Anschluss an Boileaus »Romanhelden«

verdankt wird. Die »Discourse der Mahlern« bringen aus Rubeen-Bodmers Feder III. 13 eine von spöttischen Citaten aus Buchholz wimmelnde Scene zwischen Pluto, Diogenes und Hercules, worauf III. 14 der Lohensteinsche Arminius herbeistolziert. Pluto fragt: »Wer ist dieser Grosskopff, der mit so doctoralischen Schritten herein gehet, und die Rede an den Fingern abtheilet wie ein Schulmeister?« Die beiden Helden Prinz Hercules und Arminius werden schliesslich gestäupt.

Einen Schritt näher zu Goethe that dann J. E. Schlegel. 1741 wurde in Leipzig Regnards »Demokrit« aufgeführt. Das falsche Griechenthum und die starken Unwahrscheinlichkeiten reizten Schlegel, der einer echteren Antike nachstrebte, zu der Parodie »Demokrit. Ein Todtengespräch«, zuerst in Schwabes »Belustigungen« erschienen. Demokrit selbst deckt dem Franzosen heiter alle Schwächen seines Werkes auf, Aristophanes secundirt. Also im Orcus steht der ungriechische Dichter dem von ihm verunglimpften wahren Griechen, steht ferner der moderne Poet einem genialen griechischen Dramatiker gegenüber, wie der Verkenner der Griechen Wieland — der freilich nicht gestorben, sondern aus dem Schlafzimmer herabgeholt worden ist — in Goethes unendlich saftvollerer Farce der echten Alceste u. s. w. einerseits, dem Euripides andererseits. Mich dünkt, ein Zusammenhang ist unläugbar. Goethe wird Schlegels 1764 im dritten Bande der Werke neu abgedruckten Dialog in Leipzig kennen gelernt haben.

10. *Zur Stella.* Wie Goethe Weisses „*Grossmuth für Grossmuth*" auf sich hat wirken lassen ist kaum zu entscheiden, jedenfalls sind wir J. Minor für seine Bemerkungen Zur Stella (Quellen u. Forschungen XXXIV, 126 ff.) dankbar. Ich habe mir früher ausser der für Weisse wenig vortheilhaften Parallele zu Goethes Schauspiel für Liebende auch den Titel eines späteren anonymen Werkleins angemerkt »Der Sieg der Grosmut über die Liebe. Ein Schauspiel in zwey Aufzügen. Gotha bey Carl Wilhelm Ettinger 1784« 68 ff., das sich durch eine klägliche Abschwächung der Motive hervorthut und trotz Goethe auf das Niveau Weisseschen Biedersinns, ja unter dasselbe gesunken ist. Cleon hält wie Weisses Treuwerth die Geliebte Rosalie (Amalie bei Weisse) für todt und will die verständige Cecilie heirathen. Aber Rosalie lebt, Ceciliens Freundin, die Nichte Leanders, des Vormunds der Cecilie, die in öden gedehnten Scenen alles wieder in das rechte Geleise bringt. Das Zusammentreffen zwischen Cleon und Rosalie ist weit

hinausgeschoben. Die traurigste Rolle spielt wie in allen diesen Stücken der junge Mann. Eine ausführlichere Erörterung verdient das Machwerk nicht, das seiner Hauptperson den Namen der Goetheschen Caecilie zu geben wagt, ein Portrait zur Entdeckung verwendet, Stellas Oheim als Komödienonkel aus den Coulissen führt und seinen Titel altfränkisch dem Weisseschen nachbildet. Am Schlusse grosse Danksagung und Beglückwünschung. Wären Sie nur auch glücklich, sagt Leander zu Caecilie: sie antwortet: »Ich werde es seyn. Denn ich suche mein Glück nicht in der Liebe, sondern in der Freundschaft, und in dem Glücke meiner Freunde werde ich allezeit das meinige finden.«

Der Zusammenhang des Duschschen Ferdiner mit Goethes Stella verschwindet bei der wahrhaft Richardsonschen Breite des Romans.

Bedeutsamer ragt in die Nachgeschichte der Stella Tiecks knappes die Schicksalstragödie streifendes Jugenddrama »Der Abschied« hinein. Und das ganze geheimnisvolle Unwesen, das in der Schicksalstragödie mehrfach (Tieck, Houwald u. s. w.) an Bilder geknüpft ist, weist auf die Stella zurück, ebenso die Rückkehr nach langem Herumvagieren und die unerwartete kritische Begegnung mit nahestehenden Personen. Anders wirkt dies Motiv häufig bei Kotzebue. Ich möchte auch den Zug magnetischer Gebundenheit und Willenlosigkeit hervorheben, auf welchen Goethe Lili eigens aufmerksam machte (D. j. G. 3, 194):

> Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
> Ein Herz das andre zieht
> Und dass vergebens Liebe
> Vor Liebe flieht.

Er sah gewiss die Schwächen und Zufälligkeiten seiner Handlung, aber er wollte es nicht anders.

Ich habe Kotzebue genannt. Für die Beweglichkeit und Würdelosigkeit dieses geschickten Fabrikanten nicht Dichters ist es höchst bezeichnend, dass er die Stella sowohl copiert als parodiert. Der Abklatsch heisst »La Peyrouse« und ist in zwei zeitlich durch zwei Jahrzehnte getrennten Fassungen einmal versöhnlich, einmal tragisch beendet worden. Der berühmte Reisende — »der Weltumsegler bin ich ja, stets lustig heisa, hopsasa« lässt A. W. Schlegel den neuen Papageno singen — ist beim Schiffbruch von einer Wilden, Malvina, gerettet worden: wie es ja Kotzebue selten ohne eine Lebensrettung thut. Ihrem Zusammenleben auf der öden

Insel dankt ein Knabe sein Dasein. Da bringt ein Schiff die Gattin Adelaide aus Europa hinzu. La Peyrouse will sich tödten. Adelaide will sich tödten. Malvina will sich tödten. aber niemand macht Ernst. sondern sie werden alle bei einander bleiben wie drei Geschwister. nur dass La Peyrouse sich nachts in eine abgesonderte Zelle zurückziehen soll. In der Umarbeitung. wo zu dem Söhnlein Tomai noch ein junger Heinrich aus der ersten Ehe tritt. besinnt sich Adelaide gleichfalls mitten in den allgemeinen Sterbegedanken auf obigen Vorschlag zur Güte. doch Malvina sucht den Tod und findet ihn dies Mal wirklich. Es ist Kotzebue nie ernst um seine Lösungen: er fragt nur »was wirkt?« und lässt das Publicum nach dem Vorgang eines Schicksalstragöden und zum Vorbild für Spätere sogleich wählen. ob es »Die Negersclaven« mit lustigem oder traurigem Ausgang geniessen will. Die »Stella« hat er bekanntlich in »Der Graf von Gleichen ein Spiel für lebendige Marionetten« aufs frivolste travestiert. Indessen der Graf das erforderliche dreischläfrige Bett bestellt. führen die neuen Schwestern ein greuliches Zankduett auf. Er kehrt zurück. alle drei erstechen sich. Zofe Meta wird Nonne, Knappe Kunz Kapuziner: der Graf hält den Epilog: »ich liefre Goethen Stoff zu einer Ketzerei.« Ueber Parodien der Stella unmittelbar nach dem Erscheinen wird R. M. Werner demnächst handeln. Nicht uninteressant ist es aus früheren Perioden die dramatischen (Flayder. Riemer u. s. w.) und erzählenden (Greflinger. Verulamius u. s. w.) Bearbeitungen der Geschichte des Grafen von Gleichen zu überschauen.

Erich Schmidt.

11. *Zu Goethe's Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.* Scherer weiss nicht (Goethes Frühzeit 29) wer unter dem Nürnberger, der Spielsachen für Kinder anbietet. gemeint sei und deutet auf Christian Felix Weisse, der 1772 ein neues ABCbuch (später 1776 f. seinen Kinderfreund) herausgab.

Es ist Wieland gemeint. Vgl. Goethes Brief an Schönborn vom 8. Juni 1774: »Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort seine philosophisch-moralische poetische Bijouteries. Etoffes. Dentelles etc. nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln. wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter. putzt sie wie Buben in Noten und Nachreden etc.«

Schroer.

12. *Zu Goethe's Gedichten.*

Das Gedicht »*Thal und Sonne*« oder wie eine andere Ueberschrift heisst »Aufruf im Frühling an Gesunde und Genesende« (Hempel II, 455) verdankt seine Entstehung einer bis jetzt unbekannt gebliebenen Veranlassung.

Goethe hatte Fräulein Auguste Jacobi aus der ihm und dem Kanzler Fr. v. Müller befreundeten Pempelfortei Familie nach Weimar auf Besuch einladen lassen, nachdem jener von dem Maler Macco ein wohlgetroffenes Portrait der gefeierten jungen Dame erhalten hatte. Der Besuch, welcher für das Frühjahr 1824 in Aussicht genommen war, liess sich nicht bewerkstelligen. Der Kanzler v. Müller, dem die Aufgabe zufiel, die junge Dame aus Pempelfort nach Weimar zu geleiten, war über die Verzögerung des Besuches bei seiner Rückkehr sehr missgestimmt. Er hatte dem Dichter gegenüber seinen Zustand mit dem des englischen Volkes verglichen, in dem dieses in der Regel nach Verlesung »der Aufruhr-Bill« sich befinde.

Goethe beabsichtigte ursprünglich an Auguste Jacobi ein viel grösseres Gedicht abzusenden, in welchem er den Zustand des Kanzlers v. Müller schildern wollte, in dessen Namen er auch gleichzeitig einen Brief abzufassen und abzusenden beabsichtigte, dem eine ähnliche Tendenz inne wohnte. Aber durch den Tod Byrons (19. April 1824) überrascht, erklärte sich der Dichter unfähig, das Geplante auszuführen und überliess es dem Kanzler v. Müller nunmehr selbst, den Zustand nach Verlesung der »Aufruhr-Bill« zu kennzeichnen, wobei er das uns bekannte Gedicht mittheilte, welches seine Entstehung dem Monat Mai 1824 verdankt. Die Ueberschrift »an Gesunde und Genesende« erklärt sich hierdurch von selbst.

13. Das Gedicht mit der Ueberschrift »*Maskenzüge*« den 30. Januar 1818 (Hempel II, S. 435) giebt zu folgenden Bemerkungen Anlass. Dass es einer bestimmten Person gewidmet war, geht aus dem Wortlaute desselben hervor. Goethe hatte es für die bei dem Maskenfeste mitwirkende Freyfrau Henriette v. Fritsch geb. v. Wolfskeel-Reichenberg bestimmt und es ihr zum Andenken an den 18. December 1818, dem Tag der Aufführung des Maskenzugs, »bey allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna« gewidmet. Dass der 30. Januar 1818 mit dem Gedicht in Verbindung gebracht wird, ist unbedingt unrichtig. Die richtige Ueberschrift des Gedichtes, welches als Gelegenheitsgedicht

zu betrachten ist, würde also »An Freyfrau v. Fritsch« lauten müssen. Jedenfalls entstand dieses Gelegenheitsgedicht erst am 23. Mai 1821, als Goethe Gelegenheit nahm[1], der Freyfrau v. Fritsch ein gebundenes Exemplar des Festzugs zu übersenden, in welches er an erster Stelle das Gedicht mit der Unterschrift: »Weimar am 18. December 1818: Erneuert am 23. May 1821« auf einem besondern halben Bogen einfügte. Dass das Gedicht wirklich erst 1821 entstand, lehrt die zweite Strophe desselben, in welcher die Aufführung als der Vergangenheit angehörig angesehen wird.

Das Original des Gedichts ist im Besitze der Freyfrau v. Fritsch in Weimar. Es weicht von dem Drucke, abgesehen von Schreibweise und Interpunktion nur dadurch ab, dass in der ersten Zeile »ziehn« statt »gehn« steht.

Schliesslich bemerke ich noch zu der Aeusserung des Freiherrn Voldemar v. Biedermann (Goethe-Forschungen S. 268) dass ein Brief Goethes an Freifrau v. Fritsch trotz des neuesten Verzeichnisses der Goethe-Briefe von Diezel im Archiv des Kanzlers v. Müller nicht vorliegt. Diezel hat, jedenfalls sehr flüchtig, die Abschrift obigen Gedichtes, über welchem Müller: »Goethe an Fr. v. Fritsch« notirte, als Brief behandelt. Die Müller'sche Abschrift des Gedichtes ist fehlerhaft, und richtig nur das, was das Original des v. Fritsch'schen Exemplars darbietet[2].

14. Das Original des Gedichtes *»Genug«* (II. 270) befindet sich im Besitz des Fräuleins von Dankelmann, z. Z. in Naumburg. Es weicht von dem gedruckten Texte nur in der Interpunktion etwas ab und war ursprünglich für die Schwester der Frau von Heygendorf bestimmt, welche es als »Renovatum Jena den 17 May 1817« erhielt. Goethe selbst deutet auf dem Original an, dass die Entstehung des Gedichts einer viel frühern Periode angehört. Dass es zu Mannheim entstand ist zweifellos, weil er auf dem Original »Mannheim

1 Es lassen sich viele Beispiele nachweisen, dass Goethe nach langer Zeit die Erinnerung an Erlebtes durch Abfassung von Gedichten wieder zu beleben suchte.

2 Wie unzuverlässig die Mullersche Abschrift ist, lehren folgende Varianten: Doch uns Beyden — und wohlvernommen — haben wir sie mitgefühlt — Ja so wie es nun gekommen — Grossentheils selbst mitgespielt. — Wunderfaltig uns gebracht.

den . . . . . .« hinzufügte, ohne sich des Datums noch zu erinnern.

C. A. H. Burkhardt.

15. In dem Gedichte »*Vertrauen*« Hempel 2. 250 f. ist im ersten Verse statt des in allen Ausgaben stehenden *mir* zu lesen *nur*. »Was krähst du nur und thust so gross?« Dadurch wird die Parallele mit der andern Frage: »Wer ist sie denn?« etc. hergestellt und der unpassende ethische Dativ fortgeschafft. »mir« ist einfach Druckfehler.

R. M. Werner.

16. *Zum Divan.* In der ersten Ausgabe (Stuttgart 1819) steht S. 9 als Ueberschrift von I. Nr. 4: Talismane, Amulete, Abraxas, Inschriften und Siegel. Da diese Ueberschrift sich auf dieses Gedicht gar nicht bezieht — eher könnte es für Nr. 2: Segenspfänder passen — so liess Goethe den Viertelbogen S. 7—10 neu drucken, auf welchem die Ueberschrift Talismane heisst. Der neue Viertelbogen ist der Ausgabe, die ich besitze, beigefügt. — Demgemäss heisst es auch in dem Briefe Goethes an Willemer, 22. Aug. 1819: »Soviel bemerke ich, dass zwei Blätter des ersten Bogens durchgeschnitten, die Kartons aber sogleich eingelegt sind.«

L. G.

17. *Zum Faust-Text.* In allen Ausgaben — bis auf die neuste v. Loepers — heisst es im zweiten Monolog Fausts:

Was grinsest du mir, hohler Schädel, her,
Als dass dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret?

Der allgemeine Sinn des Satzes ist klar genug. Auch das Hirn des Todtenschädels hat »mit Lust nach Wahrheit den Tag gesucht und in der Dämmerung schwer und jämmerlich geirrt.« Tag ist hier gleichbedeutend mit Licht, Helligkeit, Wahrheit; die Dämmerung mit Unklarheit, Verwirrung, Irrthum. Die Periode ist tautologisch. Nun passt aber das Epitheton leicht durchaus nicht zu Tag. Wenn Düntzer dasselbe als »behaglich« die Seele erhebend »deutet«, so wird dadurch der mangelnde logische Zusammenhang zwischen

Haupt- und Beiwort nicht hergestellt. Das Wort ist unbedingt falsch und kann nur durch einen Fehler des Setzers in den Text gerathen sein. Welchem Autor ist nicht bekannt, wie oft ein unrichtiger Ausdruck durch eine eigenthümliche Auffassung des Setzers entsteht, weder von Correktor noch Verfasser bemerkt und von Ausgabe zu Ausgabe übertragen wird. Der obige Fehler ist genetisch leicht zu erklären. Der Setzer, an Goethes Antithesen gewöhnt, hatte eine solche Entgegenstellung in den Hauptwörtern Tag und Dämmerung vor sich und wurde dadurch verleitet, dieselbe auch auf die Beiwörter (leicht und schwer) auszudehnen. Bei dieser Präoccupation war es natürlich, dass er »leicht« las, wo im Goethe'schen Manuscript offenbar »licht« stand; dies Epitheton allein gibt klaren Goethe'schen Sinn. Hoffentlich sind die Herren Collegen in der Goethe-Forschung meiner Meinung und geben zu, dass ich hier nicht vergebens

Den *lichten* Tag gesucht.

F. Meyer von Waldeck.

---

18. *Mephistopheles.* Für den obersten Teufel wurden im Mittelalter mehrere der griechischen Mythologie entlehnte Ausdrücke gewählt: Lucifer, Pluto, Hephaistos. Mit Anklang an den letztern Namen mag einer aus dem teuflischen Hofstaat als Hephaistophilos (Freund des Teufels) bezeichnet worden sein; aus diesem Namen konnte leicht Hephistophiles werden. Das M des Mephistopheles kann aus einer Redewendung herübergezogen z. B.

Warum ,Hephisto, solche saure Miene,
Bin's nicht am Hephistopheles gewöhnt,

oder kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein. Aehnliche Verstümmelungen classischer Namen und Ausdrücke sind häufig: Promelhu für Prometheus, damariatus für damnatus u. s. w. Dem Hephistophiles steht dann passend die Sagenfigur gegenüber, aus welcher sich Faust entwickelt hat: Theophilus (Gottes Freund)[1].

A. Rudolf.

---

1 Ueber das Letztere vgl. A. R.'s Aufsatz »Theophilus-Faust« in der »Schweizerischen Dichterhalle« 1879, 5. Jahrg., No. 2, S. 25—27.

19. *Ein Bildnis Goethes* von ungemeiner Schönheit befindet sich im Besitze des Herrn Professors Dr. Charles Milner in Tübingen. Eine in noch jetzt sehr lebhaften Farben gehaltene Miniatüre stellt Goethes Kopf im Profil dar, die rechte Seite des Gesichts ist dem Beschauer zugewendet, das Haar in reicher Fülle, dunkelbraun, ziemlich kurz geschnitten, ohne künstliche Kräuselung. Herrlich strahlt das Auge. Die Unterlippe ist etwas vorgeschoben.

Die Höhe des ovalen Bildchens beträgt 48 mm, die Breite 39, die Höhe des Kopfes 35. Das Bild ist in eine viereckige, mattvergoldete Platte eingefügt, welche von einer buchartig sich öffnenden Lederkapsel verwahrt wird. Unter dem Bilde öffnet sich das Plättchen nochmals, um eine künstlich verschlungene Locke von den Haaren des Dichters zu zeigen, deren Grau auf spätere Zeit deutet, als die drüber stehende Abbildung.

Die Entstehung des Bildes möchte ich in die Zeit von 1810 bis 15 setzen. Goethe schenkte es dem in seinem Hause in den zwanziger Jahren wohlbefreundeten Herrn St. George Cromie, von welchem es im Erbgang an den dermaligen Besitzer gelangte.

Auf dem gleichen Wege erhielt derselbe ein paar kunstvoll gestickte Schuhe Goethes, die Sohlen von grünem Saffian, das Futter weisse Seide. Dabei liegt ein Brief an Herrn St. George Cromie, des Inhalts:

> Mein Schwiegervater sendet Ihnen beifolgende Pantoffeln, die er einen Tag getragen, und bittet Sie, sie als ein kleines scherzhaftes Andenken von ihm anzunehmen.
>
> Ottilie von Goethe,
> gebor. von Pogwisch.

Ein Datum trägt das Briefchen nicht.

Ein anderer Brief Ottiliens im Besitze Professor Milners bezieht sich auf des Dichters Enkelin.

A. VON KELLER.





2. Chronik.

Am 27. Mai 1879 starb in Veyteaux-Chillon *Hermann Uhde* (geb. 26. Dez. 1845). Er hatte in den letzten Jahren seiner kurzen aber überaus fruchtbaren literarischen Thätigkeit auch die Goethestudien eifrig gepflegt und nachdem er in den Memoiren der Malerin Louise Seidler eine ausserordentlich wichtige Schilderung des Weimarischen Kreises veröffentlicht, in dem Buche: »H. A. O. Reichard. Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben« (Stuttgart 1877) interessante Notizen über Goethe gegeben und drei Briefe des Letztern: 10. und 24. Nov. 1788, 20. Juli 1809 abgedruckt (S. 397—399) hatte, zwei fast ausschliesslich Goethe gewidmete Publikationen bekannt gemacht: 1. »Goethe's Briefe an Soret« (Stuttgart, Cotta, 1877, XXII und 194 SS. 8⁰); 2. »Goethe, J. G. v. Quandt und der Sächsische Kunstverein. Mit bisher ungedruckten Briefen des Dichters. Eine Jubelgabe zum 350jährigen Todestage Albrecht Dürers und zum 50jährigen Stiftungstage des Sächsischen Kunstvereins« (Stuttgart, Cotta, 1878, 101 SS. 8⁰). Die erstere gibt Lebensnachrichten über Fr. Jak. Soret, geb. 13. Mai 1795 in Petersburg, gest. 18. Dez. 1865, seit 1822 in Weimar als Erzieher des Prinzen Carl Alexander, seit 1835 in Genf, in öffentlichen Aemtern thätig, durch naturwissenschaftliche und numismatische Publikationen bekannt, der Goethe nahestehend, die »Metamorphose der Pflanzen« ins Französische übersetzte. Uhde veröffentlicht 106 Briefe Goethe's an Soret vom 5. Juni 1823 bis 5. Febr. 1832 mit vielen Tagebuchbemerkungen Soret's und Erklärungen des Herausgebers; in den Beilagen einige Briefe von und an Soret; ferner Briefe Goethe's an Oberberghauptmann v. Herder 30. Juli 1826, an den Museums-

schreiber Färber 3. Aug. 1830, an den Director Gaetano Cattaneo (und., franz.) an den Kanzler v. Müller 25. März 1825 und 30. Dez. 1830, sowie eine Uebersicht der in Eckermanns Gesprächen mitgetheilten Unterredungen Goethe's mit Soret. Die zweite Schrift bringt Notizen über J. G. v. Quandt (9. April 1787 — 19. Juni 1856) und den von diesem seit 1828 geleiteten sächsischen Kunstverein in Dresden und enthält folgende Briefe Goethe's vom 9. Nov. 1828 bis 27. Febr. 1832: 1 an den Sächsischen Kunstverein, 24 an Quandt, 2 an den Kanzler v. Müller, 2 an Hofr. Winkler, 1 an Soret, von denen allerdings nur 4, darunter die 2 an Müller gerichteten bisher ungedruckt waren; ausserdem 4 Briefe Quandt's und einen der Louise Seidler an Goethe.

Manche andere von dem rastlosen, im Finden glücklichen und in der Ausarbeitung sorgsamen und gründlichen Forscher gesammelten Dokumente harren noch der Veröffentlichung; doch ist sichere Aussicht vorhanden, dass diese Schätze den späteren Bänden des Goethe-Jahrbuchs einverleibt werden; sie mögen dazu beitragen, das Andenken des verdienten Forschers zu erhalten.

Am 1. Juli wurde in Eger, in den ehemaligen Grüner'schen Gartengrundstücken ein Goethe-Stein enthüllt, ein aus rothem Sandstein gefertigter Obelisk, auf einem Unterbau von Granit ruhend, der an der Vorderseite mit dem Porträt-Medaillon Goethe's geschmückt, die Inschrift trägt: »Hier verbrachte Goethe mit Rath Grüner seine Mussestunden in den Jahren 1821, 1822 und 1823. Goethe's Ruhe«. Die Rückseite trägt die Inschrift: »Gegründet von Ignaz Glaser 1879«.

Am 27. Aug. fand in Dresden die hundertste Aufführung des Faust und zugleich eine Erinnerungsfeier statt, da an diesem Tag vor 50 Jahren der Faust in Dresden zur ersten Aufführung gelangt war. Von den damaligen Darstellern — der alte Theaterzettel war neu gedruckt worden — ist nur noch einer am Leben, Herr Alb. v. Böhme. Ein Sohn Karl Devrient's, des Faust-Darstellers von anno 29, war bei der diesmaligen Aufführung mit der Rolle des Schülers betraut. — Interesse erregte noch insonderheit der vom Hofrath Dr. Pabst verfasste schwungvolle Prolog, da in demselben das Gerücht, man bereite hier die Aufführung des zweiten Theiles des Faust vor, seine Bestätigung findet. Es heisst darin:

Dies letzte Ziel lebendig zu gestalten.
Es bleibt als halbjahrhundertjähr'ge Schuld
Der Dresdner Bühnenkunst noch vorbehalten;
Bewahrt ihr bis zu jenem Tag die Huld,
Wo wir das grosse Werk in seinem vollen
Umfang und Inhalt eurem Blick entrollen.

Am 5. September wurde in der Rosner'schen Buchhandlung in Wien »das Tagebuch« (s. unten) confiscirt, die Beschlagnahme war alsbald wieder aufgehoben, nachdem ein Exemplar der Gödeke'schen Ausgabe, in welcher das Gedicht steht, der Staatsanwaltschaft vorgezeigt wurde. Etwas anders gestaltete sich die Angelegenheit in Coblenz (Jan. 1880), wo das Gedicht gleichfalls confiscirt, nach Vorweisung der H. Kurz'schen Ausgabe aber das Verbot des Verkaufs auch auf diese Ausgabe ausgedehnt wurde. H. Feller erzählt in einem Briefe an die »Berliner Börsen-Zeitung« (Dienstag, 19. Jan. 1880) die Geschichte seiner Ausgabe und theilt mit, dass von derselben bereits 10,000 Exemplare hergestellt sind.

Am 19. September wurde im »Goethehause« zu Frankfurt a. M. die Erinnerung an Carl August's und Goethe's Aufenthalt vor hundert Jahren gefeiert. Auf Verfügung des Grossherzogs Carl Alexander, waren Pastellbilder Carl August's und der Herzogin Anna Amalia ausgestellt. Der Festredner, Hr. Dr. Volger, theilte mit, dass sich im grossherzoglichen Archive in Weimar noch 87 bislang unveröffentlichte Briefe der Frau Rath, Goethe's Mutter, an die Herzogin Anna Amalia vorfinden, welche nun ihrer Veröffentlichung entgegensehen, darunter der Brief, welchen die glückliche Mutter, unmittelbar nach dem Eintreffen der drei jungen Männer, Carl August's, Goethe's und v. Wedel's an die edle Fürstin schrieb und welcher einer der reizvollsten Briefe sein soll, welche von der Frau Rath bekannt sind.

(Ff. Journ. 6. Okt. 1879.)

Am 24. September starb *Anselmo Guerrieri Gonzaga* auf seinem Gute bei Gonzaga im Mantuanischen, der vorzüglichste italienische Goethe-Uebersetzer. Er wurde 1848 zum Mitgliede der provisorischen Regierung der Lombardei gewählt,

ging in diplomatischer Mission nach Paris und musste, nachdem die Lombardei unter österreichische Herrschaft zurückgekehrt war, ins Exil wandern. Er lebte Jahrelang in Genf und dort im Verkehr mit deutschen Freunden, erwarb er sich eine vertraute Kenntniss der deutschen Sprache und Literatur. Diese bethätigte er in den Zeiten seiner Musse, die durch eine eifrige politische Thätigkeit von 1859—1879 unterbrochen wurde, durch seine Uebersetzungen von Faust und Hermann und Dorothea. »So wie sie uns vorliegen, zeugen sie von richtigem Gefühl, glücklichem Instinct, bewundernswerther Leichtigkeit und Fülle. Doch merkt man auch, dass diesem inspirirten Nachdichter nicht ein eben solches Mass von Concentration und Geduld zu Gebote stand, wie von angeborenem Talent. Was insbesondere die Faust-Uebersetzung angeht, so übertrifft sie freilich weit die von Maffei, welcher den Charakter der Dichtung in einer geschmacklosen Eleganz verschwemmt, grade das Scharfe, Derbe, Volksthümliche, Humoristische ist bei Guerrieri oft mit erstaunlicher Frische und Treue wiedergegeben: aber des Mysteriösen, Tiefsinnigen, Philosophischen hat er sich manchmal mit allzu raschem Griffe bemächtigen wollen. Mephistopheles und Gretchen nehmen sich in diesem italienischen Gewande besser aus als Faust selbst.« Im Jahr 1878 vollendete Guerrieri die Uebersetzung des Gedichts »Metamorphose der Pflanzen« in italienische elffüssige Verse. »Diesmal war es dem Italiener gelungen, auch die Gedankenschwere des deutschen Gedichts ohne merklichen Verlust in sein leichtflüssiges Idiom zu übertragen.«

(Aus einem Nekrologe Heinrich Hombergers A. A. Z. 1879 Nr. 279.)

Am 28. September wurde im königl. Theater zu Hannover »Götz von Berlichingen« nach der neuaufgefundenen Heidelberger Handschrift (vgl. unten S. 393) zum ersten Male aufgeführt. In der Aufführung, welche 4½ Stunden dauerte, war von den Anordnungen der genannten Bearbeitung wenig abgewichen worden. Im 4. Akt war zweimal ein Dekorationswechsel vermieden, im 5. das auf den Monolog der Adelheid folgende kleine Gespräch der Anführer der Reisigen, dann die Scene zwischen Maria und Lerse und die Vehmgerichtsscene gestrichen. Die Vorgänge in der 3. Scene des letzten Akts der Tumult der Bauern, die Begegnung der Boten des heimlichen Gerichts, das Erscheinen der beutegierigen Zigeuner, schliesslich das Eindringen der Bündischen und Götzens Gefangennahme,

wurden in einer Reihe bewegungsvoller und wirksam scenischer Bilder veranschaulicht. Das Theater war im Parquet und ersten Rang schwach besucht, vom zweiten Rang aufwärts überfüllt. Das ist ein tröstliches Zeichen: im Herzen des Volkes haben Goethe und Schiller noch heute ihren sichersten Platz. (Voss. Zeitg. Sonntagsbeil. 5. Okt.)

Im September wurde von Strassburg aus, durch ein Comité, welchem auch die Proff. Ernst Martin und Erich Schmidt angehören, folgender Aufruf versandt:

Die Erinnerung an jene Idylle, welche Goethe in Sesenheim erlebt und später so wundervoll beschrieben hat, wird Jedem am Herzen liegen, der deutsche Dichtung kennt und liebt. Ihr ein angemessenes Denkmal zu weihen ist schon vor mehr als zwanzig Jahren im Elsass beabsichtigt worden. Ein Comité verfasste einen Aufruf zur Sammlung von Beiträgen um den Hügel, auf dem einst »Friederikenruhe« lag, anzukaufen und aufs neue durch eine Laube, der ehemaligen möglichst gleich, zu krönen. Doch der Ausführung dieser Absicht traten damals unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Seitdem ist der gleiche Gedanke wohl in so manchem Besucher Sesenheims lebendig geworden. Wer das friedlich stille Dorf durchwandert, im Pfarrhause die treugehegten Erinnerungen aufgesucht hat, wird auch nach jenem traulichen Plätzchen fragen, auf dem einst Goethe mit Friederike Hand in Hand sass: es wird ihn betrüben an dieser Stelle nur ein Ackerfeld vorzufinden.

Wie anders, wenn »Friederikenruhe« wieder erstanden, die hier nach allen Seiten sich öffnende freundliche Aussicht in vier Laubrahmen fasste und zugleich im kühlen Schatten den Blick in die Vergangenheit zu werfen einlüde!

Jetzt ist es möglich diesen Wunsch zu erfüllen, sobald die nöthigen Mittel zu Gebote stehen. Und gewiss wird die dankbare Verehrung für den grossen Dichter auch heute noch zu Opfern bereit sein, wie sie früher mit Sicherheit erwartet werden konnten.

Die erforderliche Summe für den Ankauf des Grundstücks und die Herstellung der Anlagen beträgt 3000 Mark. Zum dritten Theil ist sie bereits in früherer Zeit aufgebracht worden. Weitere Beisteuern bitten wir an den Kassier des Comité's Herrn Notar Haug in Niederbronn oder an einen der Unterzeichneten einzusenden. Ueber die eingegangenen Beiträge

wird seiner Zeit öffentlich Rechenschaft abgelegt werden. Sollte sich ein Ueberschuss ergeben, so wird er den Vorschlägen des früheren Comité's gemäss, als »Friederikenstiftung« der Gemeinde Sesenheim zu wohlthätigen Zwecken überwiesen werden.

Im Sommer 1879 lasen an deutschen Universitäten, Heidelberg: K. Fischer, Kritische Vorträge über Faust (2stündig); Kiel: Klaus Groth, Ueber Goethe und seine Zeit (öff.), Königsberg i. P.: H. Baumgart, Ueber Goethe, von seiner Ankunft in Weimar bis zur italienischen Reise (2 St. öff.); Tübingen: C. v. Köstlin, Ueber Goethe und seine Werke (4 St.); Würzburg: B. Seuffert, Uebungen über Goethe's lyrische Gedichte (1 St. öff.); Zürich: J. L. Tobler, Ueber die Faustsage und Goethe's Faust (2 St.); J. Stiefel: Goethe's Faust, literar.-hist.-exeg. und ästhetisch-critisch erläutert (3 St.); G. Glogau, Goethe's philosophische Weltanschauung (1 St.). Graz: R. M. Werner, Seminar für deutsche Phil., 2. Abth.: Interpretation Goethe'scher Jugendwerke aus Hirzel's Sammlung D. j. G. (2 St.).

Im Winter 1879—80, Berlin: W. Scherer, über Goethe's Jugend (2 St.); Erlangen: A. Wagner, Der junge Goethe und die Dichter der Sturm- und Drangzeit (1 St. öff.); Kiel: Fr. Pfeiffer, über Goethe und Schiller (1 St. öff.); Leipzig: W. Creizenach, Erklärung ausgewählter Goethe'scher Gedichte (1 St. öff.); München: M. Bernays, Geschichte der deutschen Literatur: Goethe (4 St.); Strassburg: Erich Schmidt, Historische Einleitung in Goethe's Faust (1 St. öff.); Tübingen: W. L. Holland, Erklärung von Goethe's Gedichten (1 St. öff.).





3. Bibliographie.

I. Schriften.

A. Ungedrucktes.

1. Dramen.

Des Künstlers Vergötterung. Drama. Auf dem Wasser, den 18. July. Gegen Neuwied 1774.

Kurze Unterredung des Jüngers und Meisters vor dem Bilde der Venus Urania. Ersterer diesem Vorbild gegenüber an eignem Können verzweifelnd wird von Letzterm zur Kunst geweiht.

v. Loeper: La Roche S. 55—57.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in fünf Aufzügen. Erste vollständige Bühnenbearbeitung nach der Goethe-Handschrift der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Karlsruhe. Verlag von A. Bielefelds Hofbuchhandlung. XIII und 189 SS.

Die Handschrift, nach welcher, auch in Orthographie und Interpunktion getreu, die vorliegende Ausgabe hergestellt ist, stammt aus dem Nachlass des Schauspielers Unzelmann, ein Theatermanuscript, das von G's Hand durchcorrigirt ist und das der ersten Darstellung in Weimar am 22. Sept. 1804 zu Grunde lag. Beigefügt ist der Theaterzettel dieser Aufführung in photolithographischer Nachbildung und eine Einleitung von G. Wendt, welche über die Abweichungen

dieser Bearbeitung von den bereits früher gedruckten Auskunft gibt.

2. GEDICHTE.

Uebersetzung des Hohen Liedes 1775.

Prosaische Uebertragung (nach der Vulgata) in 31 kleinen Abschnitten (Liedern). Die Auslassungen Goethe's gestatten den Schluss, dass er nicht den König Salomo, sondern den Hirten Aminadib als den begünstigten Liebhaber der Sulamith angesehen habe.

v. Loeper: La Roche S. 125—139 (Loeper's Anmerkungen S. 140—145).

Wallstein Tragédie en cinq Actes.

Vierzeile, gegen Constant's Uebersetzung von Schiller's Wallenstein, an Charlotte v. Schiller gerichtet, 22. Febr. 1809.

v. Biedermann. Goethe-Forschungen, S. 3.

Zu Goethe's hundertdreissigstem Geburtstag. Festschrift zum 28. August 1879 von Dr. Eduard W. Sabell. Heilbronn. Gebr. Henninger 1879. XIX und 91 SS.

Das Faustische Festspiel zu Goethe's Geburtstag 1823 ist nicht von Ludwig Tieck — Raupach schreibt, es sei von dem Dichter L. T. — sondern von Ludwig Robert. Heine schreibt an den Letztgenannten (27. Nov. 1823, Werke XIX, 181): »Ihr Festspiel auf Goethe's Geburtstag, wovon man mir viel Schönes erzählt, habe ich noch nicht gelesen.« An denselben (4. März 1825, das. S. 267: »Sartorius erkundigte sich mit vielem Eifer nach dem Verfasser der Episteln an Tieck und der Goethischen Geburtstagsfeier.« Die zwei Abhandlungen: »Ueber den Trudenfuss und die Hexensprüche in Goethe's Faust« und »Ueber den Namen Mephistopheles« enthalten nichts zur Erklärung Goethe's Brauchbares: von den 16 »neuaufgefundenen« Gedichten sind 11 schon früher gedruckt, die 5 übrigen schlecht bezeugt.

Diese Gedichte sind 1—5: Schluss (1824); (Christiane von Vulpius,) (um 1790): In ein Stammbuch. Nach Luther, Weimar 5. Jan. 1814; Einem Predigtamts-Candidaten ins Stammbuch, Berka, 24. Juni 1814; Verschiedene Lasten, o. D.

Im Anschluss daran mag erwähnt werden:

Literarische Falschmünzerei. Von d. S. (Frankf. Zeitung 30. Dez. 1879)

weist auf Sabell's Schrift hin, auf die neuere Veröffentlichung des »Tagebuch« als eines unbekannten Gedichtes; erinnert daran, dass das immer wieder als Goethe's Eigenthum angeführte Gedicht: »Als ich ein junger Geselle war«, von Fr. Förster gedichtet ist, und führt aus, dass die gleichfalls erst jüngst G. zugeschriebenen Verse: »Wasser allein macht stumm« freie Bearbeitung Lessing'scher Worte sind: »Die Beredsamkeit.« (Lachmann I. S. 44.)

---

3. BRIEFE.

I. Werke, aus denen die unten folgenden Regesten entnommen sind:

v. Loeper, La Roche = Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst Dichterischen Beilagen, herausgegeben von G. v. Loeper. Zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmals. Berlin. Wilhelm Hertz 1879. LI und 214 SS. kl. 8°[1].

Enthält 44 Briefe an Sophie von La Roche, 14 an Bettina Brentano, 1 der Bettina an Goethe, zwei ungedruckte Stücke Goethe's (s. oben S. 393 fg.) mit erklärenden Anmerkungen und ausführlicher Einleitung. Die ersteren (Briefe an Sophie) sind, obwohl sie schon von Frese mitgetheilt waren, (Briefe aus Fritz Schlosser's Nachl., Stuttg. 1877) unten alle angegeben, ausser denen vom 20. Nov. 1774 und 18. Jan. 1775, die sich schon im j. G. finden; von den letzteren nur die zwei vom 4. Mai 1808. 5. Febr. 1810, weil sie die erheblichsten Abweichungen von dem im »Briefw. m. e. Kinde« abgedruckten bieten. Alle einzelnen Veränderungen Bettinens, die von v. L. sorgfältig registrirt werden, konnten hier nicht angemerkt werden.

---

1 Vgl. die Besprechung W. Scherer's, Deutsche Rundschau VI. Jahrg (Okt. 1879), Heft 1, S. 151—157, der an die Aehnlichkeit einiger Motive aus dem hohen Lied (Herausstürzen des Mädchens, Suchen des Geliebten) mit einer Scene aus Egmont erinnert und einen Brief von Georg Jacobi 21. Juli 1772 über das La Roche'sche Hause.

Pirazzi = Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit. Eine Festgabe zur Hessischen Landes-Gewerbe-Ausstellung in Offenbach a. M. von Emil Pirazzi. Offenbach. In Commission bei Theodor Steinmetz 1879.

S. 177—279 »Der Musensitz am Main«; breite Darlegungen über Goethe und Offenbach: Lili: Abdruck mehrerer Briefe Goethe's an Auguste Stolberg; Genaues über die Freunde: André. Bernard. d'Orville, Ewald; zwei Billette Goethes.

Burkhardt Kayser = Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. Von C. A. H. Burkhardt. Mit Bild und Kompositionen Kaysers. Leipzig. F. W. Grunow 1879. VIII, 79 SS. und 4 unpagg. S. (Noten-Beilage). Vgl. Grenzboten 1879. I. S. 467—477. 511—521, II, 55—64[1].

Das Bild aus Lavaters Physiognomik. Biographisches nach der von David Hess herrührenden handschriftlichen Biographie, nach Kaysers Briefen an Klinger und Schleiermacher. Kayser geb. 10. März 1755. gest. in Zürich 24. Dez. 1823, Beziehungen mit Goethe bis 1789. Im Texte 13 Briefe G's an K., von denen ganz unbedeutende Auszüge bei Riemer mitgetheilt waren: im Anhang I: 11 ungedruckte Briefe 1776—1789, s. u.

Suphan = Zwei Kaiserreden. Festschrift zu Eduard Simsons 50jährigem Doctor-Jubiläum, 1. Mai 1879, mit einem zwiefachen literar-historischen Anhange, veröffentlicht von Bernhard Suphan. Berlin. Weidmann'sche Buch-Handlung 1879. 56 SS.

(Vgl. ferner unten Biogr. Einzelh. Suphan: Goethe und Herder.)

W. Arndt = Zwei Briefe Goethe's an Knebel. Zum 28. August. Separat-Abdruck aus den »Grenzboten« 1879 No. 35, herausg. von W. Arndt.

Fischer-Göttling = Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling in den Jahren 1824—1831. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Kuno Fischer. München. Fr. Bassermann 1880. XI und 100 SS.

1 Besprochen von Erich Schmidt: Zeitschr. f. d. Alterth. Anz. VI, S. 65—71.

Enthält 57 Briefe Goethe's, 28 Göttlings aus dem im Titel näher angegebenen Zeitraum. Die Briefe beziehen sich zumeist auf die Gesammtausgabe letzter Hand: unter den Briefen Göttlings sind die aus Italien 1828 geschriebenen von hohem Interesse.

Allerlei von Goethe. Mitgetheilt von Gotthilf Weisstein.
Vossische Zeitung. Sonntagsbeil. Nr. 42. Berlin. 19. Okt. 1879.

Schildert die Beziehungen zwischen Goethe und Friedrich Rochlitz, theilt einen ungedruckten Brief an Letztern mit (s. unten), und druckt ein Briefchen und Gedicht Goethe's (schon edirt von Alb. Cohn Ungedrucktes. Berlin, 1878, S. 83 fg., 87 fg.) mit einigen die Schwierigkeiten nicht hebenden Bemerkungen nochmals ab.

Karl von Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Characteristik des Fürsten Primas. Von Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay. Weimar. H. Böhlau 1879. Zwei Bände. VIII u. 367, 395 SS. 8⁰.

I, S. 50 ff. Notizen über Dalberg's erste Bekanntschaft mit G. 1776 ff. nach des Letztern Tagebüchern und Briefen an Frau v. Stein: 3 Briefe Goethe's: 31. Juli 1779, 19. Juli 1792, 19. März 1794. (Hempel XXXV, 533 fg.). I, 351, eine Mittheilung aus Constantin Beyer's Tagebuch über die Erfurter Assemblée, 1. Dez. 1789, und Goethe's Erscheinen auf derselben. II, 284, eine Aeusserung Dalberg's: »Unser genialischer herrlicher Goethe und der liebe Senator Steitz sind bis jetzt die einzigen Frankfurter, deren Antheil an meinem Schicksal mir bekannt geworden ist« (24. Nov. 1814): II, 292 die Stelle »Zur Morphologie«, Hempel XXXIII, S. 83.

C. A. H. Burkhardt: Das Klingerhaus in Frankfurt a. M.
Grenzboten. 1879. Bd. IV. (Nr. 41) S. 67—71.

Das Haus, in der ehemaligen Ritter- jetzt Klingergasse, in welchem G. und Kl. ihre Zusammenkünfte hielten. vgl. Brief, 8. Dez. 1811.

Aus Briefen Goethe's an Alfred Nicolovius, Enkel von Goethe's Schwester Cornelia Schlosser, der sich in seiner Jugend wiederholt längere Zeit bei Goethe aufhielt. O. O. u. J., 16 SS. in 8⁰. (Bonn: C. Georgi.)

Abdruck der 13 zum ersten Male im Weimarer Sonntagsblatt 20. April 1856 veröffentlichten Briefe aus d. J. 1826—1828.

II. Regesten.

(An Sophie von La Roche. Darmstadt etwa 20. Nov. 1772.)

»Warum auch nur ein Wort darüber«. Ausdruck innigster Verehrung für sie und die ihrigen. Gruss von Md. Merck. Bericht über Jerusalems Tod, Beurtheilung J's. Mittheilung Kielmannsegge's über ihn. Gruss an Frl. Maxe und Bitte um ihre Nachschriften.

v. Loeper: La Roche S. 3—6.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 19. Januar 1773.)

»Viel tausend Danck für das liebe Paket«. Es erinnert ihn an die glücklichen Tage die er mit ihr zusammen verlebt. »Pygmalion ist eine treffliche Arbeit«. »Ihr schwäbischer Merck ist ein Biedermann. Unsern Darmstädter habe ich seit Ihrem Briefe nicht gesehen, er ist munter, arbeitet allerlei und hat jetzo Leyseringen«. Sendet Bestimmteres über Jerusalem's Tod. Lob Wieland's des »Märgenserzählers«, der den Merkur monatlich herausgeben soll. Spott gegen den Herzog von Württemberg. Goethe's Schwester wünsche Sophie kennen zu lernen.

v. Loeper: La Roche S. 8—10.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 12. Mai 1773.)

»Ich schreibe Ihnen«. Sendet 12 Exemplare Ossian von Merck, eines für sie. »Leysering wird Ihnen wunderbare Geschichten erzählen«. Trauer über seine Einsamkeit.

v. Loeper: La Roche S. 13, 14.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 11. Juli 1773.)

»Ich will gern diesen Monat«. Freude über ihre Theilnahme an Götz. Bitte Merck's, 24 Exemplare für 48 kr. das Stück zu verkaufen. »Meinen Jahrmarkt halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen«.

v. Loeper: La Roche S. 15. 16.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Ende August 1773.)

»Ich habe über Ihre Briefe gesagt, nicht was ich wollte, sondern was ich musste«. Gruss von den Eltern und Frl. v. Klettenberg: »von Ihrer Max kann ich nicht lassen so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen«. Heftig gegen die Jacobi's und ihre Speculation mit der »Iris«.

v. Loeper: La Roche S. 17. 18.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Ende August 1773.)

»Wegen des Buchs liebe Mama etwas Bestimmtes«. Bedingungen und Bestimmungen über den Druck eines Buches. (Uebersetzung der La Roche?) Gruss an die Schwester (Maxe La Roche?) und Hrn. v. Hohenfeld.

v. Loeper: La Roche S. 21. 22.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 12. October 1773.)

»Wir haben so lange nichts von Ihnen gehört«. Ankunft Schlossers und dessen Verlöbniss. »Ich freue mich über ihre Freude, ob ich gleich am meisten dabei verliere«.

v. Loeper: La Roche S. 24.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt um 22. Jan. 1774.)

»Ich bin im Stande, ein grosses Schauspiel zu geben«, nämlich die bekannte Eispartie: Mutter und die »Bübgen« würden dabei sein.

v. Loeper: La Roche S. 25.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 22. Januar 1774.)

»Wenn Sie wüssten«. Will das Haus der Maxe nicht mehr betreten, um Ruhe zu behalten: erwartet sie bei der morgigen Partie.

v. Loeper: La Roche S. 28.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Ende Januar 1774.)

»Hier schick ich den Herder« (Von deutscher Art und Kunst). Rühmt ein Stück aus Rosaliens Briefen und bittet einige Stellen hinzuzusetzen. Grüsst Maxe.

v. Loeper: La Roche S. 30.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 30. Januar 1774.)

»Hier kommt der alte Reutersmann« (Goethe selbst); will Abschied von La Roche und Sophie nehmen.

v. Loeper: La Roche S. 32.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Mitte Februar 1774.)

»Ich danke Ihnen liebe Mama für die beyden Briefe» (Rosaliens), die er im Ganzen lobt, im Einzelnen (z. B. Apotheose Brechters) streng critisirt: »Das liebe Weibgen« (Maxe) habe von seiner Arbeit (Werther) geschrieben. Nach Düsseldorf könne und möge er nicht.

v. Loeper: La Roche S. 34. 35.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt März 1774.)

»Mit herzlichem Dank Ihre Briefe zurück«. Schickt Farce (gegen Wieland) auch ein Exemplar für Trosson (Bauinspector).

v. Loeper: La Roche S. 37.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Ende Mai 1774.)

»Sind Sie heute Abend in Dechant's Garten?» Unterschr.: La grosse bête.

v. Loeper: La Roche S. 39.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Anf. Juni 1774.)

»Liebe Mama. Ich habe des künftigen Merkurs Stellen gelesen, die mich betreffen«. Respect vor Wieland. War auf der goldnen Hochzeit (des Alesina'schen Paares) in Sindlingen, wo auch Maxe war. Bietet den Werther im Mscr. zum Lesen an.

v. Loeper: La Roche S. 41, 42.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Juni 1774.)

»Ich habe Ihren Brief geküsst«. Entgegnung auf Sophiens Aeusserung über Wielands Antwort im Juniheft des Merkur.

v. Loeper: La Roche S. 44.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Mitte Juni 1774.)

»Liebe Mama ich begreiffe die Menschen nicht«. Heftige Bemerkungen gegen Wieland. Werther wird gedruckt. Die Schwester ist guter Hoffnung. »Die liebe Maxe seh ich selten, doch wenn sie mir begegnet ist's immer eine Erscheinung vom Himmel«.

v. Loeper: La Roche S. 46, 47.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Mitte Juni 1774.)

»Ich wollte Ihnen eben schreiben« muss aber Lavater entgegen gehen. Will sie überall sehen. »einen einzigen Platz ausgenommen« (bei Brentano).

v. Loeper: La Roche S. 49.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 16. Juni 74.)

»Der 20. wird seyn künftigen Montag ist Lavater hier«. Er freut sich auf dessen Ankunft und wünscht, dass auch sie ihn sehe. Er will Maxe nicht mehr sehen. Merck ist wieder da. Von der Messe 3 Meisterstücke. »Aelteste Urkunden des Menschengeschlechts«, »Gelehrten-Republik« »Laidion«.
v. Loeper: La Roche S. 50. 51.

(An Sophie von La Roche. Neuwied 19. Juli 1774.)

»Mir ist mehr als einmal«. Verehrung für sie am Hofe. (Alexanders von Wied.) Ich habe die liebe Kleine (Maxe) an der Dester gesehen. Lavater predigte hier. Empfehlung an Frau v. Stein.
v. Loeper: La Roche S. 52.

(An Sophie von La Roche. Ems 31. Juli 1774.)

»Dienstag werden wir kommen bei Ihnen zu Mittag essen«. Schmerz über vier ertrunkene Knaben. Bitte um Wein.
v. Loeper: La Roche S. 58.

(An Sophie von La Roche. Ehrenbreitstein Anf. August 1774.)

»Hier Mama ist die Grabschrifft«. Frau v. Bretlach soll sie erhalten; die Prinzessin (Kunigunde v. Sachsen) möge sie wählen. Grüsst den Sohn Franz.
v. Loeper: La Roche S. 61.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt um 20. August 1774.)

»Hier Mama das versprochene« (Gelegenheitsgedicht?), ferner Rosaliens Briefe, Frankf. gel. Anz., Aelteste Urkunde. Schuld wegen eines Gemäldes (?). Notiz über Groschlag und Wieland.

v. Loeper: La Roche S. 63, 64.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 24. u. 28. Aug. ? 1774.)

»Was ist liebe Mama was ist das Herz des Menschen«? Sendet den Brief Reich's zurück. Er hat mit dem Dechanten (Dumeix) nicht gesprochen. Maxe will nach Ehrenbreitstein. Absendung des Briefes an Kalckhof. »Lassen Sie mich immer was von meinem Nachbar Gorgias (Wieland) hören«. Gruss an Hrn. v. Hohenfeld.

v. Loeper: La Roche S. 66. 67.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 15. September 1774.)

»Liebste Mama. Die Max sah ich gestern«. Sie verlangt Bewegung. Wieland möge sich vor Lenz hüten, der mehr Genie als W. habe. »Ich muss die Welt lassen wie sie ist«.

v. Loeper: La Roche S. 74, 75.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 15. September 1774.)

»Heute gehen ab liebe Mama die freimüthigen Briefe« (Mieg's). Brief von Kalckhof und Einladung nach Dieburg. Max ist wohl und schickt sich in die Umstände. Freut sich, dass die Verse Hrn. v. Hohenfeld gefallen. Gruss an die Kleinen, Lisel, Trosson, Dester. Bemerkungen über die Schwester: den Dechanten: Merck: »Herder hat einen Buben«.

v. Loeper: La Roche S. 70. 71.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 19. September 1774.)

»Donnerstag früh geht ein Exemplar Werther an Sie ab«. Bitte dasselbe an Fritz zu schicken. Zusammenkunft mit Hn. v. Groschlag. Dessen Einladung nach Dieburg. »Sie kriegen nun Ihre liebe Max wieder«. »Melden Sie mir was Hr. v. Hohenfeld vom Werther sagt«.

v. Loeper: La Roche S. 77. 78.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Anf. Oktober 1774.)

»Hier was von meiner Unart« (Puppenspiel). Hat die Max wieder gesehn »ich weiss nicht was in den Augen ist«. Bittet einen Brief an Maler Zick zu schicken. Will seine Schulden bezahlen.

v. Loeper: La Roche S. 79.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 21. Oktober 1774.)

»Wie werth ist mir ihr letztes herzliches«. Lebhafter Ausdruck der Unruhe, vielleicht über das Drängen der Eltern. Frl. Münch zu heirathen: Trost der Freundin wegen ihres kranken Sohns.

v. Loeper: La Roche S. 81. 82.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt Anf. Dezember 1774.)

»Beste Mama. Ich bitte Sie »den Musenalm. zurückzuschicken. Was macht Lulu?

v. Loeper: La Roche S. 89.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 22. Dezember 1774.)

»Könnt ich Ihnen liebe Mama recht viel guts für Ihren guten Brief geben«. War in Mainz, Wielands »trefflichem« Prinzen nachgereist. Mit W. versöhnt, aller Missverständnisse ledig, will ein solches zwischen Max und Frau Servière ausgleichen. In einem Wertherex. Inschrift: Tais toi Jean Jacques ils ne te compendront point. Die Klettenberg »gestorben und begraben in meiner Abwesenheit die mir so lieb! so viel war«. Seine Autorschaft bisher nur Geld gekostet: will durch Bücher kein Geld verdienen. Tadel der Frankf. gel. Zeitung, die nichts für Hn. v. Hohenfeld sei.

v. Loeper: La Roche S. 90–92.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 3. Januar 1775.)

»Hier liebe Mama die Briefe zurück«. (Rosaliens 29. 38. die er lobt.) Seine Schwester hat ein Mädchen. Er sortirt die vorjährigen Briefe. Bestellt Rambachs Grammatik.

v. Loeper: La Roche S. 95. 96.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 17. Februar 1775.)

»Liebe Mama! Glück zur Max«, die bei der Mutter. Dunkle Ankündigung seines Verhältnisses zu Lili. War mit Fritz Jacobi »sehr lieb, gut und kräftig zusammen«. Wünscht von Hn. v. Hohenfeld zu hören.

v. Loeper: La Roche S. 98, 99.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 15. März 1775.)

»Gott segne Sie liebe liebe Grosmama«, (Geburt von Maxens erstem Knaben.) Fr. Jacobi habe seine »letzte kleine Familie« (Erwin und Elmire) gezeigt, verspricht »wieder was« (Stella). Hofft in Zukunft mit Maxe in freundlicher Beziehung zu sein.

v. Loeper: La Roche S. 100.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 21. März 1775.)

»Liebe Mama. Brentano hat mir ihre täglichen Briefe an Ihn gezeigt«. Hoffnung auf eine gute Zukunft mit Maxe. »Täglich streb ich und arbeit ich braver zu werden«. Bittet ihm seine Gedichte von Buri in Neuwied zu verschaffen. Grüsst Hohenfeld.

v. Loeper: La Roche S. 102, 103.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 28. März 1775.)

»Hier liebe Mama ein Klijog« (Brief eines Schweizer Bauern). Freut sich auf eine Zeichnung Hohenfelds. Wird zu Maxe wiederkehren »wenn sie Gattin, Hausfrau und Mutter bleibt«.

v. Loeper: La Roche S. 105.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 13. Mai 1775.)

»L. Mama endlich hab ichs übers Herz bracht«, die Schweizerreise mit den Stolbergs anzutreten. Wird Lenz sprechen. »Ihre Briefe sind herrlich«.

v. Loeper: La Roche S. 107.

(An Sophie von La Roche. Zürich 12. Juni 1775.)

»Ich komme von Klijog«, wo mit Lavater und Anderen. Schickt ein bei Kl. abgeschnittenes Stück Brot. Kl. ist »eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt«.

v. Loeper: La Roche S. 108. 109.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 26. u. 27. Juli 1775.)

»Liebe Mama, ich bin wieder da« mit Herder und Frau. Hat in Speier Hohenfeld nicht gesehn. Freut sich, dass er die Schweiz kennt als »Zufluchtsort.« Hat Maxe gesprochen. Frage nach Crespel.

v. Loeper: La Roche S. 111. 112.

(An Rahel d'Orville in Offenbach. Frankfurt Sommer 1775.)

»Da ist Käs, liebe Frau«. Er sei stark, so lange er Lili nicht sehe, jetzt in Frankfurt, wie in einer Eisgrube: grüsst die Freunde.

Pirazzi S. 231.

(An Rahel d'Orville in Offenbach. Frankfurt Sommer 1775.)

»Ich bitte Sie liebe Frau schicken Sie mir die Iris«. War gestern bei Lili »zu einer Stunde da sie mich so ganz entbehren konnte«, grüsst den Pfaffen (Ewald).

Pirazzi S. 231.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 1. August 1775.)

»Gestern Abend liebe Mama haben wir gefiedelt und gedudelt bey der guten Max«. Flüchtet vor Unannehmlichkeiten (mit Lili's Familie) zum Papier. Freut sich mit Sophies Freude an Stella. Frage nach Lenz. Gruss von Crespel und an Hohenfeld.

v. Loeper: La Roche S. 114. 115.

(An Sophie von La Roche. Frankfurt 11. Oktober 1775.)

»Liebe Mama! Ich geh nach Weimar!« Hofft mit Wieland auszukommen. Konnte für Buri nichts thun. »Die Max

ist hold«. Schickt Menalk und Mopsus (von Lenz), Lob Zimmermann's, Erwähnung Merck's, Tröstung wegen Sophiens Sohn Fritz.

v. Loeper: La Roche S. 117. 118.

(*An Kayser.* *Weimar 15. August 1776.*)

»Wir gehen nicht nach Italien«. Bittet um die Melodie: Ihr verblühet süsse Rosen (Erwin und Elmire). Lenz ist hier.

Burkhardt: Kayser S. 60.

(*An Karl v. Dalberg.* *Weimar 31. Juli 1779.*)

»Was die Mittheilung meiner Iphigenie betrifft« verweigert dieselbe, weil sie »zu nachlässig« geschrieben sei, um sich in die freiere Welt zu wagen.

Beaulieu-Marconnay. Dalberg I, 53.

(*An Kayser.* *Frankfurt 29. Dezember 1779.*)

»Nur eins muss ich noch vorläufig sagen: Ich bitte Sie darauf acht zu geben, dass eigentlich dreierlei Art von Gesängen drinne (in Jery und Bätely) vorkommen«. 1. Lieder, die auswendig gelernt zu sein scheinen, auffallende, leicht zu behaltende Melodie. 2. Arien, die Empfindung des Augenblicks ausdrückend, daher sehr einfach, 3. rhythmischer Dialog, häufige Wiederholung eines Hauptthema's, nuancirt durch verschiedene Modulation.

Burkhardt: Kayser S. 11. 12.

(*An Kayser.* *Weimar 20. Januar 1780.*)

»Den Charakter des Ganzen werden Sie nicht verkennen; leicht gefällig, offen ist das Element, worin so viele andere Leidenschaften von der innigsten Rührung bis zum ausfahrendsten Zorn u. s. w. abwechseln«. K. möge mit dem Stück erst recht bekannt werden, ehe er zu componiren anfange; die Accompagnements mässig: die blasenden Instrumente einzeln, »damit man weiss, was man geniesst, anstatt, dass die meisten neuern Componisten, wie die Köche bei den Speisen einen Hautgout von allerley anbringen, darüber Fisch wie Fleisch und das Gesottene wie das Gebratene schmeckt«.

Burkhardt: Kayser S. 13.

(An Sophie von La Roche. Weimar 1. September 1780.)

»Sie erhalten liebe Mama einen Brief« durch Knebel. Hat Mad. de Branconi gesehn, ihr »Rosaliens Briefe« empfohlen, die Bode sehr lobt. Bittet um Steine aus der Coblenzer Gegend. Ist wie immer »der nachdenckliche Leichtsinn«. Wünscht Versöhnung mit Fritz Jacobi.

v. Loeper: La Roche S. 120–122.

(An Kayser. Weimar 20. Juli 1781.)

»Da Sie den Geist meiner Maurerey kennen«. Bittet um Composition eines Liedes und der noch kommenden. In der grossen Nachschrift Eingehn auf Rousseau's Lieder, die er bewundert. Lässt K. in Zürich 200 Thlr. auszahlen, damit er über München nach Wien gehe.

Burkhardt: Kayser S. 60–62.

(An Kayser. Weimar 13. August 1781.)

»Ich habe Ihre beiden Briefe empfangen«. Lässt ihm durch Buchhändler Bauer in Strassburg nachgelassene Lieder Rousseau's schicken, und bittet ihn, etwaige Fehler zu notiren, da »M. Schröter, die die meisten gespielt und gesungen, behauptet, es seyen Fehler wider die Harmonie drinne, die sie für Druckfehler halten müsste«. Bittet um das mathematische Heft eines Knaben aus der Züricher Schule.

Burkhardt: Kayser S. 62, 63.

(An Kayser. Weimar 10. September 1781.)

»Ich habe Ihnen mein lieber Kayser einen Vorschlag zu thun.« Gluck in Wien, an den der Herzog geschrieben, sei trotz des Schlaganfalls bereit, K. musikalisch zu fördern; während der Feierlichkeiten (Anwesenheit des Grossfürsten Paul) werden einige deutsche Opern aufgeführt werden: »einige Monate in Wien können Sie jetzo weiter rücken als zehn Jahre einsamen Studiums.« An Geld und Empfehlungen solle es nicht fehlen: »Lavater gibt Ihnen ja wohl einen Brief an den Grafen Thun mit«.

Burkhardt: Kayser S. 16, 17.

(An Kayser. Weimar 4. Juni 1782.)

»Lieber Kayser ich bin recht beschämt«. Wird bald schreiben. »Im Orden heis ich Meister«. Bittet um Melodieen.

Burkhardt: Kayser S. 63. 64.

(An Herder. Weimar 20. März 1783.)

»Ich danke Dir für das Zutrauen«. Gedruckt: Aus Herder's Nachlass I. S. 70—73. S. 72 Z. 3 Nothwendigen st. Wohlthätigen zu setzen und Z. 5 nach »geben« ein Zusatz von 15 Zeilen einzufügen, der so lautet: »Mich dünkt man kann nicht bestimmt genug sprechen wenn man vor dem Uebermaas eines Guten, das zum Fehler werden kann, warnen will. Ganz kann es nicht wegbleiben da du dessen einmal erwähnt hast. Wenn ich es zu thun hätte würde ich die roth angestrichne Stelle beym Eingang des Paragraphen weglassen und gegen das Ende wo ausgeführt ist was thätige Weisheit, geschäftige Klugheit für Vortheile bringen, würde ich hinzusetzen: dass um so viel zu würcken keine ausgebreitete todte Gelehrsamkeit nötig sey und dass selbst schöne Wissenschaften und Künste, die sonst für die grösste Zierde der Staaten gehalten, deren Annehmlichkeiten oft von Fürsten mit zu grosser Vorliebe genossen würden, selbst dem Regenten keinen so schönen und dauerhaften Kranz knüpften als eine wahre lebendige auf die ersten Bedürfnisse, auf das nötige und nützliche gerichtete Würcksamkeit«.

Suphan: Zwei Kaiserreden S. 54.

(An Kayser. Eisenach 24. Juni 1784.)

»Ihre Briefe und Bemerkungen machen mir viel Vergnügen«. Bedauert, dass K. die alte Musik nicht finde, wünscht, dass K. bei seiner Rückkehr von Italien irgend ein Werk unternehme und hofft, zu demselben etwas beizutragen. »Wenn ich gleich jetzt in unpoetischen Umständen bin, so wird doch dieser schlafende Genius wieder zu wecken sein«.

Burkhardt: Kayser S. 20, 21.

(An Kayser. Eisenach 28. Juni 1784.)

»Sie werden ihn (den Brief vom 24. Juni) vor diesem erhalten haben«. Ist für die Opera buffa der Italiener, hat seit dem letzten Winter von einer zwar mittelmässigen Truppe

ein Dutzend der besten Produktionen dieser Art gehort, freut sich, dass K. auch diese Gattung liebt und würde gern mit ihm etwas derartiges unternehmen.

Burkhardt: Kayser S. 21. 22.

(An Kayser. Weimar 25. April 1785.)

»Ich freue mich, dass Sie an dem kleinen Singspiel (Scherz, List und Rache) eine Art von italiänischer Gestalt gefunden haben, geben Sie ihr nun den Geist«. — Will i litiganti und il Re Teodoro schicken, sobald sie kommen. Seine Ansichten über das Recitativ.

Burkhardt: Kayser S. 23. 24.

(An Kayser. Weimar 20. Juni 1785.)

»Wenn meine zutrauliche Hoffnung auf Sie hätte vermehrt werden können«, Freut sich, dass K. mit der Composition beginnt, hat beim Schreiben seines Stücks »den ganzen teutschen Horizont, der doch noch beschränkt genug ist« im Auge gehabt. Der Gesang möge für gute nicht ausserordentliche Sänger sein, das Ganze verlange »eine anhaltend gefällige melodische Bewegung von Schalkheit zur Leidenschaft, von Leidenschaft zur Schalkheit«.

Burkhardt: Kayser S. 24. 25.

(An Kayser. Weimar 28. Oktober 1785.)

»Wenn es so fort geht«. Lobt die Arie »Ein armes Mädchen«.

Burkhardt: Kayser S. 25. 26.

(An Kayser. Weimar 4. Dezember 1785.)

»Ich möchte Ihnen lieber K. recht offt und viel sagen, wie sehr uns Ihre Composition Vergnügen macht«. Belobt Einzelnes aus den ihm übersandten Stücken und erbittet Weiteres. »Wir müssen nun auf alle teutsche Opern Theater Anschläge machen. Von München hab ich Nachricht, dort sind sie im moralischen Geschmack: das ist der schlimmste für den Künstler und der glücklichste für den Pfuscher. Man kann ihnen doch auch etwas nach dem Gaumen brauen«.

Burkhardt: Kayser S. 26.

(An Kayser. Weimar 23. Dezember 1785.)

»Nachdem ich ausführlich genug gewesen«. Bittet um seine Anmerkungen das lyrische Drama betr. Hat ein neues Singspiel (Die ungleichen Hausgenossen) begonnen. »Könnte ich nur um Ihrentwillen meine Sprache zur italienischen umschaffen, damit ich sie schneller ins grose Publikum brächte«.

Burkhardt: Kayser S. 27, 28.

(An Kayser. Weimar 23. Januar 1786.)

»Sie haben meinen langen Brief«: antwortet sehr eingehend auf seine Bemerkungen das lyrische Drama betr.; besonders auf K's Erinnerung wegen des Rhythmus, spricht von Aenderungen, die er in Erwin und Elmire, in Claudine anzubringen beabsichtige.

Burkhardt: Kayser S. 29—34.

(An Kayser. Weimar 28. Februar 1786.)

»Wenn wir uns noch eine Zeit lang wechselsweise erklären«, so hofft er auf Verständigung. Nach der ersten Oper ist er bereit, zu einer ernsthaften in Metastasio's Art zu helfen. Diese Oper werde schon durchdringen. »Haben sie doch jetzo in Mannheim den Götz von Berlichingen wieder hervorgesucht, nachdem man ihn zehn Jahr als einen allzuschweren Stein hatte liegen lassen«.

Burkhardt: Kayser S. 34, 35.

(An Kayser. Ilmenau 5. Mai 1786.)

»Ich habe nun den ganzen fünften Akt« (Ungleiche Hausgenossen?). Lobt ihn sehr. Hat viel bei der ersten gemeinschaftlichen Arbeit gelernt. Wünscht ihn zu sprechen. »Hätt ich die italiänische Sprache in meiner Gewalt, wie die unglückliche Teutsche, ich lüde Sie gleich zu einer Reise jenseits der Alpen ein«.

Burkhardt: Kayser S. 35, 36.

(An Kayser. Rom November oder Dezember 1786.)

»Endlich auch aus Rom ein Wort«. Fragt wieweit K. mit »unserm Werke« ist (»Scherz, List und Rache«), muss ihn in Italien sehen.

Burkhardt: Kayser S. 64, 65.

(An Kayser. Rom 13. Januar 1787.)

»Nun auch Ihnen, m. l. K. aus der Hauptstadt der Welt ein zusammenhängendes Wort«. Ueber K's Musik zu seinem Stück. K. möge das Fertige an Seidel schicken. »Heute geht meine Iphigenie umgearbeitet nach Deutschland«. . . . »Das lyrische Theater erfreut mich wenig hier«.

Burkhardt: Kayser S. 65. 66.

(An Kayser. Rom 6. Februar 1787.)

»Man hat mir endlich m. l. Kayser Ihren ersten Brief von Hause hier her geschickt«. Bemerkungen über die Compositionen K's zur Oper, freut sich auf die Vollendung. Wunsch K. in Italien zu sehn. Unzufriedenheit mit dem römischen Theater und einzelne Mittheilungen über dasselbe. Arbeit an seinen Werken: »ich hoffe man soll künftig meinen Sachen das Ultramontane ansehn«.

Burkhardt: Kayser S. 67. 68.

(An Kayser. Rom 14. Juli 1787.)

»Anstatt zu kommen m. l. K. schreibe ich wieder«. Kann sich von Rom nicht trennen. Bleibt jedenfalls noch bis zum 28. August. Ergötzt sich an Cimarosa's Opern. Wünscht ein Wort über seine Schriften zu hören.

Burkhardt: Kayser S. 68. 69.

(An Kayser. Rom 14. August 1787.)

»Mein langes voriges Schweigen«. Will in Italien weiter lernen. Schreibt nächstens über die Oper. Bietet K. an, Musik zum Egmont zu machen. Mittheilung über die neue Oper: »die famose Halsbandgeschichte des Kard. Rohan« (später Gross-Kophta). Andeutung einzelner zur musikalischen Bearbeitung geeigneter Stellen.

Burkhardt: Kayser S. 69—72.

(An Kayser. Rom 11. September 1787.)

»Ich kann nur sagen: seyn Sie herzlich willkommen«. Freut sich über K's Ankunft. K. solle bei ihm wohnen. im

November eine Partie mit ihm machen, schickt nun den Egmont nicht. »Wie freu ich mich, dass mein neues Leben auch Ihnen neues Leben bringen kann. Sie sind der älteste meiner alten Bekannten und wieder der erste mit dem ich das Gute, was mir in diesem Lande ward, theilen kann«.

Burkhardt: Kayser S. 72, 73.

(An Herder. Weimar 10. Mai 1789.)

»Ich wünsche Dir mit diesem Blatt«. Räth ab von der Uebersiedlung nach Göttingen. Mahnt zur Ruhe. Nur an H's und der Seinigen Glück und Heil sei ihm gelegen. Die Reise (H's nach Italien) sei nicht geeignet zum Fassen eines Entschlusses. »Ich brauche noch auf mehr als eine Weise Deinen Segen und Deine Hilfe, die Du mir nicht versagen wirst, wenn auch Dein Entschluss sich zum Scheiden von uns neigen sollte«.

Suphan: Goethe und Herder S. 88, 89.

(An Herder. Weimar 15. Juni 1789.)

»In Parma hast Du wahrscheinlich ein Wort von mir gefunden«. Lobt den Brief an Heyne. Der Herzog will 1800 Thlr. jährlich geben. Räth ein paar Tage in Nürnberg zu bleiben: die Frau wolle ihm nach Ilmenau entgegengehn.

Suphan: Goethe und Herder S. 89.

(An Herder. Weimar Ende August 1789.)

»Es wird sich wol schicken, dass Du dem Herzog aufwartest« (nach dem Entschluss, in Weimar zu bleiben). Schickt die Pichlerischen Gemmen.

Suphan: Goethe und Herder S. 89, 90.

(An Kayser. Weimar 18. Oktober 1789.)

»Ihnen wie allen Freunden«. — Ueber die Oper: die Recitative müssten weggelassen werden. Breitkopf hat Lust, die »Röm. Nebenstunden« zu nehmen. Will ein Stück von Cimarosa schicken. Musikalische Mittheilungen. Zieht in's Jägerhaus.

Burkhardt: Kayser S. 73—75.

(An Racknitz. Breslau 26. August 1790.)

»Die vierzehn Tage sind vorüber«, in denen er wieder in Dresden zu sein hoffte, geht auf 6 Tage nach Glatz, dann wahrscheinlich in die österreichischen Salzwerke, der Herzog grüsst, wünscht R. in Flinsberg zu treffen und von ihm in Dresden eingeführt zu werden.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 430 fg.

(An Racknitz. Weimar 10. Januar 1791.)

»Für die übersendeten schönen Stücke Feldspath vom Gotthard danke ich«; wird nächstens Beiträge zu R's Sammlung schicken. Der Herzog wünscht R's Vermittlung beim Kurfürsten, dass des abgehenden Bellomo Privilegium auf die neue Weimarische Schauspielertruppe in Lauchstädt übertragen werde.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 432 fg.

(An Körner. Weimar 4. Juni 1791.)

»Durch mancherlei zusammentreffende Umstände« konnte er ihn nicht in Leipzig sehn. Geht nach Ilmenau. »In der deutschen Monatsschrift werden Sie einiges von mir finden«. (Sinngedichte und Theaterprolog.) Schickt eine kleine Landschaft, grüsst K's Frau und Schwägerin, die schöne Freundin, Gessler und Racknitz.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 434.

(An Körner. Weimar 12. September 1791.)

»In dieser letzten Zeit«. Entschuldigung wegen des Schweigens. Empfiehlt den Gross-Kophta und den 1. Beitrag zur Optik. K. gehöre »zu dem Publico, das ich vor Augen habe, wenn ich arbeite!« Anfrage wegen eines jungen Künstlers (Facius), der zu einem Steinschneider (Tettelbach) in Dresden in die Lehre gebracht werden soll.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 435 fg.

(An Landkammerrath Ridel. Dresden 3. Oktober 1791.)

»Ew. Wohlgeboren haben von Durchl. dem Herzog«. Hat den Auftrag (Genehmigung zur Verheirathung R's mit

Charlotte Amalie Buff) ausgerichtet. Versicherung der Antheilnahme »und dass ich in dem gegenwärtigen Falle doppelt und dreifach interessirt bin«.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 448 fg.

(An Körner. Weimar 31. Mai oder März 1792.)

»Erlauben Sie, dass ich«. Wiederholung der Anfrage 12. September 1791.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 437.

(An Körner. Weimar 14. Juni 1792.)

»Nehmen Sie meinen Dank«. Facius komme mit Geld versehen, bringe G's neue Schriften, sei empfohlen. »Sie haben ja wol viel Freude an Schiller's Besuch gehabt? Herr von Funk war einen Augenblick bei mir«. Grüsst K's Familie und Gessler, kann K. diesen Sommer nicht wiedersehn wegen »Veränderung des Quartiers, an der ich leide«.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 437 fg.

(An Körner. Weimar 17. Juni 1792.)

»Hier kommt Facius«, der höchstens noch 50 Thlr. brauchen, die G. mit Dank restituiren wird. Der »Herzog ist fort und ich stehe auch auf dem Sprunge«.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 438.

(An Karl v. Dalberg. Weimar 19. Juli 1792.)

»Es geht, wie man vernimmt, eine Anzahl in Jena Studirender« unzufrieden mit dem Verbote der Duelle, mit dem Gedanken um, nach Erfurt auszuwandern und von dort aus zu verhandeln. Man solle auch in diesen Gegenden ein »Bild der grössern Uebel« nicht entbehren. Hofft Dalb. nächstens zu sehen um seine »Befehle nach den Rhein und Main-Gegenden zu erbitten«.

Beaulieu-Marconnay: Dalberg I. S. 55.

(An Körner. Düsseldorf 14. November 1792.)

»Nach ausgestandener Noth eines unglücklichen Feldzugs« befindet sich »bei meinem alten Freunde Jacobi«.

empfiehlt (Georg) Jacobi, der mit Graf Stolberg aus Italien nach Dresden kommt. Wird von Weimar aus die Facius'sche Schuld abtragen.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 439.

(An Caroline Herder. Weimar 22. September 1795.)

»Wie leid mir die Eröffnung Ihres Zustandes« (Noth und Schulden in Folge des Studirens der Söhne. Nichterfüllung des vom Herzog gegebenen Versprechens): »ich werde nichts versäumen auf die Art wie Sie wünschen zu wirken«.

Suphan: Goethe und Herder S. 157.

(An Caroline Herder. Weimar 28. Oktober 1795.)

»Ihren Brief vom 14. October erhalte ich erst von Frankfurt zurück«. Kann nicht antworten »wir sind in der Denkungsart zu weit auseinander«. Vielleicht übernimmt Knebel die Vermittlung (was auch geschehen ist).

Suphan: Goethe und Herder S. 160.

(An Caroline Herder. Weimar 30. Oktober 1795.)

»Nicht um Ihre Meynung zu lenken, sondern um Ihnen die meinige vorzulegen« schreibe er, wolle sie aber nicht sprechen und nicht durch Knebel unterhandeln. 13 Punkte über die Noth der Familie, das Studium der Söhne, die Anerbietungen des Herzogs und die Ansprüche an denselben. »Durch die Versäumniss der Anzeige zur rechten Zeit, durch Forterhebung der jährlichen Gaben, durch das Verlangen eines Capitals als Anleihe, durch Annahme ausserordentlicher Beyhülfen, welche die Herzoginnen, soviel ich weis, in der Zwischenzeit den Kindern gereicht haben, durch völlige Vernachlässigung des Rathes und der Meynung des Herzogs über die Bestimmung Ihrer Kinder, ist die Sache so verwirrt und getrübt worden, dass die Liquidität Ihrer Forderung wohl schwerlich darzustellen sein möchte«. Auch nachher habe sie besonders in Bezug auf den Sohn Gottfried nach eigenem Willen gehandelt, den Rath des Herzogs verachtet und nur Geld verlangt. Dabei der »Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung als wenn Niemand ausser Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl von Gewissen habe«. »Ich erlaube Ihnen mich, wie einen andern Theater Bösewicht zu hassen« . . . . »Der Schaden liegt viel tiefer.

Ich bedaure Sie, dass Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufriedenheit Sie zu befördern keinen Beruf fühlen« . . . . »Ich werde keine Replik auf dieses Blat lesen und von dem Vergangnen kein Wort mehr sprechen. Können Sie sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern, können Sie wegen der Zukunft und wegen des Vergangnen billige Vorschläge thun, so lassen Sie mich sie durch Knebeln wissen. Ich weiss wohl, dass man dem das mögliche nicht dankt, von dem man das unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten für Sie und die Ihrigen zu thun was ich thun kann«.

Suphan: Goethe und Herder S. 161—164.

(An Knebel Weimar nach 17. Januar 1796.)

»Hierbey der versprochene Almanach«. K. möge das Geld holen.

W. Arndt S. 3.

(An Körner. Jena 22. September 1796.)

»Durch einen Mann für den ich«. Empfiehlt den Steuerrevisor Wölfel, der eine Erbschaftssache in Dresden zu betreiben hat. »Schiller ist nach seiner Art ganz wohl«: K. möge bei der Idylle (Alexis und Dora) »jener guten Tage gedenken, in denen sie entstand« (des K'schen Besuchs in Jena, Mai 1796): durch solche Arbeiten vergesse G. im Saalgrünen, dass er »jetzt eigentlich am Arno wandeln sollte«; kündigt den letzten Band seines Romans an. Meyer ist in Florenz.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 439 fg.

(An Körner. Weimar 8. Dezember 1796.)

»Eigentlich sollte es keine äussere Veranlassung«. Dank für K's Bemerkungen an Schiller über Almanach und letzten Band des Romans, die ihm eine »sehr erquickliche Erscheinung waren«; arbeitet jetzt an einem epischen Gedicht »das auf 6 Gesänge und 2000 Hexameter steigen kann«; bittet um die Partitur eines Duetts in der Oper: Il matrimonio segreto; macht auf das Werk der Frau v. Stael: »Ueber den Einfluss

der Leidenschaften« etc. aufmerksam, sie bringe »den Metallkönig ihres Gehalts« vor die Augen des Publikums. Grüsst K's »Frauenzimmer«. Die Heldin seines neuen Gedichts heisse »ich weiss nicht durch welchen Zauber« wieder Dorothea: freut sich an der Eisbahn: schickt eine Tonleiter zur Guitare.

v. Biedermann: Goethe-Forschungen S. 441—443.

(An Ch. de Villers. Weimar 11. November 1806.)

»Ihr freundlicher Brief lag auf meinem Tische, als die Adjutantur der französischen Generäle bey mir eintrat um Quartier zu machen«. Durch die Adresse wurde er den Männern bekannt: dankt dafür, für die ästhetische Einführung bei den Franzosen, endlich für V's Aufsatz: Erotique comparée.

Briefe von Benj. Constant etc. aus dem Nachlasse des Ch. de Villers hgg. von M. Isler. Hamburg. O. Meissner 1879. S. 98 fg.

(An Fr. Rochlitz. Karlsbad 27. Juli 1807.)

»Ew. Wohlgeboren haben mir durch Ihr letztes Schreiben«. Freut sich über die Erfolge des Weimarer Theaters in Leipzig, besonders auch darüber, dass seine eignen Stücke z. B. Die Mitschuldigen gut gegeben würden. »die lange Zeit, die ich mich gedulden musste, bis sie zu einer solchen Erscheinung gelangen konnten, hat mich nicht unempfindlicher gegen den Beifall gemacht«.

Mitgetheilt von G. Weisstein Voss. Zeitg. Berlin. Sonntags-Beilage 42. 19. Oktober 1879.

(An Knebel. Weimar 3. Mai 1808.)

»Herzlichen Dank, mein lieber Freund, für Deinen Gruss«. Schickt die Zeitschrift »Prometheus«, in welcher »Pandora« begonnen war, einen Bogen vom Faust, von dem schon Stellen in Tagesblättern cursiren. Hat mit den Dresdenern (Zeitschrift Phoebus von Adam Müller und H. v. Kleist) gebrochen. Rühmt die Zeichnungen des Malers P. O. Runge (1777—1810), der leider dem Tode entgegengeht.

W. Arndt S. 3. 4.

(An Bettina Brentano. Weimar 4. Mai 1808.)

»Da sich der durchreisende Passagier« (August). Dankt ihr und dem Fürsten Primas für die Aufnahme seines Sohnes, Achim v. Arnim für die Einsiedlerzeitung und bittet sie um einen Brief nach Karlsbad.

v. Loeper: La Roche S. 170, 171.

(An P. A. Wolff und Frau. Weimar 24. November 1809.)

»Da mir daran gelegen ist«, verspricht einen Urlaub auf 6 Wochen, wünscht aber die Sache geheim zu halten.

Martersteig: P. A. Wolff S. 63, 64.

(An Bettina Brentano. Weimar 5. Februar 1810.)

»Deine Schachtel, liebe Bettina, ist wie eine Glücksbombe ins Haus gefallen«. Dankt für Brief und »Deine nie versiegende Liebe«: die Frau dankt für das Maskenkleid. »Dein Albrecht Dürer . . . hängt an der Wand«.

v. Loeper: La Roche S. 186.

(An Amalie Wolff. Weimar 23. November 1810.)

»Sie haben, beste Wolff, neulich die Rolle der »Iphigenie« . . . fürtrefflich . . . dargestellt« . . . »Wenn ich aber an jenem Abend, indem ich Sie bewunderte, zugleich mit Horchenden, die mir schon einigen Verdruss gemacht hatten, mein Spiel trieb, so war sicherlich Mephisto nicht weit«. Sucht sie deswegen zu beruhigen.

Martersteig: Wolff S. 203.

(An Klinger. Weimar 8. Dezember 1811.)

»Ihre sehr liebe Sendung«. Ueberschickt Wahrheit und Dichtung I. Theil »im dritten erlauben Sie mir, dass ich Sie auch vorführe. Das räuchrige Zimmerchen neben der Klingelthür war ein gutes Nest, wo manches brütete«. Hofft, dass Kl. sich an der Erinnerung der alten Eigenthümlichkeiten freuen wird. Bittet um Namensunterschriften des Kaisers und der Kaiserinnen; er habe früher Vergangenes vertilgt, jetzt möge die Zeit des Bewahrens eintreten.

Burkhardt: Klingerhaus S. 68 fg.

(An Joh. Stolz in Aussig. Teplitz 28. Juni 1813.)

»Ew. Wohlgeb. hatte in diesen Tagen« zu sehen gehofft, schickt Mineralien. Sendet einige Bücher zur Unterhaltung, grüsst die Gattin, hofft auf baldiges Wiedersehn.

G. C. Laube: Goethe in Böhmen S. 23 fg.

(An Körner. Teplitz 28. Juli 1813.)

»Nur mit einem einzigen Worte des Dankes kann ich den Sachsenspiegel begleiten«. Hofft K. bald zu sehn.

von Biedermann: Goethe-Forschungen S. 447.

(An Kirms. Weimar 22. Oktober 1815.)

»Indem Unterzeichneter heute« sendet das Concept zur Entlassung des Wolff'schen Ehepaars. (Das Concept gedruckt bei Pasqué, Theaterleitung II. 213 fg.).

Martersteig: P. A. Wolff S. 93.

(An Bergmeister Löffl in Falkenau. Eger 26. August 1822.)

»Ew. Wohlgeb. verfehle nicht noch vor meiner Abreise« Dank abzustatten. Die Gedichte des »guten Firnstein« gewinnen beim wiederholten Lesen, hat mit Grüner über Veröffentlichung gesprochen.

G. C. Laube: Goethe in Böhmen S. 24.

(An Göttling. Weimar 10. Januar 1825.)

»E. W. freundlicher Besuch lässt einen längst gefassten Wunsch«. Aufforderung an der Gesammtausgabe zu helfen 1. Verbesserung von Druckfehlern. 2. Anmerken von Widersinn. 3. Durchführung einfacher Interpunktion. Honorar wurde gewährt.

Fischer: Göttling S. 3, 4.

(An Göttling. Weimar 22. Januar 1825.)

»E. W. geneigte Erklärung finde ganz meinen Wünschen gemäss«. Sendet die zwei ersten Bände und bittet um fernere Mittheilungen.

Fischer: Göttling S. 4.

(An Göttling. Weimar 12. März 1825.)

»E. W. spreche mit wenig Worten« Dank. Gibt völlige Freiheit in Betreff der Rechtschreibung, Flexion, Schreibung der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Interpunktion. Sendet Abschrift des Divan mit neu eingeschalteten Gedichten.

Fischer: Göttling S. 4. 5.

(An Göttling. Weimar 12. März 1825.)

»E. W. behellige mit noch einer Anfrage«. Ob die Inschrift: Caroli Augusti et Luisae regiminis atque matrimonii quinquagennalia MDCCCXXV passend sei. Er möge auch Prof. Osann's Urtheil einholen.

Fischer: Göttling S. 5.

(An Göttling. Weimar 9. April 1825.)

»E. W. danke abermals verbindlich«. Handelt über ein nicht näher bezeichnetes Gedicht. »Hierbei die Prosa zu jenen Gedichten«.

Fischer: Göttling S. 6.

(An Göttling. Weimar 23. April 1825.)

»E. W. verpflichten mich immer auf's neue«. Der Bundestag verspreche die Privilegien sämmtlicher Bundesglieder. Sendet 5. und 6. Band.

Fischer: Göttling S. 6.

(An Göttling. Weimar 7. Mai 1825.)

»E. W. die Bände 7 und 8. hiebei«. Besten Dank für seine Mitwirkung. »Auch Prof. Riemer und Dr. Eckermann helfen treulich zu mannigfacher Redaction und Reinigung: mein Sohn nimmt sich des Ganzen an«.

Fischer: Göttling S. 7.

(An Göttling. Weimar 28. Mai 1825.)

»E. W. den 9. und 10. Band hiebei übersendend«. Kann sich der Flexion »köstlichen Sinnes« nicht entschlagen, die, wie er meint, durch Lessings Briefe antiquarischen Inhalts in ihm entstanden sei.

Fischer: Göttling S. 7. 8.

(An Göttling. Weimar 18. Juni 1825.)

»E. W. halten sich überzeugt, dass ich das Geschäft des Grammatikers in seinem ganzen Umfang zu schätzen weiss und dass ich mir gern erst von ihm die Erlaubniss erbitte, als Poet mich einiger Freiheiten bedienen zu dürfen«. Bittet um Fortsetzung seiner Bemühungen.

Fischer: Göttling S. 8.

(An Göttling. Weimar 13. Juli 1825.)

»E. W. empfangen freundlich Beikommendes in Abschlag meiner immer wachsenden Schuld«. Sendet bald die nächsten Bände.

Fischer: Göttling S. 8.

(An Göttling. Weimar 23. Juli 1825.)

»E. W. erhalten hiebei die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre«. Empfiehlt als Ueberbringerin die Botenfrau Vollbrachten.

Fischer: Göttling S. 9.

(An Göttling. Weimar 21. September 1825.)

»E. W. äusserten neulich« die revidirten Bände nochmals durchzugehn. Sendet die zwei ersten, ferner den 2. und 3., ganz Manuscript.

Fischer: Göttling S. 9.

(An Göttling. Weimar 8. Oktober 1825.)

»E. W. verfehle nicht anzuzeigen». Correkturen zu Bd. 14. 15. 16 genehmigt, bittet für »hantiren« und »davon heulende Wölfe« um Nachsicht, billigt die vorgeschlagenen Formen »mehre, gypsene«, theilt mit, dass im 4. Band mehrere Gedichte aus den vorigen Bänden nochmals aufgenommen werden, dankt für die gehaltreiche Einleitungsschrift.

Fischer: Göttling S. 10.

(An Göttling. Weimar 29. Dezember 1825.)

»Indem Ew. W. ich beim Schlusse des Jahres« Dank bezeigen möchte, sendet »beiliegendes Paar wohlgerathener

Bildnisse, welche einem jeden verehrenden Angehörigen immer lieb und werth sein müssen«.

Fischer: Göttling S. 10, 11.

(An Göttling. Weimar 16. Januar 1826.)

»E. W. übersende hiebei« einige Bemerkungen eines aufmerksamen Lesers.

Fischer: Göttling S. 11.

(An Göttling. Weimar 4. März 1826.)

»E. W. überschicke gegenwärtig einen der ersten Bände«, bittet um Beschleunigung, da der Termin zum Druck naht. Betrachtung über Selbstbiographien: ob nicht Protestanten geneigter dazu seien als Katholiken.

Fischer: Göttling S. 11, 12.

(An Göttling. Weimar 28. März 1826.)

»E. W. Beifall, den Sie meinen Scherzen gegönnt«, war erfreulich, hat viele liegen, trägt aber Bedenken, sie zu veröffentlichen.

Fischer: Göttling S. 12.

(An Göttling. Weimar 17. Juni 1826.)

»E. W. übersende, dankbar« den 26. Band.

Fischer: Göttling S. 12.

(An Göttling. Weimar 12. August 1826.)

»E. W. haben mir durch die Bemerkung zum Phaeton« Vergnügen gemacht. Hat nun Diogenes Laertius gelesen und einen Artikel für »Kunst u. Alterthum« versucht. Schickt Cellini.

Fischer: Göttling S. 12, 13.

(An Göttling. Weimar 30. September 1826.)

»E. W. nehme mir die Freiheit eine schöne Dame zuzuführen, die sich dann selbst einleiten und einschmeicheln möge«. (Helena.) Beim Tilgen des Fehlerhaften der reimlos-

rhythmischen Verse, das er schon mit Riemer versucht habe, solle man nicht zu genau sein.

Fischer: Göttling S. 13.

(An Göttling. Weimar 11. November 1826.)

»E. W. übersende hiebei einen Brief« aus Augsburg (des Faktors Reichel) bittet die darin geäusserten orthographisch-typographischen Bedenken zu beantworten.

Fischer: Göttling S. 13, 14.

(An Göttling. Weimar 11. Dezember 1826.)

»E. W. haben abermals die Gefälligkeit« Bemerkungen aus Augsburg zu berichtigen.

Fischer: Göttling S. 14.

(An Göttling. Weimar 27. Januar 1827.)

»E. W. haben die Gefälligkeit, beikommende Sendung«, besonders die Interpunktion zu prüfen. Dankt für das glückliche Eingreifen in die »Tagebücher« (der Bibliothek?). Kündigt den Besuch Schmeller's an, der wegen der Portraite der Jenaer Professoren das Weitere besprechen werde.

Fischer: Göttling S. 15, 16.

(An Göttling. Weimar 18. April 1827.)

»E. W. muss ich abermals ansprechen«, den 1. Band der Taschenausgabe nochmals zu revidiren und mit dem Original zu vergleichen.

Fischer: Göttling S. 16.

(An Göttling. Weimar 23. April 1827.)

»E. W. erhalten hiebei den zweiten und dritten Band der Taschenausgabe«. Bittet um Vergleichung. Lädt ihn auf Sonnabend zu Tisch ein.

Fischer: Göttling S. 16, 17.

(An Göttling. Weimar 28. April 1827.)

»Eiligst mit dem besten Dank« legt etwas Freundliches für Halle bei.

Fischer: Göttling S. 17.

(An Göttling. Weimar 16. Juni 1827.)

»E. W. freundliche Aufnahme meiner letzten Sendung«. Möchte gern wieder einen Theil des Jahres in Jena zubringen. Bittet dem Grafen Sternberg die bibliothekarischen Schätze zu zeigen.

Fischer: Göttling S. 19.

(An Göttling. Weimar 3. Oktober 1827.)

»E. W. erhalten hiebei das Heldengedicht: Rudolph von Habsburg«. (von Pyrker) soll bei seiner Reise (nach Italien) ein Schreiben an den hochwürdigsten Verf. mitnehmen.

Fischer: Göttling S. 20.

(An Göttling. Weimar 24. Oktober 1827.)

»E. W. bemerkten neulich«. Bittet um einen Aufsatz über die neue Ausgabe von Niebuhrs römischer Geschichte für Kunst u. Alt.

Fischer: Göttling S. 20. 21.

(An Göttling. Weimar 17. November 1827.)

»E. W. haben mir durch die Entwicklung des niebuhr'schen Werkes ein grosses Geschenk gemacht«; sie wird in K. u. A. erscheinen. Bittet, den Divan nochmals durchzugehn. sendet nächstens die 2. Lieferung; die Oktavausgabe nehme sich gut aus.

Fischer: Göttling S. 21.

(An Göttling. Weimar 29. Dezember 1827.)

»E. W. erhalten in beigehendem Packet« die 2. Lieferung; ferner zur Durchsicht Bd. 7—9 und ein Manuscript früherer Conception. Freut sich über G's Reise.

Fischer: Göttling S. 22.

(An Göttling. Weimar 1. Februar 1828.)

»E. W. danke verpflichtet über den so heiter und schön ausgedrückten Antheil an meiner zuletzt mitgetheilten Arbeit«. Wünsche für die Reise, wird Briefe an Cigognara und Manzoni zur Einführung übersenden.

Fischer: Göttling S. 22. 23.

(An Göttling. Weimar 12. Februar 1828.)

»E. W. empfangen durch die Botenfrau« die erwähnten Briefe, ferner Medaillen, an Freunde in Italien, z. B. Kästner in Rom zu übergeben, einige Talismane. Dank für die bisherige Hilfe. Wünsche für die Reise.

Fischer: Göttling S. 23, 24.

(An Göttling. Weimar 25. Oktober 1828.)

»E. W. nehme mir die Freiheit ein Büchlein und ein Buch zu senden«, erbittet das erstere in 4, das letztere in 6 Wochen zurück.

Fischer: Göttling S. 60.

(An Göttling. Weimar 1. November 1828.)

»Durch eine Mahnung von Augsburg« müsse er das Büchlein früher zurück haben.

Fischer: Göttling S. 61.

(An Göttling. Weimar 8. November 1828.)

»E. W. erhalten hiebei die übrigen vier Bändchen der dritten Lieferung«. Freut sich der Früchte der italienischen Reise, will den 2. Aufenthalt in Rom im 29. Band behandeln.

Fischer: Göttling S. 62.

(An Göttling. Weimar 3. Dezember 1828.)

»E. W. erweisen sich nicht allein als der aufmerksamste Revisor, sondern zugleich als der wünschenswertheste Leser«. Handelt über die Wanderjahre.

Fischer: Göttling S. 64.

(An Göttling. Weimar 20. Dezember 1828.)

»E. W. das Manuscript des zweiten Theils übersendend« (der Wanderjahre), bittet um Eile. Der Grossherzog schenke der Jenaischen Bibliothek das kostbare Werk Musée des Antiques par Bouillon.

Fischer Göttling S. 65.

(An Göttling. Weimar 7. Januar 1829.)

»E. W. haben die Gefälligkeit« anzugeben, welche lateinischen Ausdrücke, womöglich aus einem antiken Verse man für: »Treuen Geprüften, Thätigen Geprüften« u. a. auf einer Medaille brauchen könnte. — Ein »geistreicher Freund und Kenner« habe Pomponius Mela verdächtigt.

Fischer: Göttling S. 68, 69.

(An Göttling. Weimar 17. Januar 1829.)

»E. W. erhalten hiebei die vierte Lieferung der kleinen Ausgabe und die erste der in Octav«. Dankt für die übersendeten lateinischen Inschriften und den Antheil am Inhalt der Wanderjahre (3. Theil).

Fischer: Göttling S. 70, 71.

(An Göttling. Weimar 27. Januar 1829.)

»E. W. verzeihen, wenn ich« die Märchen stückweise überliefere.

Fischer: Göttling S. 71.

(An Göttling. Weimar 9. Februar 1829.)

»Sehr ungern ersuche E. W.« die Revision zu beschleunigen, bittet wenigstens um den 13. Band.

Fischer: Göttling S. 73.

(An Göttling. Weimar 6. Mai 1829.)

»E W. sende hiebei die Tessera . . in originali« nebst einem Büchlein. Dank für G's umsichtiges Urtheil; Bemerkung über die Wirkung des Briefwechsels mit Schiller. Hofft bald nach Jena zu kommen.

Fischer: Göttling S. 74.

(An Göttling. Weimar 30. Mai 1829.)

»E. W. hoffte durch die wohlgerathene Abbildung« Roms von Fries und Thürmer, über die er einige Nachrichten mittheilt.

Fischer: Göttling S. 76.

(An Göttling. Weimar 1. Juli 1829.)

»E. W. erhalten hierbei abermals einiges Manuscript« (2. Aufenthalt in Rom).

Fischer: Göttling S. 76. 77.

(An Göttling. Weimar 21. Juli 1829.)

»E. W. fortgesetzte Theilnahme . . . ermuthigt mich zu abermaliger Sendung« . . . .

Fischer: Göttling S. 78.

(An Göttling. Weimar 15. August 1829.)

»Heute muss ich Ihnen, mein Theuerster«. Besorgt wegen Ausbleibens des Mscr., erbittet es mit der nächsten fahrenden Post.

Fischer: Göttling S. 78. 79.

(An Göttling. Weimar 22. August 1829.)

»E. W. habe die Unterhaltung mit Hn. Baron v. Stackelberg herzlich gegönnt«: sendet die neuesten fünf Bändchen und bittet um Annahme des beif. Honorars.

Fischer: Göttling S. 79.

(An Göttling. Weimar 8. November 1829.)

»E. W. muss ich leider eilig benachrichtigen«, dass er den griechischen Text des bekannten Gedichts nicht findet, bittet um eine Abschrift, um den Scherz mit einiger Mannigfaltigkeit durchzuführen.

Fischer: Göttling S. 83.

(An Göttling. Weimar 18. November 1829.)

»E. W. für die revidirten Bändchen verpflichteten Dank sagend« schickt ein neues, fügt den Stempel mit Serenissimi Chiffre bei und bittet um Nachricht von Dr. Weller.

Fischer: Göttling S. 83.

(An Göttling. Weimar 23. Dezember 1829.)

»E. W. Vorschlag den Bibliotheksdiener Liebeskind« auch beim Museum anzustellen, genehmigt; Resolution folgt. Legt ein ferneres Bändchen bei.

Fischer: Göttling S. 85.

(An Göttling. Weimar 27. Januar 1830.)

»E. W. übersende, mit immer neuem und gesteigertem Dank« den 29. und 30. Bd. Nimmt die Ehrenmitgliedschaft des archäologischen Instituts in Rom an, wird vielleicht einen Aufsatz für dasselbe einsenden, erbittet die »abgeschlossenen Tagebücher des vorigen Jahres«.

Fischer: Göttling S. 87, 88.

(An Göttling. Weimar 27. Februar 1830.)

»Am heutigen Morgen konnte mir nichts angenehmer«. Freut sich G's Wiederherstellung und dankt für die Uebersendung einiger Schriften. Schickt die Farbenlehre, in welcher die Uebersetzung eines griechischen Buches sich finde.

Fischer: Göttling S. 91, 92.

(An Göttling. Weimar 24. April 1830.)

»E. W. geneigtes Anerbieten«. Sendet den Entwurf eines Dank- und Entschuldigungsschreibens an die Warschauer Societät, das G. ins Lateinische übersetzen wolle.

Fischer: Göttling S. 92, 93.

(An Göttling. Weimar 26. Mai 1830.)

»Vor allen Dingen«. Dank für die lateinische Uebersetzung: kündigt 2 Geschenke des Grossh. Paares für die Bibliothek an: ein astronomisches Werk und ein Heft der brasilianischen Botanik. Wünscht ihn bald zu sprechen.

Fischer: Göttling S. 94.

(An Göttling. Weimar 30. Juni 1830.)

»E. W. darf ich wohl wieder einmal mit einigen Bändchen (34, 35) beschwerlich fallen« . . «Meines Sohns umständliche Tagesblätter reichen schon bis Venedig«. Frägt nach einer medicinischen Druckschrift des 15. Jahrh., ob ihre Holzschnitte von Mantegna seien.

Fischer: Göttling S. 94, 95.

(An Göttling. Weimar 5. September 1831.)

»E. W. von uns entfernt und in jenen Klostermauern, wenngleich als Abt, zu denken, fiel mir ganz unmöglich, und da gleiche Gesinnung der höchsten Behörde mir bekannt war, so konnte sich mir nichts angenehmer ereignen, als indem ich mich in dem Falle fand zu Ihrer Erhaltung, Beruhigung und bequemern Stellung beitragen zu können«. Wünscht Glück zur Reise. »Kaum darf ich hinzusetzen, wie sehr mich die freundlich glänzende Feier meines Tages auch in Abwesenheit gerührt hat«.

Fischer: Göttling S. 100.

(An David Knoll in Karlsbad. Weimar 6. Januar 1832.)

»Sie erhalten durch die fahrende Post« zwei Vorworte zu den Knoll'schen Sammlungen, dankt für die geschliffene Sammlung.

G. C. Laube: Goethe in Böhmen S. 24.

B. Neue Ausgaben der Werke.

Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. Sechsunddreissigster Theil. Geschichte der Farbenlehre. Die entoptischen Farben. Nachträge zur Farbenlehre. Register. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von S. Kalischer. Berlin. Gustav Hempel. XIX und 764 SS.

Der letzte Band der vortrefflichen Hempel'schen Ausgabe. Enthält mancherlei in die früheren Ausgaben nicht Aufgenommenes, z. B. Antonii Thylesii de coloribus libellus (S. 116—128): Geschichte des Colorits seit Wiederherstellung

der Kunst (S. 224—240) u. A.: zum ersten Male gedruckt ist: Farben des Himmels (aus der »Instruction für die sämmtlichen Beobachter der Grossherzoglichen Meteorologischen Anstalten« S. 619—625). Der Text geht bis S. 584, Kalischer's Anmerkungen bis S. 628; zur Revision des Textes bis S. 636; Personen- und Sachregister zu Theil XXXV und XXXVI bis S. 670: Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften (die von Riemer und Eckermann 1837 verfasste) bis S. 686; endlich: Register der in Theil 1—36 enthaltenen Aufsätze, Schriften, Dichtungen nach den Ueberschriften geordnet. (Vergl. darüber Julian Schmidt: Goethe- und Herder-Ausgaben. Preussische Jahrbücher Bd. 44, S. 440—447. Besprechung der letzten (naturw.) Bände der Hempel'schen Ausgabe.)

Goethe's Werke. Erste illustrirte Ausgabe mit erläuternden Einleitungen. Achte verbesserte Ausgabe. Fünfzehnter und sechszehnter Band. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. XVI und 662 SS. kl. 8⁰. (Auch unter dem Separattitel: Goethe's Italiänische Reise mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger.)

Die Anmerkungen »sollen dazu dienen, sprachliche Schwierigkeiten zu heben, den Sinn einzelner Ausdrücke zu erläutern, Nachrichten über die von G. behandelten Künstler und Kunstwerke zu geben, biographische Notizen über die Persönlichkeiten zusammenzustellen, mit welchen G. zusammentraf«. Von den blattgrossen Illustrationen (von W. Friedrich) sind neu: zu S. 218: Strasse in Neapel, zu S. 456: Trippel's Goethebüste; neu sind ferner alle die von demselben Künstler herrührenden in den Text eingedruckten Illustrationen, endlich die Initialen, Kopfleisten und Verzierungen, die am Anfang und Ende jedes einzelnen Abschnittes sich finden.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung. Erster und zweiter Theil. Berlin. Gustav Hempel (Bernstein und Frank). LXVI, 232, LII und 356 SS. 8⁰.

Eine vollständig neue Bearbeitung der von demselben Gelehrten, dem Meister der Goethe-Forschung, 1870 erschienenen Faust-Ausgabe (Goethe. Hempel Bd. 12, 13). Alle seitdem erschienenen Publikationen sind mit grösster Sorg-

samkeit benutzt. Die Anmerkungen sind sehr erweitert: gelehrte Bemerkungen, Sach- und Worterklärungen wechseln mit einander ab. Vieles ist ganz neu, z. B. die Anmerk. am Schluss des Walpurgisnachtstraum u. v. a. Die Verszählung ist durchgeführt: 1. Theil: 4252, 2. Theil: Zählung der einzelnen Akte: 1952, 1922, 1551, 1003, 1053. Die Textrevision ist berichtigt und erweitert. Für den ersten Theil sind keine neue Handschriften hinzugekommen, aber einige gedruckte Texte mehr verglichen worden (im Ganzen 10 Einzeldrucke, 7 Gesammt-Ausgaben). Für den 2. Theil statt 14, wie in der ersten Ausgabe, 28 Handschriften einzelner Bruchstücke benutzt. Jedem der beiden Bände ist u. d. T. »Literatur« eine alphabetisch geordnete »Angabe der in der Einleitung, den Anmerkungen und der Textrevision in abgekürzter Form angeführten Schriften« beigefügt. Auf den innern Werth dieser hochbedeutenden Ausgabe, durch welche Loeper seinen vielen Verdiensten um die Erforschung und Erklärung Goethe'scher Werke ein neues und vielleicht das grösste hinzugefügt hat, kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden.

C. Einzelschriften und Erläuterungen.

1. Allgemeines.

Aus Goethe's Frühzeit. Bruchstücke eines Commentares zum Jungen Goethe von Wilhelm Scherer. Mit Beiträgen von Jacob Minor, Max Posner, Erich Schmidt Strassburg. Trübner 1879. X u. 130 SS. 8⁰.

(Quellen und Forschungen Bd. XXXIV.)

Enthält Abhandlungen von Erich Schmidt: »Constantine« (Breitkopf, die unter der Arianne zu verstehen ist: Schöll, Briefe und Aufsätze. S. 21 ff., die aber ins Jahr 1769, nicht 1767 zu setzen sind) und Textkritisches. Von Scherer: »Deutsche Baukunst«, die 2 letzten Abschnitte gehören in den Herbst 1772, die drei ersten in die Strassburger Zeit. »Concerto drammatico«, Anf. Febr. 1773. Antwort auf ein Schreiben aus Darmstadt, Anklänge aus andern Briefen und Werken jener Zeit. »Jahrmarktsfest zu Plundersweilern« s. oben S. 174—185. »Satyros« vgl. oben S. 81—118, daselbst auch über die Artikel von Jul. Schmidt, G. v. Loeper, H. Pröhle, denselben

Gegenstand betr. »Herder im Faust«: Die Stelle »jetzt erst erkenn' ich was der Weise spricht« beziehe sich auf eine Aeusserung in der »ältesten Urkunde des Menschengeschlechts«. Die zwei letzten grössern Abhandlungen »Der Faust in Prosa« und »Der erste Theil des Faust« enthalten wichtige Untersuchungen über die ursprüngliche Form und die Entstehung des Werkes: die letztere zerfällt in 5 Theile: der prosaische Faust 1772: die ältesten gereimten Scenen 1772—1775: in und nach Italien 1788 und 1789; mit Schillers Antheil 1797 bis 1801: Abschluss 1806. — M. Posner und E. Schmidt theilen mit, dass Kilian Brustfleck (»Hanswurst's Hochzeit«) schon in einer Schrift des 17. Jahrh. und in einem Edikt Friedrich's II. 1775 als typische Figur genannt wird. Jakob Minor »Zur Stella« weist auf Weisse's Grossmuth für Grossmuth 1768 hin, in welchem ein ähnliches Motiv behandelt ist. (Vgl. oben Miscellen S. 379.)

Goethe-Forschungen. Von Woldemar Freiherr von Biedermann, Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rütten und Loening. 1879. VIII und 456 SS. gr. 8⁰.

Eine Sammlung der Goethe-Aufsätze, welche der Verf. seit 1855 in verschiedenen Zeitschriften: »Grenzboten, Archiv für Literaturgeschichte, Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung« oder in kleinen separat erschienenen Blättern veröffentlicht hatte: viele derselben sind verändert und umgearbeitet. Das Werk zerfällt in 6 Abschnitte: I. Zwei Gedichte Goethe's (an Frau v. Schiller und Christine v. Ligne). II. Quellen und Anlässe Goethe'scher Dramen. (1. Satyros [dazu Nachtrag S. 456], 2. Stella. 3. Claudine v. Villa-Bella, 4. Triumph der Empfindsamkeit, 5. Proserpina, 6. Iphigenie, 7. Vorspiel auf dem Theater zu Faust). III. Dramatische Entwürfe Goethe's (1. Belsazar, 2. Mahommed, 3. Prometheus, 4. Elpenor, 5. Nausikaa, 6. Zauberflöte zweiter Theil, 7. Trauerspiel in der Christenheit). IV. Goethe mit Zeitgenossen (1. Nicolai, 2. die von Fritsch, 3. Christian Gottlob von Voigt der Jüngere, 4. Krug von Nidda in Tennstädt, 5. Die Fikentscher). V. Vermischtes zur Goethe-Forschung (1. Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, 2. Goethe's Briefwechsel und seine 1868 veröffentlichten Briefe an v. Voigt, 3. Elisabeth Goethe, 4. Reimstudie). VI. Berichtigungen und Nachträge zu Goethe-Schriften des Verfassers (1. Zu G's Briefen an Eichstädt, 2. Zu G. und Dresden, 3. Zu G. und das sächsische Erzgebirge).

In dieser umfangreichen und werthvollen Sammlung, welche von der Verlagshandlung mit einem in Deutschland ungewohnten Glanze ausgestattet ist, sind ausser den Umarbeitungen vollständig neu I., 1. (s. oben S. 394). III., 2. 3. 5.: einzelne Briefe in IV., 2. und der VI. Abschnitt. Der letzte bringt 14 seit jener Zeit gefundene Briefe, von denen 2 bereits anderwärts gedruckt sind und eine Reihe wichtiger Ergänzungen und Erläuterungen; in IV., 2. sind einige Briefe zum ersten Male gedruckt.

III., 2. vermuthet, dass Goethe zum Mah. Turpin's la vie de Mahomet benutzt und druckt die auf M. bezüglichen Stellen aus »Dichtung und Wahrheit« sowie die im Gött. Musenalmanach f. 1774 und von Schöll 1846 gegebenen Bruchstücke ab. In Mah. finde man Anklänge an Faust.

III., 3. Das Drama »Prometheus« könne nicht vollendet sein. Nachweis aus dem Inhalt, der Nachschrift, welche nicht »Ende«, sondern »Ende des 2. Akts« laute, den Zeugnissen Lenz' und Schönborns; der später gedichtete Monolog (das Gedicht »Prometheus«) müsste als erster Akt vorangestellt und danach einige Aenderungen in den folgenden vorgenommen werden.

III., 5. Nausikaa. Verbindung des Schema mit den Bruchstücken. Statt Xanthe wird überall Eurymedusa gesetzt; st. Arete im 3. Auftritt: Nausikaa. Scherers Arbeit (s. S. 436) ist noch nicht berücksichtigt.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Text und Erläuterung in Vorlesungen von Alexander von Oettingen. Zwei Theile. Erlangen 1880. A. Deichert. XVI und 306, IV und 364 SS.

Gibt in der Einleitung eine kurze Geschichte der Faust-Literatur, verficht die Einheit und den innern Zusammenhang des gesammten Gedichts und will »diesen Einheitsgedanken consequent aus der reformatorisch-christlichen Geistesbewegung erklären, wie dieselbe in Goethe's Geist und Leben sich spiegeln müsste«. In den 8, den ersten Theil behandelnden Vorlesungen ist der Text im Wesentlichen mit abgedruckt; die aus der ersten Ausgabe (1790) entlehnten Stellen sind typographisch hervorgehoben; im 2. Theil sind Stellen ausgesondert, gekürzte neu zusammengestellt und »mit keuscher pietätvoller Hand geändert«. »Enragirte Goethekenner und Forscher mögen deswegen über den Verfasser »herfallen«. Die 1. Vorlesung handelt über den Stand der Faustkritik, 2. über Faustsagen,

Grundgedanken. 3. 4. über den ersten Akt. 5—8. über je einen der folgenden Akte. Der 2. Band enthält 6 Vorlesungen (9—14), von denen die 9. die Einleitung, jede der folgenden je einen Akt des zweiten Theils bespricht. Der Text ist mit allerlei Zuthaten: eckigen Klammern, Sternchen, Kreuzchen versehen, auch durch kleinere erklärende Bemerkungen unterbrochen. Die Zeichen deuten die Stellen an, an denen Oettingen Goethe's Worte geändert oder anderen Personen, als G. bestimmt hatte, in den Mund gelegt hat! Wenige Punkte zeigen an, dass Stellen (z. Theil recht grosse) des Textes ausgelassen sind.

Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde, gehalten von Dr. Otto Vilmar. Vierte Auflage. Marburg. N. G. Elwert. 1879. VIII und 303 SS.

Enthält ausser kurzen Bemerkungen über die lyrischen Gedichte, drei grössere Abschnitte: Faust und Wagner, Faust und Mephistopheles, Faust und Gretchen.

2. DRAMEN.

Karl Julius Schröer: Die Entstehung von Goethe's Faust. (Westermann's Monatshefte, 46 Bd., Aug. 1879, Heft 275, S. 607—623.)

Betrachtet den Frankfurter Aufenthalt 1769 als Entstehungszeit und findet in einem Briefe an Friederike Oeser die ersten Anklänge, versetzt von den 24 Scenen des ersten Theils 13 in die Jahre 1769—75 und zwar mit Ausnahme der Hexenküche sämmtlich bis zur Gartenscene einschl., ferner die Kerkerscene: in die Jahre 1776—86: Gretchens Stube, Brunnen, Zwinger, Dom: 1786—88: Hexenküche, Wald und Höhle: 1797: Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, Prolog im Himmel, Walpurgisnachtstraum, Trüber Tag, Nacht; 1800, 1801: Strasse vor Gretchens Thür, Walpurgisnacht. (Der Aufsatz ist bereits Nov. 1878 abgeschlossen. Der Verf. verweist auf seinen fortlaufenden handschriftlichen Kommentar zum Faust, dessen Veröffentlichung in Aussicht steht.)

Paul Haffner: Goethe's Faust als Wahrzeichen moderner Cultur. Frankfurt a. M. A. Foesser 1880. 40 SS.

Als Heft 1 des 1. Bdes. der »Frankfurter zeitgemässe Broschüren«. Besprechung (15 Abschnitte) in streng katho-

lischem Sinne. Der Faust enthalte nur Probleme, »die sich immer auf's neue verwirren«, die christliche Idee der Erlösung erscheine hier als »lebensmatte Erinnerung«.

Jüngste Phasen der Goethe'schen Faust-Idee. Von Dr. W. Gwinner.

(A. A. Z. No. 157. 158. 160, 161. 165, 171. 173. 174. 175).

Seltsame, an Paradoxen reiche Besprechung der Faust-Schriften von Fr. Vischer (Stuttgart 1875). K. Köstlin (Tübingen 1860). Julian Schmidt (Preuss. Jahrbücher 1877). K. Biedermann (Nord und Süd 1877). Kuno Fischer (Stuttgart 1878), W. Beyschlag (Berlin 1877).

Erich Schmidt: Kleinigkeiten zur Faust-Scene in Auerbachs Keller. (Arch. f. Lit.-Gesch. IX. 113—116).

1. Der Rippacher und seine Vettern. Nachweis aus einer Schrift um 1710.

2. Klein Paris, schon von Trömer Deutsch-Francos 1745. S. 260 gebraucht, freilich mit Bezug auf Berlin.

3. Zum Flohlied. eine Stelle aus Logau II. 9, 70.

4. Eine allegorische Deutung der »Gaukeley« vom Traubenschneiden bei J. B. Schupp: Geistlicher Spatziergang.

Heinrich Düntzer: Ueber zwei Stellen aus Goethe's Faust. (Höpfner u. Zacher, Zeitschrift für deutsche Philologie XI (1880) S. 66—73.)

1. Encheiresis naturae (Hempel XII, 62). Der Ausdruck E. aus Boerhave's Elementa chemiae Lpz. 1732. I. S. 29: E. n. bedeute »das Leben der Natur. den Geist des Lebens«.

2. Fideler im Walpurgisnachtstraum im Sinne von: Lustig, nicht Fiedeler (Geiger). wie v. Loeper schreibt.

Christian Semler: Der Zerbrochene Krug etc. Das Thema der Goethe'schen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt. Leipzig. E. Wartig's Verlag 1879.

Wilhelm Scherer: Goethe's Iphigenie in Delphi. (Westermann's Monatshefte. 46. Band. April 1879. Heft 271. S. 73—78.)

Mittheilung der Stellen aus Goethe's ital. Reise (18. Okt. 1786 bis 16. Febr. 1787). Hinweisung auf die Quelle: Hyginus.

auf Fr. Halm's Nachdichtung des Stoffs, und kurze Vermuthungen über den etwaigen Gang des Goethe'schen Stücks.

Wilhelm Scherer: Goethe's Nausikaa.
(Westermann's Monatshefte, 46. Band, Sept. 1879, Heft 276, S. 726—749.)

Versuch einer Wiederherstellung aus Plan, Schema und Bruchstücken. Im Scenarium ist der Name Nausikaa durch Arete ersetzt; die Vertraute heisst bald Eurymedusa, Xanthe, auch einmal Tyche. Entstehungsgeschichte: Ende Okt. 1786 Anfang des Nausikaaplans; zweifelhaft ob die Tagebucheinzeichnung: »Ulysses auf Phaea« einen literarischen Plan oder eine Selbstvergleichung bezeichnet; Andeutungen seien (Ital. Reise) 3. März, 3. April 1787, die Aufzeichnung des 2. Plans Taormina 7. Mai. — Andeutungen über G's. Benutzung des Homer; Einwirkung von Herder's Zerstreuten Blättern und Winckelmann's Kunstgeschichte. Charakteristik der Hauptpersonen: Ulysses, Nausikaa »ein classisches Gretchen, Naivetät verbunden mit Hoheit«, Nereus, Eurymedusa, Alkinous.

Wilhelm Scherer: Goethe's Pandora. Studien über Goethe.
(Deutsche Rundschau V, 7, S. 53—71).

Darlegung des Inhalts des Fragments, Andeutung der Fortsetzung: Prometheus (der Utilitarier) und Epimetheus, der alles über den nahen Nutzen Hinausgehende Umfassende versöhnen sich: Vermählung der Kinder. Pandora ist, wie Prom. und Epim. die mythologische Figur, aber symbolisch vertieft, sie ist nicht die Schönheit oder Dichtung, sondern umfasst Alles, wonach der ideal gesinnte Mensch sich sehnt, was aber von den Göttern gewährt werden muss. — Persönliche Beziehungen des Dichters, Stimmungen der Entbehrung und Vereinsamung wirkten auf das Werk ein; politische Momente: »Pandora ist eine Frucht des Friedens von Tilsit.« — Am Schluss der »Ausführungen« Zusammenstellung der Ansichten Anderer über das Werk.

Robert Boxberger: Zu Goethe's Grosskophta.
(Arch. f. Lit. Gesch. IX, 268—272.)

Führt als Quelle der Scene, in welcher die Nichte in der Krystallkugel die Königin zu sehen vorgibt, eine lange Stelle aus: Mémoire pour le comte de Cagliostro Paris 1786 an.

3. GEDICHTE.

Robert Boxberger: Zu Goethe's Gedicht: »Allerdings. Dem Physiker«. (Arch. f. Lit. Gesch. IX, S. 264—266.)

Anführung Haller'scher Verse: In's Innre der Natur u. s. w., aber gegen Nicolai, der diese bewundert hatte, gerichtet.

Robert Boxberger: Zu Goethe's »Dauer im Wechsel». (Arch. f. Lit.-Gesch. IX, 267, 268.)

Weist auf eine ähnlich lautende Stelle Giordano Bruno's hin.

Robert Boxberger: Zu Goethe's erstem cophtischem Liede. (Arch. f. Lit.-Gesch. IX, S. 266. 267.)

»Merlin der Alte« sei Reminiscenz aus einer Stelle des Ariost.

Goethe's »Hermann und Dorothea« und »Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Lithauen« von Mickiewicz. Eine Parallele mit Beigabe von mehreren übersetzten Auszügen aus dem letzteren Gedichte von Alexander Pechnik. Leipzig 1879, Wilhelm Friedrich. Commisions-Verlag. 101 SS.

Der erste Abschnitt (— S. 35) »Ist Hermann und Dorothea ein Epos?« kommt, mit besonderer Berücksichtigung von W. v. Humboldt's und Hegel's Ausführungen, zu dem Resultat, das Gedicht nach dem Vorgang des letztern ein »idyllisches Epos« zu nennen. Der zweite (— S. 46) »Die komischen und die pathetischen Elemente des Gedichtes Hermann und Dorothea« hat es besonders mit der Persönlichkeit des Apothekers und den Anspielungen auf die französische Revolution zu thun: der dritte (— S. 96) bespricht »die Composition des Gedichtes: Herr Thaddäus«: der vierte (— S. 101) gibt eine »Vergleichung beider Gedichte«, aus der doch nur hervorgeht, dass von einer Parallele kaum die Rede sein kann. Die Goethe-Forschung gewinnt durch das Büchlein Nichts und die Uebersetzungsproben des Mickiewicz'schen Epos lassen fast nur die Ungeschicklichkeit des Uebersetzers erkennen.

Das Tagebuch (1810). Von Goethe. Wien. Verlag von L. Rosner 1879. Titel z. Th. roth und schwarz in schöner Leisteneinfassung. 11 SS. gr. 8⁰. Oben an der ersten Seite Kopfleisten, bez. 1529 A. G.

Das Tagebuch. 1810. Von Goethe. Karlsbad. Hans Feller 1880. 16 SS. in 8⁰. Erste bis achte Auflage.

Abdruck des Gedichts und »Zeugnisse der Echtheit des vorstehenden Gedichts« a. Eckermann's Gespräche. 25. Febr. 1824. b. Riemer's Mittheilungen II, S. 624.

Goethefrevel. (Grenzboten 1879, IV. S. 103—109.)

Gegen die Veröffentlichung des »Tagebuch« in Wien und Karlsbad (als Herausgeber des letztern wird Dr. Hlawacek erwiesen). Die beiden Verlagshandlungen »haben durch ihre unfeine Speculation, durch die Veranstaltung ihrer höchst unerwünschten Separatausgaben eines der herrlichsten Goetheschen Gedichte herabgewürdigt auf die Stufen der Weinstuben- und Commisvoyageur-Literatur«.

An Herrn Prof. Wilh. Scherer. Von einem Alten aus der »Stillen Gemeinde«. (Grenzboten 1879. III. S. 157—163.)

Bemerkungen über Goethe's Gedicht: »Füllest wieder Busch und Thal«, Schuberts Composition desselben, in welcher Str. 5, 6, 7 ausgelassen sind, und Vergleichung der jetzigen Fassung (1789) mit der frühern (1778).

»So ist der Held, der mir gefällt«. Von A. T. Brück. (»Die Gegenwart« No. 26, S. 408, 409.)

Versuch, das so bezeichnete 6strophige Gedicht (zuerst gedruckt 1833) G. abzusprechen, der (22. Juni 1827 an Kanzler Müller) »seine Manier nicht darin wieder fand«. Trotzdem es 1816 an Zelter geschickt (Mädchens Held. 8 Strophen) und von ihm componirt, trotzdem es (Hempel 5. S. 249) im Nachlass der Sophie von La Roche als ein G'sches aufbewahrt sei, gehöre es wohl einer Dichterin des 17. Jahrhunderts an.

Widerspruch dagegen erhebt Xanthippus, Gegenwart 1879, No. 31, S. 79, der Ossian'sche Anklänge in den Versen: »Auf den Lippen träufeln Morgendüfte, Auf den Lippen säuseln kühle Lüfte« findet.

Zu Goethe's »Deutschem Parnass«. Von Hermann Henkel. (Arch. f. Lit.-Gesch., IX. Bd., S. 200—206.)

Betrachtet dasselbe weder als eine Schilderung des eignen Entwicklungsgangs des Dichters, (Viehoff), noch als Satire gegen Herder und dessen Forderung einer unmittelbaren

sittlichen Wirkung der Poesie (Düntzer), noch als Satire gegen Gleim (Lichtenberger), sondern als Ballade, welche nur die Schilderung des Lebens auf dem Parnass zum Gegenstande hat.

Robert Boxberger: Zu Goethe's Xenion auf Moritz.
(Arch. f. Lit.-Gesch. IX. (1879). S. 116.

Anführung einer anderweitigen Beurtheilung des Schlichtegroll'schen Nekrologs.

4. ERZÄHLUNGEN UND PROSASCHRIFTEN.

Goethe's Briefe an Lotte und Werther's Leiden.

In E. Gnad: Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung IV in 146 SS. Triest, Schimpff 1879.

Goethe's Märchendichtungen. Von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. VII und 252 SS.

Enthält eine einleitende Abhandlung über G's. Märchendichtungen und ihre Deutung, sodann den Abdruck der Märchen: »der neue Paris: die neue Melusine: das Märchen in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« nebst Betrachtungen über ihre Entstehung, Würdigungen und Erläuterungen derselben, sodann eine chronologische Uebersicht der Literatur und »Uebersicht der Personen des Märchens von der schönen Lilie und ihrer Deutung«. Die Deutung im Einzelnen kann hier nicht mitgetheilt werden: bei der neuen Melusine pflichtet M. v. W. der Lucius'schen Ansicht bei, dass das Märchen mit steter Berücksichtigung der Sessenheimer Verhältnisse geschrieben sei, aber in die Diskussion der Motive gehöre, die den Dichter an Friderike untreu werden liessen: bei dem dritten deutet er Land der Lilie = Reich der Poesie, Jüngling = Genius der Menschheit, Fährmann = Sinn für das Schöne, Schlange = Phantasie.

»Die guten Weiber«. (Mag. f. Lit. d. Ausl. 1879. 49. S. 758.)

Cardano's Methode, jeder Geliebten, die er zu verlassen im Begriff steht, einen kleinen schönen Löwenhund zu schenken, (Hempel, XVI. 176) wird von Christian II (Daudet, Les rois en exil, Paris 1879) in merkwürdiger Weise nachgeahmt. In einem Briefe an die Redaktion (a. a. O. 1880 Nr. 3, S. 42) erklärt Daudet diese Uebereinstimmung als seltsames Zusammentreffen.

Robert Boxberger: Zu dem Räthsel: »Da sind sie wieder«.
(Arch. f. Lit.-Gesch., IX, 268.)

Erklärt die Worte: »Wenn er (der Schneider) auch Höllen aus Höllen packte«. so: wenn er auch all sein gestohlenes Tuch dazu nähme.

Robert Boxberger: Zu Goethe's Sprüchen in Prosa.
(Arch. f. Lit.-Gesch. IX, 275, 276.)

Weist nach, dass das von Goethe aus Schweinichens Denkwürdigkeiten entlehnte Wort: Mannräuschlein eigentlich: Mauräuschlein (Diminutiv für Margarethe, Schw's. Gattin) heissen müsse.

Wilhelm Förster: Zur Geschichte einer astronomischen Episode in Wilhelm Meisters Wanderjahren.
(Westermann's Monatshefte 46. Band, Juni 1879, Heft 273, S. 330—336.)

Es soll der Wahrscheinlichkeitsbeweis geliefert werden, dass die Herzogin-Wittwe. Marie Charlotte Amalie von Sachsen-Gotha-Altenburg, geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen, wenigstens für den astronomischen Theil (Buch I, 10. Cap. u. a.) der Geschichte Makariens in »Wilhelm Meister's Wanderjahren« das Vorbild gewesen ist, und dass Makariens Astronom mit Niemanden anders zu vergleichen ist als mit dem berühmten Astronomen Franz Xaver von Zach (1754 bis 1832.)

S. Kalischer: Zur Geschichte einer astronomischen Episode in Wilhelm Meister's Wanderjahren.
(Westerm. Monatshefte, August 1879. Bd. XLVI.)

Bemerkt zu dem Förster'schen Aufsatz, dass die Abhandlung über Mathemathik, welche der Astronom bei dem ersten Zusammentreffen Wilh. mit Makarien vorliest, die Goethe's: »Ueber Mathematik und deren Missbrauch« (Hempel'sche Ausg. 34, S. 130) ist.

K. Möbius: Ueber die Goethe'schen Worte: Leben ist die schönste Erfindung der Natur und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben: Rede beim Antritt des Rectorats. gehalten am 5. März 1879. Kiel. 16 SS. 4°.

G. Wustmann: Ein angeblich goethischer Kunstaufsatz.
(Grenzboten 1879. 1. Heft. S. 25—30.)

Ders.: Die altdeutschen Bilder im Leipziger Museum und Goethe's angeblicher Aufsatz über sie.
(Beiträge zur Kunstgeschichte. 2. Heft. Leipzig 1879. S. 1 ff.).

Versuch, den Aufsatz: »Nachricht von altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen« (Werke. Hempel 28, S. 553 bis 554) als nicht-goethisch zu erweisen, vielmehr J. G. Quandt, dem Leipziger Kunstfreund zuzuschreiben. (Doch könnte man auch annehmen, dass G. Quandt'sche Notizen benutzte und mit Zusätzen versah.)

II. Biographisches.

A. Allgemeines.

Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Julius Frese. Zwölfte verbesserte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart. Carl Krabbe. XXIII und 475, XIV und 580 SS.

Hinzugekommen ist Bd. I: Achter Anhang, in welchem die Schriften von Beaulieu-Marconnay über Fritsch und Keil: »Vor hundert Jahren« angeführt und deren Resultate angenommen werden; Bd. II ist der 5. Anhang: Bettina und Christiane ausgelassen. Der Text ist im Wesentlichen unverändert, hinzugefügt ist I. 162 eine längere Anmerkung (Friderike), welche auf die Schriften von Lucius und Baier Rücksicht nimmt und II. S. 493 fg. eine längere Textstelle über Suleika-Marianne. Ausgelassen ist die in den früheren Ausgaben enthalten gewesene Stelle über Goethe's Empfang in Frankfurt 1814 (Willemers Scherz). Da also der verdienstvolle Herausgeber auch an dem Texte ändert, so würde er nun, nach dem Tode von Lewes (dessen er in der Vorrede gedenkt) durch Umarbeitung mancher Theile wesentlichen Nutzen stiften.

Goethe. Von Michael Bernays. Allgemeine deutsche Biographie Bd. IX. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1879. S. 413—448 (q. 52 SS. in Lex.-8⁰. Auch separat erschienen: J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei

Biographieen von Michael Bernays. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1880. 144 SS. kl. 8⁰. Goethe bis S. 115.

Knappe Zusammenstellung des Lebens und der Werke, mit ganz besonderer Berücksichtigung des biographischen Elements, angemessen der Sammlung, in welcher der Artikel veröffentlicht ist. Goethe's Beziehungen zu Frauen, vor Allem Friederike, Charlotte v. Stein, Christiane Vulpius sind sinnig und würdig geschildert. Die »Literarische Notiz« am Schlusse des Artikels lobt u. A. die Hempel'sche Ausgabe (Loeper, Biedermann, Kalischer) und verurtheilt die Lewes'sche Biographie.

Goethe's Leben von H. Düntzer. Mit 50 Illustrationen und 4 Beilagen. Leipzig. Fues's Verlag (R. Reisland). 1880. XII und 657 SS.

Quellenmässige Biographie, die hauptsächlich Genauigkeit der Daten anstrebt, das äusserlich Biographische, die Beziehungen des Dichters zu Freunden und Freundinnen bis ins Einzelste verfolgen will, der dichterischen Werke nur gedenkt »ohne ihren künstlerischen Werth und ihren geistigen Gehalt durch Zerlegung aufzuzeigen, bei den wissenschaftlichen Arbeiten blos ihre Bedeutung für das Wirken und die Bildung des Dichters, sowie ihren Werth für die Entwicklung der Wissenschaft hervorheben« will. Das Werk zerfällt in 10 Bücher: 1. Elternhaus und Vaterstadt 1749—1765; 2. Die Studentenjahre 1765—1771; 3. Advokat und Dichter 1771 bis 1775; 4. Die Weimarischen Dienstjahre 1775—1786; 5. Italien 1786 und 1787; 6. Haus und Heerd 1788—1794; 7. Der Dioskurenbund 1794—1805; 8. Die politischen Nothjahre 1805—1814; 9. Neues Leben 1814—1823; 10. Rastloses Ende 1824—1832. Unter den 50 Illustrationen sind 12 Bilder von Goethe aus den verschiedensten Zeiten, 1 Blatt mit seinen Briefunterschriften 1784—1827. 4 blattgrosse Abbildungen von Autographen: Brief an Buri 1764, Diplom für Gerning 1805, 2 Gedichte an Frau v. Mandelsloh 1827 und mehrere kleinere Facsimiles, Bildnisse von Goethe's Eltern und Schwester, Freunden: Merck, Schlosser, Karl August, Herder, Schiller, Wieland; Freundinnen und Geliebten: Käthchen Schönkopf, Friderike Oeser, Frau von La Roche, Charlotte Kestner, Lili, Frau von Stein, Corona Schröter, Christiane Vulpius, Herzogin Amalia, Bettina von Arnim, Marianne von Willemer; Abbildungen von Goethehäusern und der Fürstengruft. — Ausstattung des Buches, Druck und Papier sind vorzüglich.

Goethe. Eine biologische Studie. Von A. T. Brück. (»Die Gegenwart«. 1879. Nro. 1, S. 8 10.)

Knüpft an den Aufenthalt des Verfs. in Weimar (Frühjahr 1826) an. wo er freilich G. nicht sah; Notizen über sein Essen, »Vielgenuss der Speisen«, Trinken. Schlafen. äussere Erscheinung (David Veits Schilderung), Liebesverhältnisse. letzte Krankheit.

B. Biographische Einzelheiten.

Alexander Baumgartner S. J.: Goethe's Jugend. Eine Culturstudie. Freiburg i. Br. Herder 1879. 153 SS. in 8⁰.

Streng katholisch: »Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach X». Behandelt in 12 Abschnitten die Jugendgeschichte, beginnend mit »liberaler Jugenderziehung« und mit »Titanenpoesie und Prosa« schliessend. Beständige Wendung gegen den Liberalismus. Hervorhebung von Goethe's Unsittlichkeit u. s. w. »Eine neue deutsche Bildung«, so schliesst der Verf., »hat er nicht geschaffen, er hat blos der französischen Revolutionscultur zu einem glänzenden deutschen Gewande geholfen«.

(Vgl. Düntzer: Ein Jesuit über Goethe in Ffter. Ztg. 1880, No. 10 und 11.)

Friederike Brion von Sessenheim. Ein Beitrag zur Friederiken-Literatur von Dr. Alfred Moschkau. Mr. F. D. H. Leipzig. Louis Senf. 23 SS. 8⁰.

Enthält 4 Abhandlungen: 1. Ueber Porträts und Handschriften der Friederike Brion. 2. Vier Stammbucheinträge Friederikens. 3. Die Strassburg-Sessenheimer Goethe-Periode in meiner Goethe-Bilder-Sammlung. 4. Die Friederiken-Literatur (letztere nicht ganz vollständig). Die Abhandlungen waren zum grössten Theil bereits in den von M. herausgegebenen Blättern für »Porträt- und Autographensammler« veröffentlicht.

Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Dr. Albert Bielschowsky. Breslau. Schletter'sche Buchhandlung. E. Franck 1880. 47 SS. 8⁰.

Darstellung nach den bekannten Quellen: besondere Berücksichtigung der Angaben von Lucius: Anordnung der Briefe. die S. 22 ff. modernisirt abgedruckt werden. nach

Baier. Goethe für schuldig erklärt: Gretchen im Faust nach Friederikens Vorbild geschaffen (S. 29, A. 1): drei Besuche in Sessenheim werden unterschieden. Die Schrift ist sehr zierlich ausgestattet.

Goethe in Giessen (1772). In: O. Buchner: Giessen vor hundert Jahren. Giessen. Roth 1879. S. 55—60.

Abdruck der bekannten Stelle aus Dichtung und Wahrheit. mit Versuchen zur Berichtigung einzelner Angaben. Goethe's Namen findet sich nicht unter den Ein- und Auspassirenden im Wochenblatt. Doch ist möglich. dass er einmal (zwischen 2. und 15. Aug. 1772) gleichzeitig mit Baron v. Kielmannsegge als »Herr Legat.-Secr. Wanderer« im Einhorn logirte. (Wbl. 1772. No. 33. 18. Aug.)

Goethe und Charlotte Kestner, von Hermann Kindt.
(»Die Gegenwart« 1879. No. 12. S. 183—185.)

Gegen Lewes' Darstellung »Lotte sei (1816) in Weimar halb zärtlich halb kokett« entgegengetreten, theilt zwei Briefe eines Sohnes Lottens in Hannover (Febr.—Apr. 1863) an einen englischen Freund, und eine durch dieselbe hervorgerufene Antwort von Lewes (20. Mai 1863) mit, welcher das Schiefe seiner Darstellung anerkennt und die Berichtigung dankbar annimmt.

Lili's Bild, geschichtlich entworfen von Graf F. H. v. Dürkheim. Nördlingen C. H. Beck.

Biographie der Lili (Elisabeth Schönemann aus Frankfurt, 1758—1817). Verf. ist der Gemahl der Enkelin L's. und bemüht sich, die Vorwürfe. welche theils von Goethe. theils von dessen Biographen gegen Lili erhoben worden sind, zu entkräften. Ueber jenes Verhältniss gibt der Verf. thatsächlich nichts Neues: zu Lili's Charakteristik sind ihre zum ersten Male mitgetheilten an die Ihrigen gerichteten Briefe von grossem Interesse.

(Anknüpfend an dies Buch Preuss. Jahrb. XLIII, S. 258 bis 263 (G. Wendt) und Grenzboten XXXVIII, 2, S. 305 bis 322, 390 bis 408.)

Ueber Goethe und Weimar. Von Jakob Bächtold.
(Neue Züricher Zeitung 7. und 8. Nov. 1879.)

Gibt interessante Auszüge aus dem Werke »Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in

Paris, übersetzt (d. h. verfasst) von K[aspar] R[isbeck] 1783. 2 Bände«, über den Herzog, Wieland, Herder, Goethe und des Letztern Einfluss auf die Literatur.

Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg (hgg. von K. Schwarz. Rudolstadt 1878. II. S. 53.)

Sagt in seinen Reisebriefen, vom Aufenthalt in Weimar sprechend (1. Nov. 1788): Mais ce qui me chagrina encore plus vivement, c'est que Mr. Goethe qui vient tout chaud de Rome me fit naître quelques soupçons sur mon os de Scipion, (einen angeblichen Knochen, Schädelknochen Scipio's?). Goethe erwähnt in seinen biographischen Schriften des Landgrafen, der in der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz verdient, nicht: dass er 1772 und 1780 am Hofe in Homburg war, geht aus Merck's Briefen und Goethe's an Frau von Stein (2. Jan. 1780) hervor. Die Hofdame Frl. v. Ziegler (Goethe's Lila) wird in dem Schwarz'schen Buche (I. S. 148—180) breit, ohne Mittheilung neuen Materials, behandelt.

Adam Friedrich Oeser. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts von Dr. Alphons Dürr. Mit sieben Holzschnitten. Leipzig. A. Dürr 1879. X u. 256 SS. gr 8.

S. 101—135. Will einen Beitrag geben zu G's Verhältniss zur bildenden Kunst. Quellenmässige Darstellung nach »Dichtung und Wahrheit«, Briefe an die Leipziger Freunde und Goethe's gelegentliche und spätere Aeusserungen. Zum ersten Male benutzt (aber nicht auf G. bezüglich) drei Briefe Oesers 1775, 1780, 1785. S. 151 Abbildung des von G. beschriebenen Vorhangs des Leipziger Theaters. S. 195. A. 3 »Gellert's Monument von Oeser« abgedruckt.

Bernhard Suphan: Goethe und Herder von 1789—1795. (Preuss. Jahrb. Bd. XLIII. S. 85—100. 142—183. 411—436.)

Zerfällt in drei Abschnitte: 1. Weimar oder Göttingen 1789. 2. Das Zerwürfnis 1795. 3. Ein Capitel aus den Erinnerungen. Theilt aus dem Nachlass Herders eine grosse Anzahl Briefe und aus den von Caroline Herder geschriebenen Erinnerungen (die sich von den gedruckten wesentlich unterscheiden) Mittheilungen mit, die wichtig sind für die Entstehung des Zerwürfnisses zwischen G. und H. Dasselbe sei nicht durch Neid, sondern durch Missverständniss, Nahrungssorge, leidenschaftliche Wallung hervorgerufen. S. 415 fg.

Anm. Berichtigung der in »Aus Herders Nachlass« I, No. 13—23 gedruckten Briefe G's über die Berufung nach Weimar; S. 415—428 Capitel aus den ungedruckten Erinnerungen Carolinens: »Herders Verhältniss mit Goethe nebst einer Beilage: Voigt«. Sechs Briefe an Herder und Caroline (Mai — Aug. 1789, Sept. und Okt. 1795) s. oben. — Ueber den Unterschied zwischen G. und H. heisst es: »Eine durchaus verschiedene Auffassung des Humanitätsideals, und damit in engstem Zusammenhange eine verschiedenartige Schätzung der Poesie und ihrer Wirkungen auf den modernen Menschen, und ebenso nothwendig daraus entspringend ein politischer Antagonismus — das sind auseinandertreibende Gewalten, die ihr Werk vollenden mussten, auch wenn es gegolten hätte, einen noch engern Bund zu sprengen«.

Goethe als Naturforscher in Böhmen. Ein Vortrag, gehalten bei der VIII. Wanderversammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen am 1. und 2. Juni 1879 zu Eger. Von Dr. Gustav C. Laube. Mit einer Beilage von bisher ungedruckten Briefen Goethe's. Separat-Abdruck aus den »Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen«. Achtzehnter Jahrgang. Erstes Heft 1879/80, Prag, 1879. Druck von A. Haase, vorm. Gottlieb Haase Söhne. 24 SS. 8⁰.

Besprechung der Beziehungen Goethe's zu Stolz, Löss, Knoll (s. oben Briefe 1813, 1822, 1832), Sternberg, Grüner u. A. nach bekannten Quellen.

Goethe in Eger. Aus seinem Tagebuche und Mittheilungen von Augenzeugen, bearbeitet von Vincenz Prökl, Inspector und emer. Archivar in Eger, Inhaber der königlich schwedischen grossen Medaille in sui memoriam. Wien, Gerold u. Comp. 1879. 16 SS.

Enthält eine Abbildung von Goethe's Denkmal im Garten des Hotels »Kronprinz Rudolf« in Eger, das am 1. u. 2. Juni 1879 enthüllt worden ist. Die Darstellung fasst die aus dem Buche des Rathes Grüner und Goethe's Annalen bekannten Thatsachen kurz zusammen. (Vgl. auch Ed. Reichl: Goethe's Beziehungen zu Eger. Augsb. Allg. Zeitg., 16. Sept. Beil.)

Goethe und der Grossherzog Georg von Mecklenburg. Von Hermann Kindt. (Die Gegenwart. No. 21. S. 332. 333.)

Theilt aus einer wenig verbreiteten Schrift: »Grossherzog Georg v. Mecklenburg« (Neustrelitz. Barnewitz) den mehrfach gedruckten Brief G's, Dornburg 3. Sept. 1828 mit. Dank für die alte Wanduhr, welche der Grossherzog aus dem Vaterhause des Dichters hatte ankaufen und demselben zum 80. Geburtstage hatte überreichen lassen.

Goethe und Byron. Unvollendete Abhandlung von Adam Mickiewicz.

(Mag. für Lit. des Ausl. Leipz. 1879. 6. Sept. No. 36. S. 553—555.)

Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte. von Max Martersteig. Leipzig. L. Fernau. Mit dem Porträt Wolffs, nach der Wichmann'schen Büste. XII und 327 SS.

Schildert Cap. 2—7 (S. 9—105) W's. Verhältniss zu G., seine Bedeutung als bedeutendster und treuester Schüler dieses Meisters, konnte aber dafür nichts Neues bieten, sondern musste sich beschränken, das Vorhandene zu sammeln und zu sichten. Auch die Beziehung W's. zu G., nachdem Ersterer Weimar verlassen, sind gut auseinandergesetzt. S. 178 G's. Verse bei Uebersendung einer Blumen-Lyra zu Wolffs Begräbniss. Mittheilung einiger gedruckter und ungedruckter Briefe G's., vgl. oben 23. Nov. 1810 u. a. Nicht berücksichtigt ist in den obigen Regesten ein Erlass der Theatercommission 31. Mai 1804 (Martersteig, S. 312) und ein Billet über den Kleiderstreit mit Frau Wolff. 12. Febr. 1816 (das. S. 97 fg.)

Anton Schlossar: Goethe und zwei innerösterreichische Theaterdirectoren im 18. Jahrhundert in: A. Schl.: Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark. Wien. W. Braumüller. S. 129—172.

Behandelt G's Beziehungen zu dem Theaterdirector Jos. Bellomo (1782—1790) und zu der ursprünglich zu dessen Truppe gehörenden Christiane Neumann. B's Theaterleitung in Graz (1791—1797); dessen Nachfolger K. Domaratius (1797—1813), der einige Jahre unter G's Leitung in Weimar gespielt hatte. Von G. ist in dem Aufsatz herzlich wenig die Rede.

Goethe's Stellung zur Religion (Separatabdruck aus Zillers Jahrbuch für wissenschaftliche Pädagogik. 1879). Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde der Universität Leipzig von

Eugen Filtsch aus Hermannstadt in Siebenbürgen. Langensalza. Druck von Hermann Beyer und Söhne. 1879. 98 SS. in 8°. Preis: 1 M. 60.

In Goethe's Stellung zur Religion werden drei Perioden unterschieden: 1. die genial-naturalistische, 2. die idealistisch-classische, 3. die der milden Vereinigung aller Gegensätze »in sittlich-reifer, immer weiter gehender Verschmelzung seiner religiösen Ueberzeugungen mit den Grund- und Hauptgedanken des Christenthums und der milden einsichtsvollen Würdigung der individuellen Züge der einzelnen Kirchen und Confessionen, sowie sonstiger fremder Standpunkte«. Die Ausführung zeigt ziemliche Vorurtheilslosigkeit der Auffassung und genaue Kenntniss von Goethe's Werken.

Theodor Arndt: Gothe's Verhältniss zum Alten Testament. (Jahrbücher für protestantische Theologie. 1880. Leipzig. Heft I. S. 162–184.)

Behandelt hauptsächlich die Stellen aus »Dichtung und Wahrheit«, die Würdigung der Bibel in den »Materialien zur Farbenlehre« und die biblischen Anklänge im Divan.

Fr. Zarncke: Zwei Goethe-Büsten. (A. A. Z. No. 100, Beil. 10. April.)

Handelt über die zwei zu gleicher Zeit von Chr. Dan. Rauch und Friedr. Tieck gefertigten Goethe-Büsten (Weimar Aug. 1820). Die erstere allgemein bekannt und verbreitet; die letztere 1870 im Berliner Museum wiederentdeckt, von H. Manger 1872 in colossalem Massstabe nachgebildet, von der Eichler-schen Officin in Berlin in Gypsabguss hergestellt.

(Ueber diese Tieck'sche Büste: Illustr. Ztg. 3. Febr. 1872).

Herm. Rollet: Zu den Goethe-Silhouetten. (Beil. z. Allg. Ztg. 24. Okt.)

Bespricht 2 Silhouetten im Besitze K. v. Lützow's in Wien. Erbstücke von dessen Grossmutter, der 1845 verst. Frau v. Loder. Von diesen Bildnissen ist das erste 1778, das zweite vor 1790 zu setzen. R. theilt mit, dass »sein seit Jahren vorbereitetes Goethe-Bildnisswerk, für dessen Herausgabe auch schon der Verleger bereit ist, in der Hauptsache druckfertig ist«.



ANZEIGEN.

GOETHE-FORSCHUNGEN

VON

WOLDEMAR FREIHERR VON BIEDERMANN.

Gebunden Mark 9.

»Wer sich irgend eingehender mit Goethe beschäftigt hat« — sagt Julian Schmidt in einer Besprechung — »kennt den Verfasser als einen der einsichtvollsten Forscher in dieser Richtung und wird sich freuen, diese Aufsätze, die sich über alle möglichen Zweige der Goethe-Literatur verbreiten, nun zusammen zu haben«. Zeugen dieselben von gründlichen, wissenschaftlichen Studien, so wollen sie doch keineswegs ausschliessend oder auch nur vorwiegend dem wissenschaftlichen Gebrauch dienen und gewiss werden dieselben nicht blos von Literaturkennern im engeren Sinne willkommen geheissen werden, sondern literarisch Gebildeten überhaupt eine angenehme Lektüre bieten.



LESSINGS
PERSÖNLICHES UND LITERARISCHES VERHÄLTNIS
ZU
KLOPSTOCK.

VON

DR. FRANZ MUNCKER
PRIVATDOCENT A. D. UNIVERSITÄT MÜNCHEN

Geheftet Mark 5. —

Wie mit Klopstock die deutsche Poesie im engeren Sinne, so beginnt mit Lessing unsere neuere grosse Literatur überhaupt; dem ersten wahrhaften Dichter tritt der grösste Kunstrichter aller Zeiten zur Seite: die Werke, mit welchen Klopstock unsere neuere Poesie eröffnet, wählt Lessing zum Gegenstand seiner Besprechung und begründet damit die ästhetische Kritik.. Von diesem Gesichtspunkt behandelt der Verfasser die Beziehungen beider Geistesheroen, unter deren gemeinschaftlichem Wirken sich unsere gesammte Literatur so erfolgreich entfaltet hat.

Briefe Goethe's

an Sophie von La Roche und Bettina Brentano

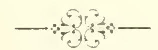
nebst dichterischen Beilagen

herausgegeben

von

G. von Loeper.

Zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmals.
1879 (LI u. 214 Seiten). Geheftet 6 Mark.



Goethe.

Vorlesungen

gehalten an der Königl. Universität zu Berlin

von

Herman Grimm.

Zweite verbesserte Auflage.

In einem Bande. 1880. Geheftet M. 6. —, elegant in Leinwand gebunden M. 7. 20, in feinsten hellen Kalblederband gebunden M. 9. —



Literatur zu *Goethe's* und *Schillers* Leben und Werken aus dem Verlage der J. G. COTTA'schen BUCHHANDLUNG in STUTTGART:

Auerbach, B., Goethe und die Erzählungskunst. Vortrag, gehalten in der SingAkademie in Berlin. gr. 8⁰. Mk. 1. —

Biedermann, W. v., Goethe und das Sächsische Erzgebürge. Nebst Ueberblick der gesteinkundigen und bergmännischen Thätigkeit Goethe's. 8⁰. Mk. 6. —

Boas, E., Schiller und Goethe im Xenienkampf. Zwei Theile. gr. 8⁰. Mk. 1. 75

Boisserée, Sulpiz. Zwei Bände. gr. 8⁰. Mk. 13. —

Bratranek, F. Th., Goethe's Egmont und Schiller's Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. gr. 8⁰. Mk. 1. 50

Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807—1832. gr. 8⁰. Mk. 7. —

— zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). Herausgegeben mit Lebensnachrichten u. s. w. von Theod. Creizenach. Zweite vermehrte Auflage mit 2 Portraits und 1 Illustration. Mk. 10. —
In elegantestem Einband Mk. 15. —

— zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Dritte Auflage. Zwei Bände. gr. 8⁰. Mk. 7. —

— zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Zweite vermehrte Auflage. Mk. 5. —

— zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von W. Vollmer. Mit dem Portrait J. F. Cotta's. gr. 8⁰. Mk. 12. —

Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. gr. 8⁰. 75 Pf.

Deinhardt, H., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. Erster Band. 8⁰. Mk. 1. 50

Düntzer, H., Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild. Zwei Bände. 8⁰. Mk. 16. —

— Charlotte von Stein und Corona Schröter. 8⁰. Mk. 4. 50

Eckermann, J. P., Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe. 8⁰. Mk. 3. —

Fischer, Kuno, Goethe's Faust. Ueber die Entstehung und Composition des Gedichts. 8⁰. Mk. 4. 50

Goedeke, K., Goethe's Leben und Schriften. Zweite Auflage. 8⁰. Mk. 6. —

Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. Mit einem Portrait, einer Silhouette und drei Facsimiles. Zweite Auflage. 8⁰. Mk. 4. —

Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. gr. 8⁰. Mk. 4. 50

Hermes, Dr. J. H., Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller. 8⁰. Mk. 2. —

Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt. Mit vier Portraits. gr. 8⁰. Mk. 3. —

— Kalender vom 18. Juli 1795—1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Russwurm. gr. 8⁰. 60 Pf.

— Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. (Von Andreas Streicher.) 8⁰. 80 Pf.

— Leben von Caroline von Wolzogen. Verfasst aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Fünfte durchgesehene Auflage. Mk. 2. —

Schiller und Lotte. 1788—1805. Dritte, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von Fielitz. Mit 3 Portraits. 3 Bände. Mk. 9. —
In 3 Leinenbänden Mk. 12. —

Schiller-Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart. Mit einem Stahlstich und Facsimile. Mk. 5. 50

Schillerfeier 1859. Verzeichniss der Schiller's Tochter eingesandten Festgaben. gr. 8⁰. 50 Pf.

Schiller, Charlotte von, und ihre Freunde. Mit sechs Abbildungen. Drei Bände. gr. 8⁰. Mk. 8.

Teichmanns, J. V., Literarischer Nachlass. Herausgegeben von Fr. v. Dingelstedt. gr. 8⁰. Mk. 7. 50

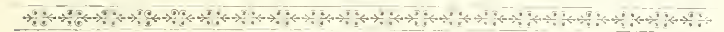
Uhde, H., Goethe's Briefe an Soret. 8⁰. Mk. 6. —

— Goethe, J. G. v. Quandt und der Sächsische Kunstverein. Mit bisher ungedruckten Briefen des Dichters. Mk. 3.

Urlichs, L., Briefe an Schiller. 8⁰. Mk. 10.







Im Verlage von WILHELM BRAUMÜLLER in WIEN, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Meister und Buchhändler des Freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M., wird in den nächsten Monaten erscheinen:

DIE GOETHE-BILDNISSE

biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt

von

DR. HERMANN ROLLETT.

Mit Radirungen von Wm. Unger, Heliogravuren und vielen in den Text gedruckten Holzschnitten.

Ein hochinteressantes, bisher merkwürdigerweise ganz unbebaut gebliebenes Feld der *Goethe-Forschung*, welches sich biographisch und kunstgeschichtlich ungemein ergiebig erweist, wird hier — gründlich und vollständig durchgearbeitet — in erfreulichster ungeahnter Reichhaltigkeit *zum erstenmale* erschlossen.

Goethe's Antlitz und Gestalt, wie sie als wahrhaftes Spiegelbild seiner grossartigen Seele in sprechendster Formung erschienen, wie sie von der Kunstkraft seiner Zeit in den verschiedensten Lebensperioden des Welt-Dichters und in den verschiedensten Modifikationen seines Aeusseren und Inneren auf die mannigfachste Art zur bildlichen Darstellung gekommen, werden in diesem Werke mit umfassender Berührung aller der reichen Beziehungen nach allen Richtungen eingehend, doch ohne Weitschweifigkeit, theils in Beschreibung, theils auch zugleich in Abbildung, vor's Auge geführt.

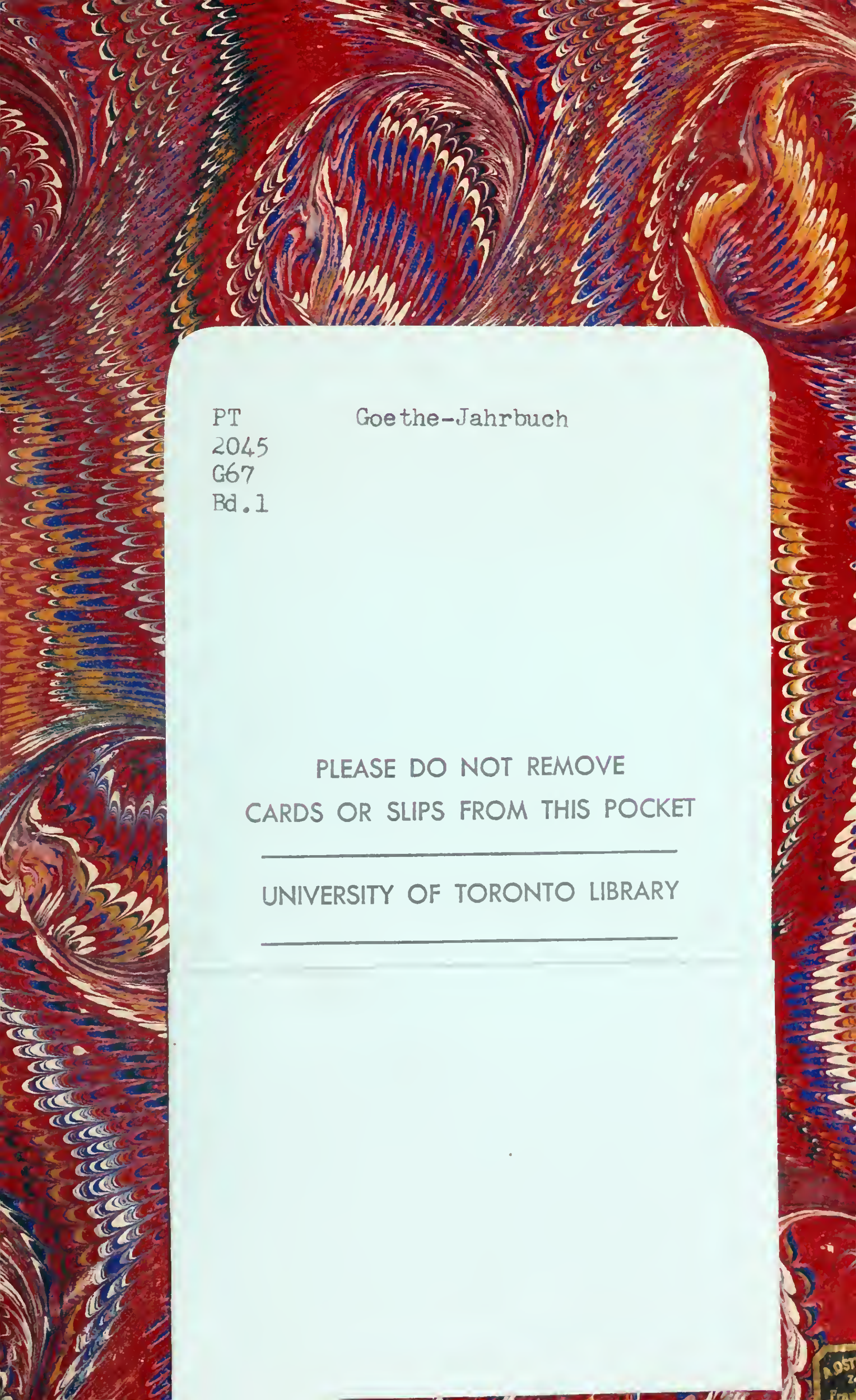
Der bekannte Verfasser hat auf diese, den Goethe-Freunden durch seine vorläufige Mittheilungen in der »Allgemeinen Zeitung« schon vor einiger Zeit angekündigte biographisch-kunstgeschichtliche Arbeit mehr als zehn Jahre des Sammelns und Durcharbeitens verwendet, was bei dem Umfang und der Umständlichkeit der Ausführung derselben auch begreiflich und erklärlich ist, und nur durch die Verwerthung vielfältiger Kenntnisse, durch Geduld und Ausdauer und durch die schätzbare Beihilfe bewährtester Goethe-Forscher war es durchzusetzen, endlich zum möglichst erreichbaren Ziele zu gelangen.

Die *Goethe-Literatur* erhält mit diesem Werke eine wesentliche Bereicherung, nicht nur von überraschendem Umfang (es werden über *100 Original-Bildnisse* des Dichters und über *300 Reproduktionen* derselben nachgewiesen, chronologisch beschrieben und zum grossen Theil auch in entsprechendsten Nachbildungen beigegeben), sondern auch von wesentlicher Bedeutung, welche durch die Anführung von Belegstellen aus weit über hundert Werken der Goethe-Literatur und durch kritische Beurtheilung der einzelnen Bildnisse noch beträchtlich erhöht und vergrössert wird.

Die künstlerische Ausführung der Illustrationen ist den bewährtesten Kräften anvertraut. Die *Haupt-Bildnisstypen* werden als *Einzelblätter* gebracht, die *übrigen* in *Holzschnitt-Umrissen* in den *Text* eingedruckt.

Das würdigst ausgestattete Werk erscheint in 5 Lief. von ca. 8 Bog. gr. 4°.




PT
2045
G67
Bd.1
Goethe-Jahrbuch
PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

